

Deutsche Rundschau

BAND CCLIV
(Januar – Februar – März 1938)

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertvierundfünfzigsten Bande

(Januar - Februar - März 1938)

Michael Freund: Die USA. zwischen Neutralität und Weltmachtpolitik . . .	1
Wolfgang Windelband: Internationale Höflichkeiten	6
Meinulf Küsters: Bewegung im Islam	8
Rudolf Pechel: Wasmuß	12
Walther Pahl: Der „Suezkanal der Luft“	16
A. R. Lindt: Der Persische Golf	17
Paul Fechter: Die Rückkehr zur Havel	23
August Scholtis: Petr Bezruč	27
Die ewige Wirklichkeit	33
Bernhard Düll und Traute Düll: Kosmisch gelenktes Leben	38
Rundschau	50
Gerhart Pohl: Sturz der Göttin. Erzählung. I.	59
Literarische Rundschau:	
H. Paeschke: Das Gesicht der minoischen Kultur	67
R. Pechel: Geschichte und Politik	68
Werner Bergengruen: Schwarze Weide	70
R. Pechel: Romane und Novellen	71
E. K. Wiedemann: Von Sommer, Herbst, Tieren und Menschen	77
Eugen Diesel: Vor der Jahrhundertmitte	81
Franz Mariaux: Vier Jahre Frankreich	88
Gertrud Kleinau: Sozialismus in Frankreich	94
Die ewige Wirklichkeit	100
Adolf Reichwein: Amerikanischer Horizont	106
Gustav E. Müller: Amerikanisches Universitätsleben	114

Paul Fechter: Schopenhauer und das Jahrhundert	123
Gerhart Pohl: Sturz der Göttin. Erzählung. II.	128
Rudolf Pechel: Lob des Scharlatans	139
Rundschau	147
Literarische Rundschau:	
Th. Haubach: Wetterzonen der Weltpolitik	154
R. Pechel: Mahnung an Europa	155
K. Wiedenfeld: Wehrwirtschaftliche Fragen	155
R. Pechel: Ein vorbildlicher Atlas	156
E. K. Wiedemann: Neue Romane	157
R. Pechel: Gesundung des Herzens	158
Walther Pahl: Der angelsächsische Aufmarsch zur See.	161
Die Karte des Monats	170
Otto Freiherr v. Taube: Zwischenstaatliche Besitzregelungen	171
Die ewige Wirklichkeit	176
Kurt Kluge: Das Leben der Werke	179
Otto Gmelin: Iberische Fahrt.	185
Werner Hollmann: Moderne Medizin und medizinische Romantik	190
Paul Fechter: Der Kampf mit den Umwelten	195
Rudolf Pechel: Die Formierung der Reaktion in Frankreich 1789 – 1815	199
Gerhart Pohl: Sturz der Göttin. Erzählung. III.	207
Rundschau	214
Eugen Diesel: Das politische Auto	218
Margret Boveri: Ein Vierteljahr Außenpolitik	226
Literarische Rundschau:	
Ch. v. Zeromski: Eine deutsche Frau	235
R. Pechel: Die Eilmansöhne	235
Kalender	236
Deutsche Bergsteiger	236
G. K. Schauer: Die drei Brüder	237

Die USA. zwischen Neutralität und Weltmachtpolitik

Bemerkungen zu der Neutralitätsgesetzgebung der USA.

Das „Experiment Roosevelt“ hat in der Außenpolitik der USA. keinen geringeren Umsturz hervorgerufen als in der Innenpolitik. Die Union hat in den letzten Jahren zur Weltpolitik neu Stellung zu nehmen und neu ihre Haltung zu den großen weltpolitischen Problemen zu bestimmen gehabt.

Der Anstoß für die Neubestimmung der USA. um ihre Stellung in der Welt ist der Abessinienkrieg gewesen. Unter dem Eindruck des Abessinienkrieges haben sich die USA. die drei großen Neutralitätsgesetze des 31. August 1935, des 29. Februar 1936 und des 1. Mai 1937 geschaffen. Diese Neutralitätsgesetze sind ein denkwürdiger Versuch, die Haltung der USA. zu den Weltkonflikten in einer dauernden und grundsätzlichen Weise zu bestimmen. Denkwürdig ist der Versuch schon durch den Glauben, dem Verhalten der USA. zur „Welt“ ein Gesetz geben und ihre Weltpolitik in feste Regeln prägen zu können. Es hat der Leute nicht wenige gegeben, die sich dagegen wandten, die Hände der USA. zu binden und „Gesetze gegen die Vorsehung“ zu machen. Präsident Roosevelt selbst hat sich gegen ein starres Neutralitätsrecht gewandt. Der Gang der Dinge hat bewiesen, daß man durch die Neutralitätsgesetzgebung allein der Außenpolitik einer Weltmacht das Gesetz nicht vorzuschreiben vermochte.

Die Urheber der Neutralitätsgesetze hatten sich die Aufgabe gestellt, „die USA. aus den Kriegen der Welt herauszuhalten“. In den Jahren 1935 – 1937 schien dies die übermächtige Sorge des amerikanischen Volkes zu sein: wie können wir uns dagegen schützen, in die Weltkonflikte hineingerissen zu werden, die Amerika in einem großen Erschrecken überall in der Welt neu aufbrechen sah. Die Neutralitätsgesetze schienen von der Entschlossenheit bestimmt, um jeden, aber auch um jeden Preis die Wiederkehr der Intervention der USA. in einem Weltkrieg zu verhindern.

Die Politik, die auf diese Weise um die USA. einen Kordon gegen die Weltkonflikte ziehen wollte, hatte mächtige Bundesgenossen aufzurufen. Die alte außenpolitische Ideologie der USA. kam ihr zu Hilfe. Seit alters ist die Alte Welt für die Vereinigten Staaten ein „dunkler Erdteil“ des Machtkampfes und des Völkerrasses. Auf der Flucht vor einer Welt, in der die Gewalt und die Macht das Gesetz geben, so glaubt die Mehrheit des amerikanischen Volkes, seien die USA. entstanden. Von zwei Ozeanen geschützt, nie eine geschlossene Macht vor sich, in einem staatenleeren Raum angesiedelt, hat sich die amerikanische Nation ganz selten ihres Daseins als Volk und als Staat wehren müssen. Sie hat oft genug ihr Glück als eine Tugend und die Not der anderen als ein Laster angesehen.

An den Wiegen der Kinder Europas schon sieht diese amerikanische Ideologie die Furien des nationalen Hasses sitzen: Europa werde nie von dem Gedächtnis längst entschwundener Dinge und Schlachten loskommen. Es sei ein Schlachtfeld gewesen, es sei heute ein Schlachtfeld und werde ein Schlachtfeld bleiben.

Europa, das ist der Krieg! Mit diesem Kampfruf ist der Angriff gegen alle Vorschläge und Schritte geführt worden, die die USA. in Konflikte Europas zu verwickeln drohten. Mit dieser Losung hat mit nahezu elementarer Wucht die amerikanische Volksstimmung das Völkerbundsprojekt Wilsons verworfen. Seitdem ist der Nichtbeitritt der USA. zum Genfer Verbands zu einem Axiom in der amerikanischen Außenpolitik geworden. Die amerikanische Außenpolitik mag dieses Axiom manchmal umgehen; es zu bestreiten und ihm direkt entgegenzuhandeln hat noch kein Staatsmann der USA. nach dem Weltkriege gewagt.

Auf dem Kräftefeld, auf dem über die Außenpolitik der USA. entschieden wird, ist die Abneigung des amerikanischen Volkes gegen die Teilnahme an einem Weltregiment eine bestimmende und zuweilen übermächtige Komponente. Wie immer es um die ideologischen Sympathien bestellt sein mag, die Vereinigten Staaten haben sich bisher von allen Institutionen ferngehalten, die den „Weltfrieden“ sichern wollen, indem sie Krieg gegen den „Angreifer“ führen und die Menschheit in den Weltkrieg, „der dem Krieg ein Ende macht“, stürzen. Gewollt oder ungewollt haben die Vereinigten Staaten den Völkerbund durch ihre Abwesenheit von vorneherein zum Scheitern verurteilt, und er wäre auch ohne seine sonstigen Gebrechen als bestimmender Faktor der Weltpolitik allein durch die Nichtbeteiligung der USA. zugrunde gegangen. Die USA. haben auch wesentlich dazu beigetragen, die entscheidende Maßnahme im Sanktionskampf gegen Italien, nämlich die Ölsperrre, zu Fall zu bringen. Am 12. Februar 1936 hat ein Expertenkomitee des Sanktionsausschusses festgestellt, daß die Ölsperrre nur dann Erfolg haben könne, wenn die USA. sich daran beteiligten. Das Neutralitätsgesetz der USA. vom 29. Februar 1936 aber enthielt das Embargo nicht und die Ölsperrre des Genfer Bundes, die wahrscheinlich den Krieg gebracht hätte, erschien nun obendrein noch als sinnlos. Mussolini konnte so am 3. März 1936 sagen, daß der amerikanische Kongreß sich um den Weltfrieden verdient gemacht habe.

Im Nach-Kriegseuropa hat man vom „Ende der Neutralität“ gesprochen. Wo es keinen erlaubten Krieg mehr gibt, wo der lokalisierte Krieg aus der Welt geschafft ist, kann es auch keine Neutralität mehr geben. Der lokalisierte Krieg, hat es in Genf geheißen, ist der legalisierte Krieg. Die Vereinigten Staaten haben ideologisch nicht wenig — etwa durch den Briand-Kellogg-Pakt zur Achtung des Krieges — dazu beigetragen, diese Auffassung zu fördern; durch ihre praktische Politik aber haben sie das Meiste getan, diese Auffassung um den Sieg in der Weltpolitik zu bringen. Während in Europa die Theorie des unteilbaren Friedens, das heißt des unteilbaren Krieges, das Feld zu beherrschen schien, haben die USA. Neutralitätsgesetze geschaffen, die weit über das bisher geübte Neutralitätsrecht hinausgingen und in denen die weltpolitische Wasserscheide des amerikanischen Volkes völlig die Oberhand behalten zu haben schien.

In diesen Neutralitätsgesetzen haben die Vereinigten Staaten den alten

großen Grundsatz ihrer Außen- und Weltpolitik über Bord geworfen: die Freiheit der Meere. Dieser Verzicht sollte der Preis sein, den die Union dafür zahlen wollte, daß der nächste Weltkonflikt an ihrer Tür vorüberging. Die USA. haben diese Preisgabe unter dem Eindruck der Untersuchung über die Rüstungsindustrie vollzogen, die im Frühjahr 1934 in die Wege geleitet wurde. Eine rührige Gruppe unter Führung des Senators Nye hat es dabei verstanden, Amerika mit der Vorstellung vertraut zu machen, daß der Profit der Kriegslieferanten es vor allem sei, der die USA. in den Krieg zu treiben drohe. Diese Gruppe startete eine Bewegung, den Profit aus dem Kriege auszuschalten (to take profit out of war), und glaubte, man könne dem amerikanischen Kapital die Verlockungen zu einer kriegerischen Politik nehmen, indem man ihm die Konfiszierung aller Profite im Krieg androhte. (Der Endeffekt aller Projekte zu diesem Zweck ist aber schließlich doch nur die Vorbereitung der wirtschaftlichen Mobilisierung der USA. gewesen.) In der durch die Nye-Gruppe hervorgerufenen Stimmung haben die USA. auf das einst eifersüchtig gehütete Recht der „Neutralen“ verzichtet, die kriegsführenden Mächte zu beliefern und nur vor der formellen Blockade und der wirklichen Kriegskonterbande weichen zu müssen.

Die Vereinigten Staaten haben nicht nur darauf verzichtet, dem „neutralen Handel“ den Schutz ihrer Macht zu verleihen; sie sind darüber hinausgegangen und haben ein formelles Verbot der Kriegslieferung in ihrer Neutralitätsgesetzgebung verankert. Das erste Neutralitätsgesetz vom 31. August 1935 schreibt vor, daß der Präsident beim Ausbruch eines Krieges ein Waffenausfuhrverbot gegen die kriegsführenden Mächte zu erlassen habe. Das Gesetz ist bindend und läßt dem Ermessen des Präsidenten wenig Spielraum. Es soll paritätisch wirken, wie denn auch schon vor dem Neutralitätsgesetz die USA. im Chakofkonflikt ein paritätisches Waffenembargo erlassen haben, während die Genfer Mächte ein Embargo allein gegen das widerspenstige Paraguay durchführten. „Behandelt sie alle gleich“, höhnte in der Kongressaussprache vom 31. Januar 1936 der Abgeordnete für Pennsylvania Richardson, „Recht oder Unrecht, Gerecht oder Ungerecht, Gut oder Böse, Angreifer oder Opfer, Christ oder Heide, Gelb oder Weiß, Tyrannei oder Demokratie, Herr oder Sklave, Stark oder Schwach. Was ist das für ein Unterschied? Behandelt alles gleich!“

Diese „Parität“ und Unparteilichkeit des Neutralitätsrechtes bedeuten natürlich in einem jeden Fall eine Stellungnahme für und wider. Denn die Fälle sind wohl selten, wo das Waffenembargo die beiden kriegsführenden Mächte in völlig gleicher Weise trifft. Das wurde insbesondere offenbar, als sich die USA. an die entscheidende Frage machten, was denn Kriegsmaterial sei und wie weit sich das Ausfuhrverbot für „Rüstungsmaterial“ zu erstrecken habe. Das Embargo im Abessinienkonflikt wäre eine „paritätische Maßregel“ geworden; aber allein Italien hätte es getroffen.

Das eben macht die Neutralitätsgesetze der USA. weltpolitisch so bedeutsam, daß in ihnen allen doch wieder ein weltpolitisches Für und Wider steckt. Das erwies sich besonders, als schließlich am 1. Mai 1937 das lang erstrebte Gesetz Wirklichkeit wurde, das das Neutralitätsrecht der USA. grundsätzlich und

dauernd bestimmen sollte: am 29. Februar 1936 waren die Neutralitätsakte vom 31. August 1935 nur mit einigen Änderungen, deren wichtigste das Anleiheverbot für kriegsführende Mächte war, verlängert worden.

Während des Kampfes um die Neugestaltung der Neutralitätsakte war meist vorgeschlagen worden, die Ausfuhr der für die Kriegführung nötigen Materialien (Öl, Kohle, Metalle u. dgl.) auf den Durchschnitt der letzten fünf Friedensjahre zu beschränken. Der endgültigen Regelung in dem Gesetz vom Mai 1937 gibt der sogenannte Cash-and-Carry-Plan das Gesicht, der die Fähigkeit der Angelsachsen, „das Beste aus beiden Welten zu machen“, ins schönste Licht stellt. Der Plan ist weniger eine Maßnahme der Neutralität als eine Vorkehrung, mit allen Mitteln eine Verwicklung der USA. in den Krieg hintanzuhalten. Der Plan läuft darauf hinaus, daß die USA. zwar nicht die Belieferung mit kriegswichtigen Materialien unterbinden, aber dafür sorgen, daß sie die amerikanischen Häfen nicht als amerikanische Waren und nicht auf amerikanischen Schiffen verlassen. Wann immer nämlich der Präsident findet, daß es zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Neutralität der USA. und zum Schutze amerikanischer Bürger und des amerikanischen Handels zweckdienlich ist, kann er bestimmen, daß derartige Materialien in den USA. nur bar gekauft und nur auf nicht-amerikanischen Schiffen befördert werden dürfen.

Das Neutralitätsgesetz, wie es jetzt gilt, ist von zwei Seiten angegriffen worden. Die Nye-Gruppe hat es befehdet, weil es dem Präsidenten zuviel Freiheit des Ermessens gibt und ihm die Möglichkeit läßt, außen- und machtpolitische Erwägungen sprechen zu lassen, anstatt nichts zu tun und nichts tun zu können, als die USA. um jeden Preis und mit allen Mitteln aus jedem Krieg und jedem Konflikt herauszuhalten. Die Nye-Gruppe hat auch die Anwendung des Gesetzes auf den Konflikt im Fernen Osten verlangt, als der Präsident zögerte, nach den Worten des Neutralitätsgesetzes „zu finden, daß ein Kriegszustand bestehe“.

Auf der anderen Seite steht eine von Senator Borah geführte Gruppe, die das Gesetz als defätistisch, sanktionistisch und völkerbundsverwandt bekämpft. Befehdet die Nye-Gruppe mehr die Ermächtigung für den Präsidenten, das Gesetz nicht anzuwenden, so fürchtet die Borah-Gruppe mehr die tatsächliche Anwendung des Gesetzes. Sie bekämpft vor allem die Preisgabe des alten Neutralitätsrechtes und den Verzicht auf die Freiheit der Meere. Sie ist schroff gegen jede Verwicklung der USA. in fremde Konflikte, aber nicht pazifistisch wie die Nye-Gruppe: für bestimmte Dinge müsse man immer kämpfen und dazu gehöre die Freiheit der Meere, an die die glorreichsten Traditionen der USA. geknüpft seien. Diese Gruppe mißtraut der pazifistischen Ideologie, die zu dem Neutralitätsgesetz Pate stand, weil sie den Umschlag der pazifistischen Idee in den „Weltkrieg für den Frieden“ und in den „Krieg, um dem Krieg ein Ende zu machen“, fürchtet. Das Gesetz bedeute die weltpolitische Verlängerung der Sanktionsfront der Genfer Institution. Geschickt angewandt könne das Gesetz im gegebenen Augenblick Lücken schließen, die die Blockade der europäischen Kollektivpolitik gelassen habe. Das Gesetz verbinde, hat der bedeutende amerikanische Jurist Bassett

Moore ausgeführt, Mord und Selbstmord: die USA. wollten andere Völker zum Verhungern bringen, indem sie sich selbst wirtschaftlich erdrosselten.

Diese Auseinandersetzung um das Neutralitätsgesetz macht seine geschichtliche Bedeutung zur Genüge offenbar. Die Cash-and-Carry-Politik soll nach offiziellen Äußerungen dann angewandt werden, wenn die Lieferung kriegswichtiger Stoffe durch die USA. droht, Verwicklungen hervorzurufen, also wenn eine starke Flotte sie zu stören vermag. Die USA. verbinden sich so durch ihr Neutralitätsrecht mit den seebeherrschenden Mächten. Zudem begünstigt das Neutralitätsrecht der USA. die wirtschaftlich Stärkeren. Wer bar bezahlen kann, kann sich die Reservoirs der USA. an Öl, Kohle, Metall, an allem, „was den Krieg nährt“, sichern. Die Vereinigten Staaten dürfen zwar kraft des Neutralitätsgesetzes keine Anleihen mehr an die kriegsführenden Mächte geben, wenn der Präsident findet, daß Krieg besteht. (Das ist für den Präsidenten verpflichtend und nicht seiner Entscheidung anheimgegeben wie die Cash-and-Carry-Politik.) Die USA. können, wenn der Präsident es will, auch Handelskredite für bestimmte kriegswichtige Materialien sperren und die Barzahlung verlangen. Amerika liefert die Waren, die den Krieg nähren, aber es sind nicht seine Waren und seine Schiffe, die den Gefahren des Krieges und des Meeres trohen. Wenn sie in der Tiefe des Meeres verschwinden, ist das nicht Amerikas Sache und nicht sein Schaden. Durch das Neutralitätsgesetz wollen die Vereinigten Staaten ihren weltwirtschaftlichen Bereich einengen. Sie trauen sich nicht mehr über die Straße und lassen alles abholen. Sie beugen sich aber damit vor dem, der die Weltstraßen beherrscht.

Das Neutralitätsgesetz ist, kaum erlassen, im fernöstlichen Konflikt auf eine große weltpolitische Probe gestellt worden: und die amerikanische Staatsführung läßt es ruhen. Sie hat zum erstenmal auch wieder Stellung gegen den „Angreifer“ genommen, wie jenes Amerika, das vorangegangen ist, „den Krieg in Acht und Bann zu tun“, nie ganz gefeit ist gegen die Verlockung der Weltaktion gegen die „kriegerischen Gewalten“ und des „Krieges, um dem Krieg ein Ende zu machen“. Mit den Ereignissen des Fernen Ostens ist die Frage für die USA. dringender geworden, ob eine Weltmacht von ihrem Gewicht, die Jahre fiebhafter Rüstung hinter sich hat, in den Weltkämpfen stillzuliegen vermag. Die Periode der absoluten Neutralität scheint zu Ende zu gehen; die offiziellen Stimmen mehrten sich, die vor der Illusion warnen, als könne die Union von einem Weltbrande verschont bleiben. Das Bemühen der Neutralitätsgesetze, „die USA. aus dem Kriege herauszuhalten“, wird skeptischer beurteilt; aber die Neutralitätsgesetzgebung offenbart darum nicht weniger die Mächte und Ideen, die die Weltpolitik der USA. formen und somit die Weltlage gestalten.

Internationale Höflichkeiten

Ein Musterbeispiel für die Kunst Bismarcks, wenn er wollte, auch unangenehme Dinge im zwischenstaatlichen Verkehr in so liebenswürdige Form einzukleiden, daß der andere nicht nur das Nein heraushörte, stellt der folgende Schriftwechsel zwischen dem Berliner Auswärtigen Amt und der Botschaft in Konstantinopel aus dem Jahre 1881 dar. Ich entnehme ihn dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes und veröffentliche ihn mit der freundlichen Erlaubnis von dessen Leitung um so lieber, als er auf die Eigenart aller beteiligten Persönlichkeiten, insonderheit Kaiser Wilhelms I., ein höchst bezeichnendes Licht wirft.

Der Botschafter Graf Hatzfeldt hatte sich durch die diplomatische Geschicklichkeit seines Auftretens wie durch den Scharm seiner Persönlichkeit bei Abdul Hamid trotz dessen sonst so zurückhaltender Natur eine um so vorteilhaftere Vertrauensstellung erworben, da die türkische Außenpolitik vielfach vom Sultan ganz persönlich bestimmt wurde. Hatzfeldts Berichte lassen ebenso wie die seines gleichfalls besonders bewährten Nachfolgers Radowicz erkennen, daß zahlreiche der wichtigsten Verhandlungen hinter dem Rücken der Minister ausschließlich durch den Herrscher selbst geführt worden sind. Bei dieser Lage der Dinge war es natürlich besonders wertvoll, daß auf Grund des persönlichen Vertrauens Abdul Hamids der deutsche Vertreter nicht selten zu ganz geheimen Aussprachen ins kaiserliche Palais berufen wurde. Damit ergab sich eine Möglichkeit, die politische Haltung der Türkei zu beeinflussen, die von seiten der anderen Botschafter mit Neid betrachtet wurde, obwohl sie zuweilen eingestehen mußten, daß auch ihre Länder die Folgen dieses Einflusses wohlthätig zu spüren bekamen.

So wurde Hatzfeldt auch im Februar 1881, wie er dem Auswärtigen Amt am 28. Februar berichtet, vom Sultan zu sich geladen, und dabei eröffnete ihm dieser, er habe gehört, daß es unter den westlichen Souveränen üblich sei, sich zu gegenseitiger Auszeichnung einzelne ihrer Regimenter zu „schenken“. Seine Ehrfurcht und Verehrung für Kaiser Wilhelm sei so groß, daß er sich deshalb entschlossen habe, sich diese Gewohnheit zu eigen zu machen und ihm, unter der Voraussetzung seines Einverständnisses, eines seiner Garderegimenter zu schenken.

Hierauf erhielt Hatzfeldt von dem interimistischen Leiter des Auswärtigen Amtes, Grafen Limburg-Stirum, den folgenden Erlaß vom 6. März 1881:

„Euer Erzellenz Bericht, die Schenkung eines türkischen Regiments betreffend, ist Seiner Majestät dem Kaiser durch den Herrn Reichskanzler inhaltlich vorgetragen worden. Seine Majestät war durch die Mitteilung in peinliche Verlegenheit versetzt, da seine Neigung, der höflichen Absicht des Sultans mit Höflichkeit zu begegnen, zurückgedrängt wird durch die Erwägung, daß schon die bloße Möglichkeit, ihn in türkischer Uniform mit Jes zu sehen, in der Idee der hiesigen Bevölkerung komisch wirken würde.

Seine Majestät hat deshalb zu bestimmen geruht, daß der Sache unter allen Umständen ausgewichen würde.

Als Motiv würde etwa anzuführen sein, daß die gegenseitige Verleihung von Regimentern seinerzeit aus dem durch die Heilige Allianz herbeigeführten Freundschaftsverhältnis der Souveräne von Preußen, Österreich und Rußland entstanden und demnach auf die übrigen deutschen Regentenfamilien, keineswegs aber auf alle christlichen Souveräne ausgedehnt worden ist. Z. B. ist Seine Majestät der Kaiser, ungeachtet der Kriegskameradschaft mit Italien und der Familienbeziehungen zur englischen Dynastie, Chef weder eines italienischen noch eines englischen Regiments.

Falls das liebenswürdige Vorhaben Seiner Ottomanischen Majestät sich verwirklichte, würde Seine Majestät der Kaiser, wenn er vielleicht später die Freude hätte, den Sultan hier zu sehen, türkische Tracht anzulegen haben, ein Gedanke, der für seine christliche Bevölkerung selbst in der Idee nicht annehmbar wäre. Analoge Rücksichten würden voraussichtlich Seine Majestät den Sultan verhindern, bei Besuchen deutscher Fürstlichkeiten in Konstantinopel sich in preussischer Kürassier- oder Husarenuniform zu zeigen, wie es doch die Etikette für den Regimentschef mit sich bringt. Seine Majestät der Kaiser würde daher die Höflichkeit Seiner Majestät des Sultans kaum erwidern können, ohne auch ihn in Verlegenheit zu setzen."

Dieser Erlass wurde auch dem Kronprinzen zur Kenntnis gebracht, offenbar um ihn für einen eventuellen späteren Fall zu warnen.

Friedrich Wilhelm schickte ihn mit folgendem Marginal versehen zurück:

„Dankend zurück. Alles muß seine Grenzen haben, denn sonst kommt Japan, China und Abyssinien (letzteres wohl das billigste in bezug auf die Garderobe) auch noch!! Man könnte sich hinter den „nur unter Christen bestehenden Gebrauch“ flüchten und sagen, daß der Kaiser keinen Fes tragen kann.“

Deutlich tritt uns in dieser Bemerkung des Kronprinzen entgegen, welche gewaltige Verschiebung im außenpolitischen Weltbild und in der Rangordnung der Mächte in den seitdem verflossenen Jahrzehnten sich durchgesetzt hat.

Hatzfeldt aber ist es mit Hilfe der ihm von Bismarck an die Hand gegebenen Argumente — denn die entscheidenden Sätze des Limburg-Stirumshen Erlasses lassen ganz unverkennbar zutage treten, wer ihr eigentlicher Autor gewesen ist — gelungen, den Sultan von seinem Plan abzubringen. Das politische Verhältnis zwischen Deutschland und der Türkei beweist jedoch, daß trotz der Ablehnung eine Verstimmung in dem empfindlichen Abdul Hamid nicht zurückgeblieben ist. Ihm selbst muß wohl bei der Vorstellung, in preussischer Kürassier- oder Husarenuniform erscheinen zu sollen, merkwürdig zumute geworden sein. In vorbildlicher Weise hat eben Bismarck bei der Behandlung dieses zweifellos delikaten Falles die Mahnung beherzigt, die einst im Hinblick auf den Gründer dieser Zeitschrift Erich Schmidt, einen Goetheschen Vers abwandelnd, auf die Formel gebracht hat: „Leget Anmut ins Verfagen!“

Bewegung im Islam

Gewaltige Erschütterungen kennzeichnen unsere Gegenwart. Politische Umwälzungen größten Ausmaßes sind die Folgen des erbitterten Kampfes, den die Ideen miteinander führen. Die Größe der Zeit bleibt niemand verborgen, aber der Sinn unserer Zeit wird verschieden gedeutet. Die einen sehen in ihm die Zeichen einer neuen Epoche, die aus schweren Wehen geboren wird, aber zu größten Hoffnungen berechtigt. Sie setzen sich mit dem Mut des wissenden Mannes für ihre Idee ein und wollen unter ungeheuren Opfern die Grundlage einer gesicherten und größeren Zukunft legen. Die andern flüchten zu den chiliastischen Vorstellungen, sehen im Spiegel der eigenen Ohnmacht, in jeder Not nur das nahende Verhängnis. Wie sich in Europa nach dem Krieg die Sucht gemehrt hat, aus dunklen Prophezeiungen das nahende Weltende herauszulesen, sich vom Druck der Verantwortung durch Berufung auf das unabwendbare Fatum zu befreien, so hat — und das ist für unsere Zeit das besondere Merkmal — diese Unruhe vor der kommenden Umwälzung die ganze Welt ergriffen. Was Hugh Benson im „Herrn der Welt“ 1913 aus religiöser Schau als das Schicksal der Erde beschreibt, hat Spengler in seinen Büchern wissenschaftlich als den kommenden Untergang des Abendlandes beweisen wollen. Er hat damit einem Pessimismus den Weg gebahnt, der auf jeden Fall zum Verhängnis werden muß. Selbst wenn er recht hätte, selbst wenn der Untergang vor der Tür stände, wäre Pessimismus die schlechteste Haltung, ihn zu erwarten. „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!“ Das Heldentum fühlt gerade in diesen Zeiten Gelegenheit, sich zu bewähren. Europa setzt sich zur Wehr, kämpft um sein Dasein und seine Geltung, hofft auf den Aufstieg, wenn auch trübe Stimmen im geheimen Böses vorausagen.

Wie stellt sich die außereuropäische Welt? Japan hat mit dem Erstarken der äußeren Macht seine geistige Basis erneuern wollen. Europäisches Wissen, aber schintoistisches Glauben im nationaljapanischen Sinn sind die Triebfedern seines Handelns. China und Indien versuchen im gleichen Sinn die Tradition des Kungfse und Laotse, die Ideenwelt Buddhas nicht nur bei sich zu vertiefen, sondern propagandistisch auszuwerten. Buddhatempel befinden sich nicht nur in Asien allein, sondern sind, wenn auch in geringer Zahl, in den Großstädten Europas und Amerikas zu finden. Der Geist des Eroberers ist in diese Völker gefahren, sie erfüllen und erleben die Zeitenwende.

Eindeutiger, klarer noch tritt dies beim Islam zutage. Der Weltkrieg brachte seinen politischen Zusammenbruch. Der Sultan und Kalif, der sichtbare Vertreter des Propheten, mußte weichen. Die religiöse Struktur des osmanischen Reiches wurde von Mustapha Kemal Pascha zertrümmert, an Stelle des Kalifen trat der Ata Türk, der Vater der Türken, an die Stelle des osmanischen Weltreiches eine Reihe von Kleinstaaten. Von den 240000000 Muslimen stehen fast

90 Prozent unter der Herrschaft von „Ungläubigen“. Mekka und Medina, die heiligen Stätten, haben ihre religiöse Bedeutung als Wallfahrtsorte verloren. Ägypten hat bei allem Schein der Selbständigkeit den englischen Schutzherrn über sich, dessen Name „Protector“ sein Wesen nicht verhüllen kann. Die selbständigen Staaten Arabiens, Hedjas, Iran, Irak sind mit Haß gegen ihre Väter von Versailles geladen, haben den Friedensschluß als gemeinen Wortbruch und Betrug empfunden. Die ganze arabische Welt ist in Gärung, und zwar in stark bedrohlicher politischer Gärung.

Fühlen sie aber ihre Ohnmacht? Ergeben sie sich dem — so sollte man meinen — verständlichen Pessimismus? Nein, der Islam sieht in all diesen Dingen das längst von seinem Propheten vorherverkündigte und sehnlichst erwartete Zeichen für die Zeitenwende, die allerdings für ihn auch Zeitenende ist. Aller politischen Ohnmacht zum Trotz klammert er sich mehr als je an die religiöse Idee, alle verschiedenen, sich oft bekämpfenden Richtungen heben nunmehr die großen einigenden Gedanken ihrer Religion hervor und sind bereit, in gemeinsamer Front die Welt für das Ende vorzubereiten, indem sie sie für den Islam erobern.

Der Islam macht Fortschritte, die Zahl seiner Befenner wächst mit ungeheurer Schnelligkeit. Von den 130 000 000 Afrikanern marschieren bereits 70 000 000 unter dem Banner des Propheten. Ganz Nordafrika ist nahezu geschlossen mohammedanisch. Der Sturz Abessinians und Mussolinis Protektorat über den Islam haben eine letzte Schranke beseitigt. Im alten Deutsch-Ostafrika, wo vor dem Kriege kaum 250 000 Mohammedaner gezählt wurden, sind jetzt über 3 000 000 Schwarze für den Islam gewonnen worden; bis nach Südafrika erstreckt sich seine Mission. Die berühmte Universität el Azhar in Kairo ist zum Propagandazentrum geworden, das wissenschaftlich geschulte Sendboten in alle afrikanischen Provinzen schickt, und allüberall ist ihr Wirken auf die breite Masse zugeschnitten. Zeitschriften mit dem Zweck der Verkündigung des Islam erscheinen in den größeren Städten und finden ihren Weg bis ins zentrale Afrika hinein. In all diesen Propagandablättern wird ein erbitterter Kampf gegen das Christentum und die christliche Kultur geführt.

Die Verbreitung dieser Zeitschriften ist durch die Durchbringung des Landes mit islamitischen Händlern arabischer oder indischer Herkunft leicht gemacht. War früher der Araber der Sklavenjäger und als solcher der gefürchtete Feind der Negerstämme, so ist durch die koloniale Besetzung die Sklaverei verboten. Aus dem Sklavenjäger wurde der Händler, und die ganzen großen Verkehrswege Afrikas, Eisenbahnen und Autostraßen sind ebenso viele Siedlungspfade des Islam geworden. Aus einem Feind ist der Araber zum Berater und Freund des Schwarzen geworden. Wirtschaftlicher Vorteil, soziale Hebung und Gleichstellung, größte Rücksichtnahme auf die einheimischen Sitten und Gebräuche, geringste Forderungen auf sittlichem und religiösem Gebiet und dazu die engere Blutsverwandtschaft sind die Faktoren, die den Schwarzen leicht zur Annahme des Islam vermögen.

Aber hat das eine weltpolitische Bedeutung? Zu den wenigen Punkten, die erforderlich sind, um den Eintritt in den Mohammedanismus zu gewährleisten,

gehört der Glaube und Kult des einen Gottes Allah, der Gedanke an das Weltgericht und die Vergeltung, die absolute Prädestination des Islamiten und die Hoffnung auf den kommenden Mahdi, der die ganze Welt zu Allah und seinem Propheten bekehren wird, und in dessen Dienst, im heiligen Krieg, jeder Soldat sein sicheres Heil wirkt. Nicht nur in dem erbitterten Kampf, in dem Gordon unterlag und der von Kitchener unter ungeheurem Aufgebot von Soldaten in Omdurman zu Ende geführt wurde, stand der Mahdi im Mittelpunkt, alle die kleineren Aufstände in den afrikanischen Kolonien hatten den gleichen Hintergrund. Meffabriefe verursachten die Unruhen in Deutsch-Ostafrika, in Tunis und Marokko liegt diese Idee den Aufständen zugrunde. Die Vorzugsstellung, die der Islam besonders in den französischen Kolonien genießt, die kriegerische Schulung der Kolonialarmee in und nach dem Weltkrieg kommen dem Islam unmittelbar zugute.

Fanatismus und Fatalismus, beide durch die religiöse Überzeugung zum Lebensprinzip erhoben, sind Kräfte, über die der Islam in einer Weise verfügt, wie kaum eine andere Idee. Rechnen wir hinzu die große Schar seiner Anhänger, ihre nur durch Landesgrenzen, nicht räumlich, geschiedenen Lebensräume, so wird es klar, daß die Ohnmacht des jetzigen Islam wie auf einen Schlag verschwinden kann. Es bedarf nur des Mannes, der überzeugend als Mahdi auftreten kann, um die alte politische Idee, die Mohammed bei der Gründung seiner Religion vor-schwebte, zu neuer Kraft zu entflammen. Finanzielle Mittel stehen ihm genügend zur Verfügung. Unbändiger Stolz, fanatische Begeisterung, Sehnsucht nach dem Tod, der das Paradies bringt, bilden den geistigen Rückhalt.

Wenn der Islam unter einem neuen Mahdi in Tätigkeit tritt, wird er es bewußt tun im Zeichen des *Zeitenendes*. Der *letzte Imâm* tritt dann auf, der die ganze Erde Gott zuführt im Glauben an Allah. Er muß also auftreten im Zeichen des Krieges, des *unbedingten Kampfes*, bei dem noch einmal die alte Parole des Islam zur Wirklichkeit wird: „Und bekämpft in Allahs Pfad, wer euch bekämpft; . . . und erschlagt sie, wo immer ihr auf sie stoßt, und vertreibt sie, von wannen sie euch vertrieben; denn Verführung ist schlimmer als Totschlag. . . . Und bekämpft sie, bis die Verführung aufgehört hat und der Glaube an Allah da ist.“ Sur. 2, 181 – 89.

Wassmuß

Ein deutsches Schicksal

Viele, die es angeht, kennen nicht einmal den Namen. So wenig sie ahnen, was Oskar von Niedermayer im Weltkrieg tat, so wenig wissen sie, wer Wilhelm Wassmuß war. Man wird jede Wette gewinnen, daß unter hundert Deutschen bestenfalls einer den Namen dieses Mannes kennt, der für die Engländer im Kriege eine so gewichtige Rolle gespielt hat. Und doch stand im Weltkrieg auf den Kriegskarten der Engländer quer über ganz Südpersien dieser eine Name geschrieben. Das bedeutete, daß ihnen dies große Gebiet, das dem Umfang nach dem halben Deutschen Reich entspricht, durch diesen einen Mann unzugänglich gemacht war. In Buschir hatten die Engländer im Laufe des Krieges insgesamt 20000 Mann zusammengezogen, ein Aufgebot, das lediglich eingesetzt werden sollte zur Bezwingung eines einzigen, von allen Hilfsmitteln entblößten und von jeder Verbindung mit der Heimat abgeschnittenen Deutschen und einiger weniger persischer Häuptlinge, die seine Parteigänger waren. Noch im Jahre 1919, als die Kriegshandlungen in Europa längst ruhten, setzten die Engländer gegen den einsamen, in einem Turm bei dem Dorfe Talhe in Tengkistan hausenden Wassmuß zwei Flugzeuge ein, die in dem friedlichen Tal Bomben abwarfen, zwei Perser töteten, ohne aber ihren Feind Nummer Eins zu treffen.

Es ist auch ebenso bezeichnend, daß jetzt erst in deutscher Sprache ein Buch erschienen ist, „Wassmuß, der deutsche Lawrence“, von Dagobert von Mikusch (Leipzig, Paul List), das sich auf die Tagebücher und Aufzeichnungen von Wassmuß, auf deutsche und englische Quellen und zu einem wesentlichen Teil auf das 1936 erschienene Buch des Engländers Christopher Sykes, „Wassmuss, the German Lawrence“ (London, Lordman, Green & Co.), stützt, daß also erst ein Engländer hatte kommen müssen, um eine Persönlichkeit — freilich mit sehr unzulänglicher Materialkenntnis — zu würdigen, die in politisch anders geeinten Völkern, als es das deutsche Volk war, sicherlich einen Ehrenplatz in den Herzen aller Volksgenossen längst gehabt hätte. Es wird kaum einen englischen Jungen geben, der den Namen von Lawrence nicht kennt und hinter dem Namen um den Mann und seine Taten weiß. Das Nichtwissen um Wassmuß ist nicht nur darin begründet, daß der Krieg so unglücklich zu Ende ging und im Innern alles über den Haufen geworfen wurde, liegt nicht nur daran, daß die krankhafte Neigung, alles, was mit dem Krieg zusammenhing, zu verunglimpfen, nach 1918 in Deutschland grassierte, sondern es liegt im wesentlichen auch daran, daß das deutsche Volk innerlich nicht dazu erzogen war, große Gestalten seiner Geschichte und seiner Gegenwart zu immerwährenden Kraftquellen nationalen Bewußtseins zu machen, und es liegt weiter daran, daß Männer größter Leistung, denen ein äußerer Erfolg nicht beschieden war, auf irgendwelchen Dank nach den Gesetzen menschlicher Unzulänglichkeit nicht rechnen können.

Es kam noch hinzu, daß Waßmuß ein Mann war, der dank der Gnade seiner Natur in den Beamtenapparat des Vorkriegsdeutschland nicht in einer Form einzuordnen war, daß seine großen Möglichkeiten ungehindert zum Wohle des Ganzen ausgewertet werden konnten — womit nichts gegen den in vielen Dingen vorbildlichen Beamtenapparat des zweiten Kaiserreichs gesagt werden soll. Auch das war deutsches Schicksal, daß es nicht möglich war, wie die Engländer es jederzeit gekonnt haben, einem Mann einen Wirkungsbereich durch lockere Gestaltung seiner Beziehungen zu offiziellen Stellen zu verschaffen, der mehr sich nach den Ausmaßen des starken Menschentums richtete als nach den fertigen, auf der Stange hängenden Maßkleidern deutscher Berufsbeamter.

Waßmuß hatte die deutsche Konsulatskarriere ergriffen. Zunächst einmal war er als Konsulatsanwärter nach Sansibar geschickt, von dort kam er zu dem Plake, von dem aus er später in die Weltgeschichte eingreifen sollte, nach Buschir am Persischen Golf für ein Jahr. Nach einer kurzen Tätigkeit in Mombasa kehrte er nach Buschir zurück, um 1914 als Dolmetscher in das deutsche Generalkonsulat in Kairo berufen zu werden, wodurch der nunmehr Vierunddreißigjährige die endgültige Anstellung im deutschen diplomatischen Dienst erhielt. Der Krieg verhinderte den Antritt dieser Stellung, und unter Schwierigkeiten gelangte Waßmuß nach Hause. Sehr bald wurde er mit dem gemeinsamen deutsch-türkischen Unternehmen befaßt, das Enver Pascha plante, um die Engländer in ihrem empfindlichsten Punkt an der indischen Grenze in Afghanistan zu treffen. Die weitere Entwicklung dieses Unternehmens und die Gründe, warum Waßmuß nicht die Leitung behielt und auch nicht mehr den Wunsch hatte, mitzuwirken, sind sehr kennzeichnend für die Schwierigkeiten, die sich aus der Unkenntnis am grünen Tisch in Deutschland und aus den Unstimmigkeiten mit dem türkischen Bundesgenossen wie auch aus denen der deutschen Teilnehmer untereinander ergaben. Daß Waßmuß in Persien blieb, war zweifellos Schicksal, das diesmal wirklich den richtigen Mann am richtigen Plake haben wollte. Waßmuß hatte seine Jahre in Buschir dazu benutzt, ein gründlicher Kenner von Land und Leuten zu werden. Eine eiserne Gesundheit hatte ihn befähigt, trotz des mörderischen Klimas in Buschir, in Persien zu leben wie ein Perser, und hatte es ihm ermöglicht, auf ausgedehnten Ritten zum persischen Volk in engste Fühlung zu kommen. Er sprach geläufig Hochpersisch ebenso wie den persischen Küstendialekt. Er hatte eine gründliche Kenntnis der großen persischen Dichter und gewann schon dadurch die Herzen der Perser, daß er nach gutem persischem Brauche an passender Stelle ein Zitat der Dichter einzuflechten wußte. Seine Pferdekennntnis und gewisse ärztliche Fähigkeiten taten ein übriges. Das Wesentliche aber war, daß Waßmuß in der Vollendung den Typus des Herrn verkörperte, wie auch seine äußere Erscheinung ihm die Herzen gewann. Christopher Sykes beschreibt sein Aussehen mit folgenden Worten: "I recollect a huge forehead, quite white hair, a strangely boyish complexion and his eyes ever glancing upward, as though to estimate a man, he would look at the air which was about him."

Die Perser hatten nach ihrem eignen Ausspruch „eine Art heiliges Gefühl für ihn“. Innerlich ausgeglichen, fröhlich und heiter wirkte er aus der Kraft

seines Seins. Sein ausgesprochenes Rechtsgefühl und seine Sympathie für Unterdrückte, von denen die Perser genau fühlten, daß sie echt waren, erwarben ihm ein unendliches Vertrauen. Ihn entmutigt kein Rückschlag, und kein Ressentiment aus Mißerfolgen hemmte ihn. Er hatte den Blick für die großen Zusammenhänge, er war eine ausgesprochen politische Natur und konnte den größten Aufgaben gerecht werden, weil er die Weltpolitik kannte, da er wußte, was das Britische Empire in der Welt bedeutete. Er verstand es, den Persern ihr künftiges Schicksal zu zeigen, das unausweichlich wäre, wenn sie sich nicht dagegen wehrten: die Unterjochung unter fremde Herrschaft und die Aufteilung zwischen Rußland und England. So haben ihm die Perser während der ganzen Kriegszeit und trotz des Wechsels von Erfolg und Mißerfolg, bei denen schließlich der letztere überwog, die Treue gehalten und ihn befähigt, trotz der Machtlosigkeit infolge der unterbrochenen Verbindung mit der Heimat für die Engländer eine ständige und sehr hoch eingeschätzte Gefahr zu sein.

Wie die Engländer hierüber quittierten, gehört zu den traurigen Erinnerungen dessen, was auch für ein hochstehendes Volk im Kriege möglich erscheint, deren Gipfel die Baralong-Angelegenheit ist. Man soll manche Dinge vergessen, aber manche soll man behalten, ohne jedoch aus ihnen Ressentiment zu ziehen, aber Erkenntnisse zu gewinnen. Wir geben Wasmuſ' Erlebnisse in der Hand der Engländer, in die er am 29. März 1919 geriet, mit seinen eignen Worten wieder: „Die Gendarmerie-Offiziere stiegen aus, ein britischer Offizier, hinter dem Soldaten sichtbar wurden, näherte sich dem Wagen und forderte uns in befehlendem Tone auf, herauszukommen. Ich veranlaßte Dertel auszustiegen, sagte aber selbst ‚nein‘. Der Offizier befahl den Soldaten, mich herauszuschaffen; und als ich mich deren Griff entzog, ließ er die Seitengewehre aufpflanzen, die Wagentür auf der anderen Seite wurde aufgerissen, ich erhielt Püffe und ein Bajonett schlichte mir den Mantel auf. Kampf war unmöglich, und ich gab meiner Schwäche nach. Als man mich am Bein packte, ließ ich mich aus dem Wagen ziehen und zur Erde fallen. Man ergriff mich an den Schultern und schleppte mich über den Gartenkies nach dem Gesandtschaftsgebäude. In einem Zimmer warf man mich auf den Boden; ich wollte mich aufrichten, wurde aber sofort niedergedrückt und gebunden, obwohl ich keinerlei Widerstand leistete. Auf Befehl des Offiziers wurden meine Kleider aufgerissen und der Inhalt meiner Taschen entleert. Auch Dertel mußte die Habseligkeiten, die er bei sich hatte, hergeben. Mir wurden die Beine mit einem Strick und Lederriemen zusammengebunden, die Soldaten mußten in unserer Gegenwart ihre Gewehre mit fünf Schuß laden, man trug mich hinaus, hob mich auf ein bereitstehendes Lastautomobil, setzte mich auf eine der an den Seiten angebrachten Bänke und band meine Oberarme an der Rückenlehne fest.“ Der damalige britische Gesandte in Teheran, Sir Percy Cory, der Wasmuſ aus Buschir kannte, setzte sich für eine großmütigere Behandlung seines tapferen Gegners ein, aber die englischen Militärs waren anderer Ansicht. Die gemeine Behandlung hielt auf der ganzen Reise an. „Als ein Reifen geplatzt war und mir nach einem Zögern gestattet wurde, auszustiegen, um beiseitezutreten, bat ich die Soldaten nach dem Einsteigen, meine Füße nicht wieder zusammenzubinden. Durch meine frühere Ver-

wundung war ich lahm und hatte von den Strapazen der langen Reise eine eiternde Wunde am Fuß. Die Soldaten waren auch bereit, dem Wunsche zu entsprechen, aber auf Befehl des Offiziers mußten sie mir die Füße wieder zusammenbinden.“

Aus der Haft in Coswin, wo Waßmuß unberechtigterweise zurückgehalten wurde, entfloß er am 24. April mit seinem Kameraden Dertel zusammen. Auf dieser Flucht halfen ihm die Perser aller Stände, wo sie nur konnten, und es gelang ihm, in das deutsche Gesandtschaftsgebäude in Teheran, also in die Exterritorialität, zu gelangen. Von dort aus kam Waßmuß am 19. September 1919 in der Heimat an.

Waßmuß stammte aus einem alten freien Bauerngeschlecht an der Grenze Niedersachsens am Fuße des Harzes. Von seinen bäuerlichen Vorfahren hatte er nicht nur das Herrentum und seinen Stolz, sondern auch ein ausgesprochenes, leicht verletzliches Ehrbewußtsein und ein höchst empfindliches Rechtsgefühl geerbt, dessen Äußerungen gerade nach seiner Rückkehr in Deutschland fast vermuten ließen, daß unter seinen Vorfahren auch ein Michael Kohlhaas gewesen sei. Das Auswärtige Amt hatte damals mit Waßmuß nichts zu lachen. Er focht seinen Handel mit den deutschen Behörden bis in die letzten Kleinigkeiten durch, aber es hielt ihn nicht in dem veränderten Vaterlande. Schon 1924 brach er wieder nach Persien auf, um einen Plan durchzuführen, der ganz echt Waßmußscher Art war.

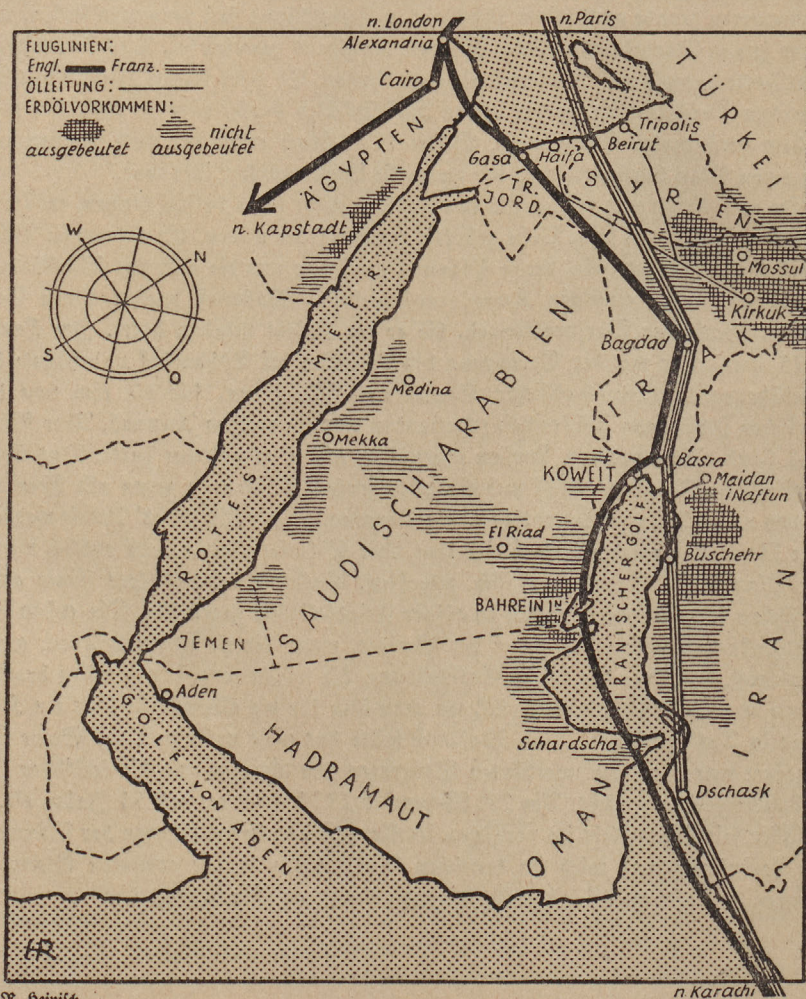
Da er politisch und militärisch den Persern nicht hatte helfen können, wollte er nun dem Volk, dem seine Liebe gehörte, wirtschaftlich nützen. Er richtete in Tschagodek eine Pflanzung ein, deren Planung groß war und die auch das Verständnis der Erben seiner einstigen Kampfgenossen fand. Waßmuß brachte ihnen Geld als Erfüllung der Versprechungen, die er im Kriege gegeben hatte. Im Herbst 1925 begann er mit der Errichtung des Gerüstes bei Tschagodek und plante die Einführung landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen, für die ihm von der persischen Regierung Zollfreiheit zugestanden war, in großem Ausmaß. Aber Waßmuß stand einem anderen Persien gegenüber, als er es gekannt hatte. Das überempfindliche Nationalgefühl und ein allzu großes Mißtrauen gegen alle Fremden in dem neuen Iran sollten entscheidende Hemmungen für Waßmuß' Arbeit werden. Die Regierung machte Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, und endlich wurde der Plan durch Sabotage tödlich getroffen. Selbst die Nachfolger seiner alten persischen Freunde wandten sich in offener Feindseligkeit gegen ihn. Die ersten Gerichtsinstanzen entschieden unter der Gewalt, unter die sie gesetzt wurden, gegen Waßmuß. Noch vor der letzten Entscheidung, die seinen prozessualen Sieg brachte, kehrte er nach Deutschland zurück, wo man ihm für die allernächste Zeit ein Konsulat in Aussicht stellte. Aber Waßmuß sollte das nicht mehr erleben. Seine Gesundheit war durch die unerhörten Strapazen des Krieges und die seelischen Erschütterungen geschwächt. Am 29. November 1931 starb er, erst 51 Jahre alt.

Aber sein Name lebt im persischen Volke, selbst in den Gefängen der Nomaden am Lagerfeuer, und wird im deutschen Volke einen immer größeren Glanz gewinnen, je mehr man sich bewußt wird, was man an ihm besessen hat.

Der „Suezkanal der Luft“

Über den Iranischen Golf führen heute die großen Luftverkehrsstrecken, die Europa mit Ostasien verbinden. Die Engländer fliegen an der arabischen Seite des Golfes entlang. Auf der Bahreingruppe haben sie einen Flugstützpunkt für Land- und Seeflugzeuge eingerichtet. Hier befindet sich jetzt auch die britische Flottenstation. Der strategische Wert der Bahrein-Inseln hat sich durch die Aufnahme der Ölgewinnung noch wesentlich erhöht. Die britischen Flugzeuge und Kreuzer können hier jetzt sozusagen aus der Quelle tanken. Diese Inselgruppe im Iranischen Golf ist einbezogen in die Abenstellung, deren nördlicher Abschluß Basra ist, und ist als Pivot in der Verbindung des Land- und Seeweges nach Indien von großer Bedeutung.

Walther Pahl.



H. Heinisch

Der Persische Golf

Unser Wagen hielt auf einer Ebene, aus der die arabische Sonne gierig alle Farben gesogen hatte, daß sie fahl wie eine Winterlandschaft bei trübem Himmel dalag. Aus ihr hoben sich unzählige Hügel, wie von riesigen Maulwürfen aufgeworfen, die prähistorischen Gräber der Perleninseln Bahrein. Die Forscher sehen heute in ihnen die Begräbnisstätten der Phönizier. Daß das älteste Handelsvolk der Welt seine Urheimat am Persischen Golfe hatte, ist wohl möglich. Denn auf diesem Meerbusen sollen nach arabischer Überlieferung die ersten Schiffe der Menschheit gesegelt sein. Die Geschichte des Persischen Golfes ist ein Beispiel dafür, wie eine Gegend, deren Bedeutung geopolitisch verankert ist, allen staatlichen Veränderungen zum Trotz im Laufe der Jahrhunderte beinahe ununterbrochen weltpolitisches Spannungsfeld bleibt.

Der Handel zwischen Orient und Okzident kann zwischen zwei Meeresstraßen wählen, die sich in den Wüstengürtel zwischen Atlantischen Ozean und Pamir eingraben. Die eine ist das Rote Meer, die andere der Persische Golf, und von jeher lagen die beiden miteinander im Wettstreit. Der Persische Golf, auf der kürzesten Linie zwischen Indien und Mittelmeer liegend, wurde immer dann bevorzugt, wenn der Landweg durch Mesopotamien offen stand. Alexander der



Im Empfangssaale des Scheichs von Koweit versammeln sich jeden Morgen die einflußreichsten Bürger des Staates

Große wollte den Golf zur Achse seines Weltreiches machen. Die Römer aber, einen Flankenangriff der Parther fürchtend, leiteten den Verkehr über das Rote Meer. Wichtigste Ader des Welthandels wurde der Golf zur Zeit der arabischen Kalifen, als in Bassorah, dem heutigen Basra, sogar chinesische Dschunken vor Anker gingen. In der Erkenntnis, daß der Beherrscher des Meerbusens den ganzen Handel Indiens beherrscht, setzte sich als erste europäische Macht Portugal an den Küsten fest. Seine zahlreichen Burgen, wie sie namentlich in Maskat vollständig erhalten geblieben, geben noch heute der Landschaft die Prägung europäischen Mittelalters.

Nachdem nach hundertjähriger Vormachtstellung die Portugiesen einsehen mußten, daß sie die Kräfte ihres Landes überspannt hatten, und ihre Stützpunkte räumten, entschied sich auf dem Persischen Golfe in Schlachten zwischen Holland, Frankreich und England, welcher Kolonialmacht Indien zufallen sollte. Das siegreiche Großbritannien behielt vorerst den Persischen Golf als wichtigste Handelsstraße seiner indischen Waren bei. Erst 1833 entschloß sich die Ost-Indische Compagnie für den Seeweg durch das Rote Meer. Wirtschaftlich erlitt dadurch der Persische Golf eine Bedeutungsminde- rung, welche die Eröffnung des Suezkanals endgültig zu machen schien. Veste- hen blieb jedoch seine strategische Wichtigkeit — er kann eine vorzügliche Ausgangsstelle für einen Rückenangriff auf Indien abgeben, warum denn auch Vorkriegsrußland mit allen Kräften seine Küsten zu erreichen suchte — und ihretwegen fuhr die britische Politik fort, sich mit dem



Denkmäler der einstigen portugiesischen Vormachtstellung sind die mittelalterlichen Burgen, die, auch heute noch vollständig erhalten, die Hafenstadt Maskat beschatten.



Eine mehrere Kilometer lange Wehrmauer schützt die Stadt Koweit gegen die Angriffe der Wüstenbewohner

Persischen Golfe zu befassen. 1903 erklärte Lord Landsdown im Oberhaus: „Wir müßten die Errichtung einer Flottenbasis oder eines befestigten Hafens im Persischen Golfe durch irgendeine andere Macht als eine sehr ernste Bedrohung britischer Interessen betrachten und würden ihr sicherlich mit allen Mitteln Widerstand leisten, die zu unserer Verfügung stehen.“

Der Anspruch Englands ist vor allem ein negativer. Es soll verhindert werden, daß ein Staat den britischen Schiffen den Durchgang sperren könnte. In Verfolgung dieses Zieles hat England reine Küstenpolitik getrieben, die von irgendwelcher Gebietsannexion absehen konnte. Statt Kolonien errichtete es Schutzstaaten. In diesen beließ es den angestammten Fürstengeschlechtern Regierungsfreiheit im Innern und begnügte sich damit, ihre Staatshoheit nur außenpolitisch zu beschränken. Die Schutzstaaten sind in ihren auswärtigen Beziehungen Mündel, deren Vormund sie nach außen vertritt, für sie Staatsverträge abschließt und ihre Grenzen gegen Angreifer verteidigt. Als Vormund amtiert aber nicht London, sondern die indische Regierung. Ihr Vertreter ist der Britische Resident im Persischen Golfe, der seinen Sitz im iranischen Buschir hat und in jedem Schutzstaat einen Political Agent unterhält.

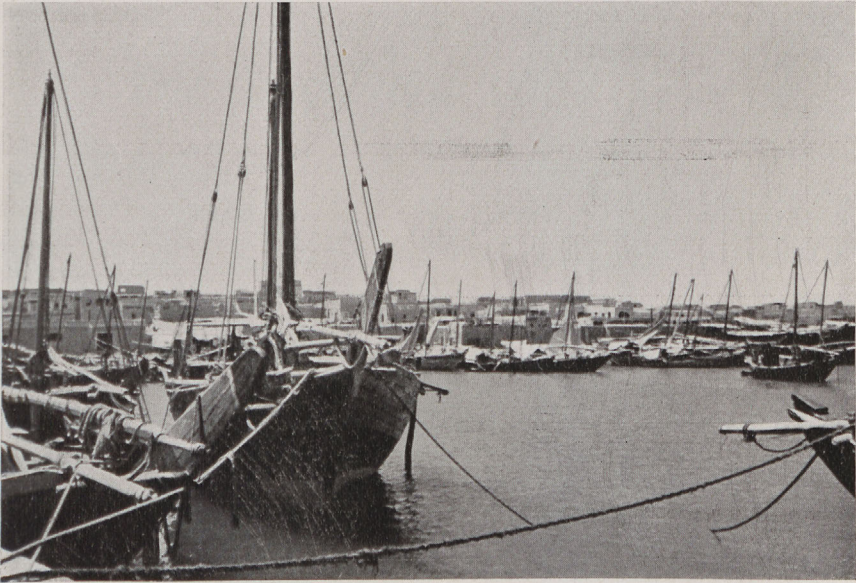
Wie Großbritannien in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts seine Vormachtstellung im Golfe festigte, ist bezeichnend für die Gründungsart des ganzen Empire. Ohne weit vorausschauenden Plan, ohne Instruktionen seiner Regierung, handelte der Britische Resident aus eigener Initiative. Opportunistisch wußte er

jede Gelegenheit — sehr oft den Thronfolgestreit eines Fürstenhauses — auszunützen und ohne Einsetzung großer Machtmittel die britische Schukherrschaft über neue Landstriche aufzurichten. So stark auch sein Vorgehen von Zufälligkeiten bestimmt schien, fügten sich doch die einzelnen Schukhstaaten sinnvoll aneinander. Sie schlossen sich zu einem Band, das vom Norden des Golfes bis nach Aden reicht. Als Wächthund dem südlichen Teile Mesopotamiens vorgelagert ist das Scheich-tum Kuweit. Vor die Küste El Hassa, in der für eine kurze Strecke der Ring englischen Einflusses unterbrochen ist, schieben sich in strategisch beherrschender Lage die Bahrein-Inseln, die, ziemlich genau in der Mitte zwischen Eingang und Ende des Golfes liegend, die Bedeutung eines orientalischen Maltas besitzen. Über die flache Sandwüste der Piratenküste, die zwischen verschiedenen Zwergfürsten aufgeteilt ist, erstreckt sich die Schukherrschaft bis zum Kap Mussendom. Dieses stößt als kühner Sperriegel in die Meerenge von Hormus vor und mahnt nicht nur seiner zerklüfteten schwarzen Berge wegen, deren düstere Monumentalität Sindbad der Seefahrer schilderte, an Gibraltar. Daran schließt an das Sul-tanat von Maskat und Oman, die Gegenküste Indiens und Mittelglied in der Kette der arabischen Schukhstaaten des Persischen Golfes und des Indischen Ozeans.

Während die früheren Herren des Persischen Golfes große Zwingburgen und starke Garnisonen errichtet hatten, verzichtete Großbritannien auf jede militärische



Das Leben auf den Perlenbooten Bahreins hat sich seit dem Altertum in keiner Weise verändert.



Die alten, rundschnäbeligen Segelschiffe geben dem Hafen von Koweit sein mittelalterliches Gepräge

Besetzung. Wahrzeichen seiner Vormachtstellung wurden einzig die Schuppen der Kohlenstationen seiner Flotte, so daß seine Beherrschung gleichsam unsichtbar blieb. Die Araber fühlten den Druck kaum und sahen sich nicht veranlaßt, sich seiner durch Aufstände zu entledigen. So hatte England den Golf aufs beste für die Rolle vorbereitet, die er nach dem Weltkriege zu spielen berufen war. Zwei Faktoren weckten ihn aus seinem Dornröschenschlaf — Flugzeug und Öl. Durch den Flugverkehr wurde der Meeresbusen, was er seit der Zeit Harun al Raschids nicht mehr in dem Umfang gewesen, wiederum die bedeutendste Verbindungsstraße zwischen Europa und dem Fernen Osten. Nachdem England seine Fluglinie aus Rücksicht auf den jungen iranischen Nationalismus auf die ostarabische Küste verlegt hat, gehen von Ägypten an bis nach Singapur die Maschinen der Imperial Airways nur Landungsplätze an, die Stützpunkte der Königlichen Britischen Luftwaffe und dadurch für England militärisch gesichert sind. In der Verwirklichung dieses Zieles, das für den Landweg alle großen orientalischen Eroberer angestrebt haben, liegt für Großbritannien der größte Gewinn des Weltkrieges.

Schnittpunkt der englischen, holländischen und französischen Luftlinien, die zwischen Mutterland und den östlichen Kolonien die Verbindung herstellen, ist Basra. Durch die Ausbaggerung des Schatt el Arab wurde es aus einem Landstädtchen von neuem zum Seehafen, und als Endpunkt der Bagdad-Bahn, die in zwei Jahren vollendet sein wird, ist es der größte Umschlagplatz des mittleren Orients. Hier befindet sich die einzige Station der Royal Air Force am Persischen Golfe, die von Basra aus die arabische Küste patrouilliert, und je länger



Der Hafen der Stadt Maskat, die noch im letzten Jahrhundert Mittelpunkt des arabischen Sklavenhandels war

Photo : A. R. Lindt

je mehr die Aufgabe der Flotte — diese besteht übrigens im Golfe nur aus einigen veralteten, sehr langsamen Kanonenbooten — übernimmt. Denn in Bombenflugzeugen wurde zum ersten Male eine Waffe geschaffen, die der Beduinensämme Herr werden kann, denen gegenüber Landtruppen der Verpflegungsschwierigkeiten und des Mangels eines Angriffsziels wegen machtlos waren. Die Bombenflugzeuge ermöglichen, daß die Ölfelder ausgebeutet werden können, ohne unter den Angriffen der Nomaden zu leiden.

Jahrhundertlang bestand die Ausfuhr der ostarabischen Küste lediglich in Perlen, getrockneten Fischen und Haifischflossen, welche über Bombay nach China gesandt wurden, wo gelehrte Köche aus ihnen die berühmte, kräftespendende Suppe brühen. In den letzten Jahren wurden in Kuweit, Bahrein, in El Hassa, an der Piratenküste und in Oman Ölvorkommen festgestellt. Unfruchtbare Wüsten und vegetationslose Gebirgszüge haben sich plötzlich als wertvolle Rohstoffgebiete entpuppt. Aber das Öl Ostarabiens, gleich wie dasjenige der Anglo-Iranischen Petroleumgesellschaft, ist auf den Persischen Golf als einzige Transportstraße angewiesen.

Trotz Öl und Flugzeug haben sich bis heute an der westlichen Küste des Persischen Golfes kulturelle Zustände erhalten, die an Tausendundeine Nacht gemahnen. Die Ausübung patriarchalischer Gastfreundschaft macht auch in größeren Städten Hotels überflüssig. Gäste alter Kaufmannsfamilien, glaubten wir uns an den Hof der Kalifen zurückversetzt, wenn beim Abschied der schwarze Sklave uns Weichrauch zufächelte und köstliches Rosenwasser über unsere Hände goß.

Die Rückkehr zur Havel

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das innere Leben der Stadt Berlin, die Zielrichtung ihres Wachstums mit dem Kennwort „Der Zug nach dem Westen“ überschrieben. Für die Schinkelzeit war noch das Oktogon Abfluß der Stadt und die beiden Torhäuschen zwischen Leipziger und Potsdamer Platz wirklich das Leipziger Tor; Fontane wohnte schon in der Potsdamer Straße und Menzel in der Sigismundstraße; zwischen 1890 und 1900 begann das Geheimratsviertel bereits, „alter Westen“ zu werden. Dann aber setzt ein neues ein: der Zug nach dem Westen wird Sprung nach dem Westen. Das nach Sonnenuntergang wandernde Berlin trifft auf diesem Wege auf Charlottenburg: Stadt stößt auf Stadt: die Wanderung westwärts kann erst jenseits des Raumes der Vorstadt jetzt gemeinsam weitergehen. Vom Mollendorf-, vom Wittenbergplatz macht Berlin plötzlich, wenige Jahre nach 1900 den Sprung zum Sophie-Charlotte-Platz, um dann gemeinsam mit den Kräften der westlichen Nachbarstadt weiter und weiter aus dem alten Talkessel an der Spree die Sandhügel des Grunewalds emporzuquellen, nach den Spreeufern im Süden und im Norden nun die Havelufer im Westen zu besetzen und damit ein Stück seiner eigenen Geschichte rückgängig und wieder gutzumachen. Schon vor dem Krieg beginnt, mit dem Bau der Heerstraße, Berlins Rückkehr zur Havel — die jetzt, mit den Plänen zum Neubau der Universitätsstadt Berlin neben den Anlagen des Reichssportfelds an der Heerstraße die offizielle Bestätigung bekommt.

Das Schicksal, das sich hier vollzieht, ist sehr eigen. Eine Hauptstadt kehrt, jetzt nicht mehr nur mit ihren Ausläufern und Vorposten aus einem Stromraum, dem sie jahrhundertlang angehört hat, zu einem anderen zurück, an dem ihre frühe Geschichte als Hauptstadt sich abspielte. Die Doppelstadt an der Spree wurde erst Sitz der Fürsten, als diese schon lange im Lande weilten: die erste Hauptstadt war Brandenburg an der Havel. Dort standen und stehen die großen hauptstädtischen Kirchen bis zur gotischen Zeit, der große Backsteindom auf seiner Insel, das zierliche Wunder der Katharinenkirche; der dritte Bau, die Marienkirche auf dem Harlunger Berg, die der ganzen Stadtsilhouette den entscheidenden Zug und die Krönung gab, ist seit den Tagen des ersten Friedrich Wilhelm verschwunden, abgerissen. Die alte Fürstenstadt der Mark ist Brandenburg; die gotischen Kirchen Berlins, die Nikolai-, die Marienkirche sind die kleinen Kirchen einer Fischer- und Schifferstadt, die sich mit Bauten wie dem Brandenburger Dom überhaupt nicht messen können. Das frühe Zentrum des Landes liegt an der Havel, nicht an der Spree: da haben noch die Hohenzollern lediglich ein Absteigequartier in der Klosterstraße, wo sie einkehren, wenn sie einmal die Städte Berlin und Köln besuchen wollen.

Erst um das Jahr 1486 verläßt Johann Cicero die alte Residenz, wird das Schwergewicht des Landes von der Havel fort nach Osten, an die Spree verlegt.

Erst um diese Zeit beginnt Berlins Geschichte als einer Hauptstadt: erst mit der Renaissance entstehen seine ersten Baudenkmäler, die sich in Haltung und Größe den frühen Bauten Brandenburgs zur Seite stellen können. Der Caspar-Zheiß-Bau des Schlosses ist das früheste hauptstädtische Denkmal Berlins, um das sich später Schlüters Riesenbau legte: an der Spree zentriert sich die Landesmacht erst während der letzten vier Jahrhunderte — um im letzten Menschenalter zuerst unvermerkt, dann inuner sichtbarer und bewusster den Rückweg an den Strom anzutreten, von dem ihr einst die treibende Kraft ihres Wachsens und Werdens gekommen war.

Es war bald nach dem Krieg, als die ersten Villen und Bohnhäuser im Bereich der Heerstraße auf den Uferhöhen über der Havel entstanden, sowohl auf der Berliner wie auf der Döberitzer Seite des Stroms. Zwanzig Jahre hatte es gedauert, bis die Heerstraße aus einer Landstraße durch den Wald eine halbwegs bebaute Stadtstraße geworden war. Otto Marchs altes Stadion, der neue Friedhof lagen infolge des Krieges noch lange im Frieden der Grunewaldkiefern, die sie umgaben. Dann kam die Hochschule für Leibesübungen, wie ein erster schüchterner Vorstoß — und dann, erster entscheidender Schritt, der Ausbau des Reichssportfeldes. Das Private, das vorangegangen war, trat jetzt zurück hinter der Wucht des Staatlichen: der Bauwille des Reiches setzte auf die Höhen über der Havel die ersten wuchtigen Akzente der Türme über dem Stadion und dem Mai-feld, die den Willen zur Rückkehr an den alten Strom der Hauptstadt weithin sichtbar dokumentieren. Bis dahin war dort draußen Vorort, trotz allem riesigen Verkehr auf der Heerstraße beinahe noch ein bißchen Land: jetzt entstand der Anfang eines neuen Zentrums. Etwas, um das sich die Anlage der ganzen Gegend ordnen und neu fügen mußte. Die Pläne zur Verlegung der Universität, zur Schaffung einer großen einheitlichen Wissenschaftsstadt im Anschluß an das Reichssportfeld machen den Wandel noch viel schärfer sichtbar: jetzt kehrt Berlin nicht mit privaten Wohnausläufern an die Havel zurück: jetzt verlegt es bewußt eines seiner wesentlichsten Zentren, die Gesamtheit seiner wissenschaftlichen Institute dorthin — in die unmittelbare Nähe des Stroms, dessen jenseitiges Ufer dort schon lichtblau über die Kiefern des Grunewaldes herübergrüßt.

Das aber ist das Entscheidende, das, was die neue Entwicklung scharf gegen die alte absetzt. Die war ein Weiterfluten, Weiterwogen von den Rändern her: die Peripherie des Kreises wuchs, dehnte sich aus, fraß immer neue Jahresringe des Landes im Westen in den Bereich der Stadt hinein. Jetzt geschieht etwas völlig anderes: jetzt wird ein neuer Mittelpunkt geschaffen, um den sich selbständige neue Ringe legen können und werden. Die Heerstraße bekommt eine neue Bedeutung: sie führt nicht mehr vom alten Zentrum der Stadt, von Schloß und Dom und Museen und Linden hinaus ins Freie, in die Landschaft, zur Havel und hinüber nach Döberitz: sie wird die Verbindungslinie von einem Zentrum zum andern. Das alte Bild für die Stadt, der Kreis um einen Mittelpunkt, verliert mit diesem Plan seine bisherige Gültigkeit: man wird Berlin künftig als Ellipse denken müssen, als Anlage nicht um einen Mittelpunkt, sondern über der Heerstraße als Achse, als Gebilde um zwei Brennpunkte. Der alte liegt an der

Spree — der neue entsteht an der Havel. Die neue Feststraße der Stadt durch den Tiergarten wird zur Rückkehrstraße der Hauptstadt des Reiches an ihren alten Strom, den sie vor bald einem halben Jahrtausend verließ.

Die Auswirkungen dieser Kraftverlagerung sind heute noch nicht abzusehen — eben weil es sich nicht um eine bloße Ausdehnung handelt, sondern um eine Verlagerung eines sehr wesentlichen Energiezentrums der Stadt. Auf den Höhen des Havelufers entsteht nicht nur eine neue Universität, sondern eine Universitas der gesamten Wissenschaftsbetriebe der Hauptstadt: Hörsäle, Laboratorien, Bibliotheken, Forschungsinstitute bekommen hier ihr Heim — und mit ihnen kommen die Tausende und aber Tausende von Menschen, deren Leben an diese Betriebe gebunden ist: Gelehrte und Studenten, Beamte und Helfer, und was sonst mit Studium und Forschung zusammenhängt. Nicht nur eine hohe Schule wandert an die Havel, sondern eine Stadt mit ihren Menschen und deren Bedürfnissen und Notwendigkeiten. Zu den eigentlichen Universitätsbauten kommen die unerlässlichen neuen Wohnanlagen für Dozenten und Studenten und Beamte, mögen es nun Gemeinschaftshäuser oder Einzelwohnungen werden. Den Familien, die dort angesiedelt werden, folgen die Geschäfte, vom Grünfram bis zum Buchhandel, vom Bürobedarf bis zum Café — und zwar jetzt nicht wie beim privaten Vortreiben der Stadtgrenzen zögernd, versuchend, abwartend, sondern mitgetragen von den Riesenkräften des neuen Zentrums, des zweiten Brennpunkts von Berlin. Die Rückkehr an die Havel vollzieht sich nicht nur so, daß dort oben in der Stille ein stilles Heim der Wissenschaften entsteht: es ergibt sich dort ganz von selbst eine neue Stadt. Zu Berlin an der Spree kommt Berlin an der Havel: die Städteplaner bekommen eine neue, ganz große und ungeheuer reizvolle Aufgabe. Das Gesicht der alten Stadt Berlin wird sich wenig ändern: das Gesamtgesicht der Stadt wird vollkommen neu. Zu der alten kleinstädtischen Doppelstadt Berlin-Kölln kommt die neue großstädtische: Berlin a. S. und Berlin a. H.; der ganze Stadtplan bekommt ein neues Gesicht — und mit ihm die Stadt.

Es hat einen eigenen Reiz, sich etwas von den neuen Möglichkeiten auszumalen, die sich für die Reichshauptstadt aus dieser Rückkehr an die Havel ergeben. Zum erstenmal eröffnen sich für Berlin städtebauliche Gegebenheiten, die, richtig ausgenüzt, dem neuen westlichen Brennpunkt der Stadt Reize der Anlage geben können, die das alte Berlin im weiten flachen Flußtal niemals haben konnte. Das bewegte Gelände zwischen der geplanten neuen Wissenschaftsstadt und den Havelufern mit ihren Höhen und Tälern bietet dem Städtebauer Ansatzpunkte größten Stils: Werner March hat mit dem Reichssportfeld schon die ersten leisen Vorstellungen von dem, was hier geschaffen werden kann, angedeutet. Das neue Berlin an der Havel hat die Möglichkeit, eine der schönsten und malerischsten Stadtanlagen nicht nur des nördlichen Deutschland zu werden, sobald sinnvoll ausgenüzt wird, was sich mit der geplanten großen Kräfteverlagerung der Stadt nach dem Westen an weiteren organischen Ausbaumöglichkeiten bietet. Es wird sich ganz von selbst ergeben, daß die neue Stadtplanung über die unmittelbare Aufgabe der neuen Wissenschaftsstadt hinaus den ganzen sich damit ergebenden

neuen Stadtkern in die Rechnung einbezieht, vor allem die große Pforte der Gesamtstadt da, wo die Heerstraße auf den Strom stößt. Marchs Baugedanken von Stadion und Maifeld sinnvoll fortentwickelt und auf die große Gesamtaufgabe übertragen, die mit dem Plan der Universitätsstadt im Grunewald aufgerissen ist, könnten hier schon die Grundlagen für die Fassung geben, die das neue Berlin an der Havel sich wird schaffen müssen. Hier kann für den Blick der von Westen Herankommenden eine Stadtsilhouette entstehen, wie sie das alte Berlin in der Flussebene nie haben konnte — wie sie aber vielleicht, aus einer anderen Zeit geboren, das alte Brandenburg an der Havel ähnlich besaß, als die Kirche auf dem Harlunger Berg noch stand.

Das alles sind zur Zeit erst Möglichkeiten, Vorstellungen, die sich aus den jüngst veröffentlichten Plänen der Universitätsverlegung ergeben. Sie zeigen in Andeutungen, wie weit die Verwirklichung dieser Pläne über ihren engeren Rahmen hinaus weiterwirken wird, wie mit ihnen das Raumschicksal einer Stadt, das seit langem schon in Umrissen sichtbar war, jetzt Realität zu werden beginnt. Berlins Rückkehr an die Havel, der Adolf-Hitler-Platz, der Potsdamer Platz der neuen Stadt — das war noch vor zehn oder fünfzehn Jahren etwas wie Zukunftsphantasie. Heute zeichnen sich die ersten Umrisse der neuen Wirklichkeit in klaren Zügen ab — und tun damit die Tore zu neuen größeren Zukunftsvisionen auf.

Petr Bezruč

Schlesien, jene deutsche Erde, die vor Jahrhunderten den Vaganten Christian Günther in schwindelnde Höhen hinauffschleuderte und jäh zerschmettert bald wieder gütig in sich aufnahm, brachte in den letzten drei Jahrzehnten unserer Zeit ein neues Phänomen hervor. Nicht aus deutschem Geist zwar, wohl aber aus dem Geiste des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“, der deutsch war. Aus dem Geiste des Magister Hus, der ein Reichsrebell war, und von dessen Bewegung Herder sagt: „... daß keine in deutschen Landen mit so reinem Eifer für Sprache, für Zucht und Ordnung bei ihren Gebräuchen sowohl als in ihrem häuslichen Leben, je für Unterweisung und Aufklärung im Kreise ihres Notwendigen und Nützlichen gesorgt, gestritten, gelitten hätte, als diese...“

Es handelt sich um die kometenhafte Erscheinung des mährischen Dichters Petr Bezruč, eine Erscheinung, deren Dynamik direkt gegen die Deutschen wirkt mit einer sittlichen Stoßkraft, die bedenklich ist.

Bedenklich ist auch die „Pseudonymität“ dieses unsichtbaren Bergriesen, der in den mährisch-schlesischen Wäldern zwischen den Quellgewässern der Oder haust (hausen soll) und außer den etwa fünfzig „Schlesischen Liedern“ nichts mehr von sich hören läßt. „Bezruč“ ist mährisch und heißt soviel wie „Ohnehände“. Der Dichter will also ohne Hände sein, er will also ohnehändig, „ohnmächtig“ sein, wie Homer „blind“ war.

Die Gewalt seiner Gedichte steigt direkt aus dem Volk, es sind Gesänge des Volkes, unterbrochen von einigen wenigen über dem Volke, aus dem Olymp dröhnenden antiken Weisen, die sich fremd ausmachen unter den völkischen Klagen und einhergehen in losen, griechischen Gewändern, in Gewändern, die dem böhmisch-mährischen Volke, den Hussiten, schlecht auf den Körper passen wollen.

Ich möchte die Frage offen lassen, ob Petr Bezruč der konzentrische, aber unpersonliche, der erfundene Begriff ist für eine der wichtigsten Volksliedsammlungen eines heute existenten mitteleuropäischen Volkes, und ob diese Gesänge einen Vergleich herbeizwingen mit jenen nordischen Heldenliedern, die offen als anonyme Schöpfungen gelten.

Wir wollen über alle ausgesprochenen Zweifel hiermit die irdische Existenz der Erscheinung des Petr Bezruč setzen!

Seine Erscheinung ist eine Probe des Instinkts für schöpferische Größe. Dieser Instinkt kennt keine nationalen Grenzen. Wir Deutsche wollen Petr Bezruč beachten, denn er apostrophiert uns. Wir Deutsche wollen ihn anhören, wollen von ihm lernen. Denn er ist ein warnendes Beispiel, und die Dinge im böhmischen Raum sind seitdem von unerst zu oberst gekehrt. Petr Bezruč ist die einzige charakteristische Position des Slawentums im südschlesischen, politisch dreigeteilten, zu vier Fünfteln von Deutschen besiedelten Raum.

Das Schöpfungsthum entzündete sich in den von Preußen geschaffenen Formen, oder, wie im Falle Bezruč, im früheren österreichischen Raum durch Anlehnung an das, was aus dem „Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation“ christlich verströmte. Freilich fand Bezruč dadurch seine Sprache, eine Sprache, die ganz Mitteleuropa überdröhnt. Eine Sprache, die sich gegen die Zustände im alten Österreich wandte und mit diesen Zuständen leider die Deutschen identifizierte. Darum ist es heute notwendiger denn je, Petr Bezruč der deutschen Öffentlichkeit namhaft zu machen und die Dynamik anzudeuten, die von seiner Erscheinung im letzten Jahrzehnt der Monarchie auf den böhmischen Raum übergriff. Petr Bezruč ist ein großer, mährischer Schlesier slawischen Volksbekenntnisses. Er gehört zu den verwegenen Brüdern Martin Opitz, Christian Günther, François Villon, und ist vielleicht am ehesten neben François Villon zu stellen. Der sittliche Ernst, die völkische Mission, das Klagegeheul der Sippen, die greifbare Moral seiner Gefänge und die Aufgaben, die Bezruč sich stellt, machen François Villon neben ihm ganz klein. Petr Bezruč klagt das Leid der „Siebzigtausend hart vor Teschen“, niemals sein eigenes. Er verhöhnt nichts, am allerwenigsten seine Gegner, er droht ihnen. Und dieses Drohen plakt wie ein jäher Gewitterschlag über der Tanne, unter die sich der jagende „Herr“ flüchtete. Bezruč ist ein im Christentum verankertes Genie, das den Haß zur christlichen Tugend erhob. Ein Genie, das als Wolke über den würdig auschreitenden Kolonnen der Wallfahrer jubilierend, drohend, Choräle mitschwingend und vogelzwitschernd wandert, über jenen endlosen Zügen, die aus preussischen, polnischen und mährischen Bezirken des süd-schleisschen Landes nach Hrabín pilgern:

... So manchmal, wenn oben die Wolken ziehen,
Mich Träumenden leichte Topase besprühen,
So manchmal rühren sich wallende Reihen,
Fahnen voran und ergreifende Chöre.
Heilig dein Glaube, du freundlicher Alter!
Heilig der eure, Mädchen vom Dorfe ...

... Kamen von preussischer, polnischer Seite,
Die von der Wag und wir auch von Teschen.
Da ruhten auf uns in gedrängt voller Kirche
Die süßen Sterne der Jungfrau von Hrabín
Und vor ihr predigt Herr Pfarrer Böhm ...

Das ist schlesische Frömmigkeit, mit östlichem Antlitz und heiliger römischer Reichszucht. Frömmigkeit, die auf einem Vulkan kniet, auf einem zerschundenen, auf einem heißen drohenden Krater. Es schwelen die Dämpfe, dann schleudert die Öffnung ein anderes Gestein, ein infernalisches:

Ich, Petr Bezruč, ich von Teschen, Bezruč,
Landstreicher, irrsinnig, Dudelsackpfeifer,
Zoller Rebell und betrunkenen Singer,
Kündender Kauz auf dem Turm von Teschen,
Ich rufe und spiele, indessen die Hämmer

In Witkowitz, Friedland und Lipina dröhnen.
 Unter meinem Bogen die Saite vergeht
 Von dem schweren Atem der Siebzigtausend,
 Da ich vor Abgrund und Felsblock aufspiele . . .

W i r b i g

Bei Oberberg, wo meiner Väter Sprache verklungen,
 Und zwischen Hruschau, wo glühend Fabriken rauchen,
 Liegst du, mein Dorf, mit hölzerner Kirche.
 Niedrige Hütten, wo grün auf den Dächern Mooshügel schwellen,
 Mitten im Viereck der Pappeln Christus.
 So stießen sie mir in die Stirne bei Oberberg dornig die Krone,
 In Ostrau die Linke gekreuzigt, in Teschen aus Herzwunden blutend,
 In Lipina bot man mir Essig zum Trinken,
 In Lysa durchbohrten sie mir die Füße.
 Einmal, o einmal wirst du um mich kommen,
 Mädchen mit dunklen glanzlosen Augen,
 Mit Mohn in Händen . . .

Petr Bezruč ist der gestreckte Finger auf die Teschener Wunde, die ein Zank-
 apfel ist gerade heut, wobei niemand an die Deutschen denkt, die zahlenmäßig
 meisten Bewohner des Raumes, und die folgenden Verse ließen sich sehr leicht
 auf die heutigen Zustände umkehren. Die neue Rechnung würde genau stimmen:

. . . Siebzigtausend Brüder liegen
 Wir vor Teschen, hart vor Teschen.
 Polnisch wurden hunderttausend,
 Deutsch die andern hunderttausend,
 Friede weht mich heilig ein.
 Wenn wir siebzigtausend blieben,
 Siebzigtausend nur verblieben,
 Darf man sein? . . .

Im nachfolgenden wird der Dichter noch deutlicher. Er umreißt vom Olymp
 herab den umstrittenen Raum geographisch:

. . . Sterne schwanden und es graute,
 In die Wolken griff die Lysa,
 Dort von Ratibor die Türme,
 Fern der Tatra Schattengipfel,
 In den Föhren sang die Amsel,
 Unterwegs nach Friedeck war ich . . .

Das nämlich ist der Raum, in dem die Deutschen heute leiden! Und es sind
 ihrer weit mehr denn siebzigtausend!

Petr Bezruč ist ein grandioses Dokument für den unsichtbaren Kampf der Völker, für jenen Kampf, der in unseren Tagen mehr denn jemals zur öffentlichen Diskussion steht. Ein Kampf, der das Jahrtausend reichsdeutscher Geschichte hinauf- und hinabdrückt zwischen Slawen und Germanen. Dessen Bilanz beiderseits der politischen Grenzen unentwirrbar verläuft und in unseren Tagen die Deutschen leiden läßt, wie so oft in der Geschichte.

Petr Bezruč ist die dämonischste, die erschreckendste Kunde davon. Er ist der klassische Fluch, der diesen entsetzlichen Kampf begleitet, mag auch dieser Flucher abwechselnd jenseits oder diesseits der Völkergrenzen vom schweren Schicksal künden.

Sowenig der innere Kern eines geläuterten Metalls seiner äußeren, allen Unbilden der Bezeiten ausgefetzten Hülle gleicht, ebensowenig läßt sich etwa von Petr Bezruč sagen, daß er aus der deutschen Grenzlanddiskussion wegzudenken wäre.

Epilog

von Petr Bezruč

Ich lebe wie ein Füllen der Steppe frei,
Weitab vom gemeinen Wege,
Längst warf ich in Wassers einerlei
Die Bratsche mit bebendem Stege.

Wohl strenge Götter haben verschränkt
Mein Herz mit tönender Kinde,
Vom Schmerz bedrängt, vom Rausch getränkt
Dand ich mein Liebergewinde.

Aus Disteln, aus hämisch und häßlichem Ton,
Aus Dornicht und Tränen gewunden.
Ich konnt' ja nicht anders! Ein schlesischer Sohn,
Hab' niemals was Bessers gefunden . . .

Notwendiger Nachtrag

Während der Korrektur obigen Aufsatzes ereignete sich im Fall Bezruč etwas Sensationelles. Prager Zeitungen zufolge wurde der Dichter am 15. September 1937 siebzig Jahre alt, und wie auf ein Kommando erfolgte die Entschleierung seiner Person. Ich berufe mich auf die „Narodni listy“, die in der Woche vom 13. September v. J. fast täglich Aufsätze, Enthüllungen und Notizen über den Dichter brachten, wonach er in einer verschwiegene Waldhütte des mährisch-schlesischen Gebirges das weltabgewandte Dasein eines Jägers führen soll, sich selber das Essen kochend, selber die Wäsche waschend, selber die Hosen und Stiefeln flickend, und soeben vor einer aufdringlichen Gratulationsgesellschaft Prager Journalisten mit unbekanntem Aufenthalt flüchtend.

Derselben Zeitung entnahm ich aber das Wichtigste: daß der Dichter in Wahrheit Wladimir Wašek heiße und ein Sohn sei des tschechischen Volkskundlers Professor Antonin Vašek. In Abwesenheit wären dem hervorragenden Jubilar großartige Ehrungen zuteil geworden, als imposanteste der Aufmarsch einer Division tschechoslowakischer Truppen in der einstmaligen österreichisch-schlesischen Landeshauptstadt Troppau, ferner eine Kunstausstellung in Mährisch-Ostrau mit Bildern ausschließlich nach Bezruč'schen Gedichten. Gesangvereine wetteiferten mit Festkonzerten seiner vielfach vertonten, in zehn, fünfzehn Sprachen übersehten, weltberühmten Lieder. Am Sonnabend, dem 18. September 1937, wären auf den Bergen des Mährischen Gesenkes, auf den Beskiden und Hultschiner Höhen große Wachtfeuer der tschechischen Grenzlandorganisationen abgebrannt worden, dem großen Erwecker zum Dank, allein schon im Hinblick auf eine gewisse Scheelsucht der Polen, die im Teschener Raume nichts zu suchen hätten und Bezruč literarisch anfechten in Broschüren mit dem Vorwurf, er sei ein Volkstumsverfälscher.

Ich gestehe meine Überraschung. Soeben nun überreicht mir der Herausgeber dieser Zeitschrift eine Neuerscheinung der Bezruč'schen Lieder in deutscher Übersetzung, besorgt von Rudolf Fuchs in Prag: „Schlesische Lieder“ (Mährisch-Ostrau, Julius Kittls Nachf.).

Der Übersetzer schickt den etwa 60 Gedichten eine dreiundsechzig Seiten lange Einleitung voraus, eine monströse Vorrede, die ebenso gründlich ist wie unglücklich. Ihre Perspektiven liegen meistens schief, und ihre Rechtfertigungen haben oftmals eine deutlich greifbare Absicht. Ich darf das sagen, weil ich im landschaftlichen Raume dieser Lieder dem Herkommen nach sogar stärker verwurzelt bin als der Dichter selbst, der von der Mutter aus ein Böhme bzw. Tscheche ist. Jener Fluch der Dreisprachigkeit, jener unhaltbare Vorwurf des Renegatentums für den Teschener Raum, steckt in mir, in meinen Vorfahren und in allen Teschener Schlesiern und besagt nichts weiter als die Dämonie, welche Bezruč in unser Volk hineinschleuderte oder aus unserem Volke herausschleuderte. Ich nehme von meiner Bewunderung für die Bezruč'schen Lieder nichts zurück, bin aber enttäuscht, nachdem ich nunmehr weiß, daß Bezruč kein schlesischer Bergmann ist, kein „ertretener oder getretener Nachfahre des gequälten Volkes“, das „schlechten Fusel in Massen soff, von Juden fabriziert“. Bezruč ist der Sohn eines tschechischen Volkskundlers und mährischen Schlesiens, der seine Frau, eine wohlhabende Tschechin und Gutsbesitzerstochter aus Elbeteinitz, dazu deutsch erzogen, auf der Reise nach München kennenlernte.

Ich betone, daß weder ich noch irgendein „Entrechteter des schlesischen Raumes“ Eltern besaß, die sich auf einer Vergnügungsreise nach München kennenlernten, denn gerade solche Vergnügungsreisende empfanden wir samt und sonders als unsere Bedrücker. Ich will mich auch nicht schüßend vor die Trunkenbolde, Raufbolde, Kretins und Verfluchten meiner Heimat stellen, ich bin mitten aus ihnen hervorgegangen und ihnen allen gegenüber einsatzbereit, aber ohne jegliche Phrasologie. Mein Vater, wenn er einen sitzen hat, flucht, zwar nicht in dichterischer Form, ebenso genial wie Bezruč in seinen Gedichten. Darum meine kindliche Bewunderung für Bezruč.

Diese Vorrede nun ist eine umfassende Untersuchung des mir im Blute eigensten schlesischen Volkes, nämlich des dreisprachigen. Mit Fuchsens eigenen Worten ist es eine Untersuchung nach soziologischen, philosophischen, historischen, juristischen, chemischen und mikroskopischen Standpunkten. Wir erfahren aus ihr selbst die Interpellationen um Bezručs Gedichte im Wiener altösterreichischen Parlament, ferner großartiges Material über den „Alkoholismus in Schlesien“, wonach mein Stamm um Mährisch-Ostrau bis vor kurzem auf Kopf und Seele jährlich 21 Liter absoluten Alkohols trank. Der Übersetzer beklagt sich über des Dichters Antisemitismus, über seine Frontstellung gegen das heutige Rußland, über die geniale Einseitigkeit. Man möge in Deutschland diese Vorrede studieren und alsdann über die belächelte preussisch-oberschlesische Grenzlanddichtung erneut nachdenken. Man möge sich endlich besinnen, was man hat und wer wir sind, die gedankenlos als „schlechtgemachte Polen“ im Reiche gelten, umgekehrt als „Renegaten“.

Das ist schmerzlich, und das drängt zu Entscheidungen . . .

Petr Bezruč, der das Wort ergriff für die Entrechteten meines Volkes, ist väterlicherseits aus Hay, einem Dorf bzw. einer Bahnstation von Bolatitz, wo ich geboren ward als Sohn des preussischen Häuslers mährischer Zunge Friedrich Scholtis. Das, was er dichtet, geht mich, meinen Vater, meinen Großvater und meine Sippe in direkter Linie etwas an. Aus all jenen Dörfern des mährischen Gesenkes, die Bezruč so exemplarisch besingt, ist meine Sippe seit Jahrhunderten hergekommen. Bezruč selbst aber stammt mütterlicherseits aus Böhmen, er ist der Sohn einer wohlhabenden Mutter, folglich einer Bedrückerin. Seine Großeltern mütterlicherseits hießen „Harrer“, und wie leicht wäre es möglich, daß eine deutsche Frau namens Harrer eine Tochter gebar, die den Tschechen einen Sohn gebar, der völkische Unduldsamkeit predigt, auf die deutschen Gutsbesitzer flucht und die tschechische Hierarchie von heute nicht übersehen darf, die auf den enteigneten deutschen Gütern sitzt und das Volk nach alter Sitte bedrückt, dabei aber nicht vergift, sich einen Bezruč mit Goldschnitt in den Schrank zu stellen. Der Tschener Raum ist nach meiner Ansicht und nach Ansicht aller meiner Volksgenossen mit einer völkischen Unduldsamkeit nicht zu retten.

Darüber hinaus sind die Gedichte das Wunderbarste, was meine Heimat dem Dichter schenkte, das heißt seinem Vater, dem Volkskundler und Liedsammler, und somit wird Bezruč vor seinem Gewissen am besten wissen, warum er soviel Jahrzehnte die Öffentlichkeit floh.

DIE EWIGE WIRKLICHKEIT

Wir fühlen uns heute der Überlieferung wieder stärker verbunden denn je. Die Überlieferung wirkt aber nicht unmittelbar und rein auf uns; sie ist literarisch und historisch getönt vom Geiste späterer Zeiten. Wir schöpfen zu sehr aus zweiter und dritter Hand. Daher wollen wir hier in der „Deutschen Rundschau“ der Gegenwart etwas zuleiten von der wirklichen Wirklichkeit des Vergangenen, ihr Menschen vorführen in der Ursprünglichkeit ihrer Sprache und Gebärde, in der augenblicklichen Entrücktheit eines Einfalls, Eindrucks oder Erlebnisses, so daß das alte Wesen im Leser nachklingt. Wir wollen Porträts zeigen, Menschen in der farbigen oder gemeißelten Kontur ihres Umrisses, eine kleine Szene ausleuchten lassen im Wechselgespräch der Anekdote, die ein Schlaglicht auf das Dunkel einer Zeit wirft und sie unabhängig von Historie und literarischer Deutung in ihrer unmittelbaren eigenen Wirklichkeit zeigt.

Wilhelm von Humboldt

Aus den Briefen an seine Frau Caroline, herausgegeben von Anna v. Sydow 1935

Schulpforta 1826

„Das, was man aus der ganzen Menschheit Neues, Großes oder Eigentümliches in sich auffaßt, sei es aus dem, was allen angehört im Studium der Zeiten und Völker, oder sei es im Privatleben in der Beschäftigung mit einzelnen Individuen, das allein ist doch das, was dem Leben Wert gibt. Reicher und immer reicher und voll inneren, stillen, über sich selbst brütenden Lebens das Leben zu verlassen, ist, je näher man dem Augenblick kommt, meiner Empfindung nach, immer mehr das Ziel, das alle Wünsche verschlingt. Es mag, um dies zu empfinden, eine gewisse Innerlichkeit notwendig sein, die nicht allen Menschen eigen ist und von der es vielleicht gut sein mag, daß sie nicht allzu viele haben. Ich aber lebe und webe in ihr, und ich fühle doch, daß sie mich nie hindert und nie gehindert hat, auch an allem Außerlichen teilzunehmen, wie es die Umstände forderten oder erlaubten. Nur freier und unabhängiger hat mich diese Richtung noch immer erhalten und mir Freuden gegeben, die sich mit nichts anderem vergleichen lassen. Auch wird niemand die Welt je so dankbar gegen Menschen und Schicksal verlassen. Es ist mir das Höchste und Beste, was der Mensch genießen kann, reiner und ungetrübter geworden, als es auch der Zuversichtlichste erwarten könnte.“

Burgörner 1824

„Ich kann Dir nicht sagen, wie mich die Linden am Wehr, selbst blattlos, wie sie fest stehen, und der Himmel, wenn er auch wolkig ist, anziehen. Es gibt einem nicht gerade etwas, man empfängt keine neuen Gedanken. Aber es ist, als wenn eine Saite in der Seele angeklungen wird, die alles andere spornet und bewegt. Ich habe darin eine eigene beschauende Natur, die mich auch gehindert hat, im Leben mehr zu tun und zu lernen. Dieselben Bilder, dieselben Eindrücke lasse ich gern immer wieder an mir vorübergehen, und sie scheinen mir das Leben reicher zu füllen, als eine bunte Mannigfaltigkeit neuer. Darum kann ich auch mit so wenig

Büchern leben und lese immer am liebsten das Alte wieder. Ein Vers im Homer ist mir so neu wie in meiner frühen Jugend, wo ich ihn zuerst in Fegel griechisch las, und jetzt so viele im Sanskrit so alt wie jene."

Burgörner 1824

„Eins aber ist wirklich dem Alter eigen, und es gibt einen Moment, wo man sich dadurch überrascht fühlt, ohne daß man sein Entstehen bemerkt hat, daß es eine sanfte und leise Vorbereitung zum Tode ist, daß einem das zum Licht wird, was den übrigen Menschen Nacht ist. Man sieht die Sterne, den Himmel, die blaue Luft anders an, und wenn es irdisch und menschlich ist, sich an der Form zu freuen, so entsteht nun ein Anstaunen des Formlosen, ja ein gewisses Sehnen danach, nach der Auflösung in höhere schrankenlose Kräfte, ein Gefallen an Einsamkeit, da es ja nichts scheinbar Einsameres gibt als die wolkenlose Höhe."

Hegel († 1831)

Nach Gustav Hotho, „Vorstudien für Leben und Kunst“, bei Martin Hürlimann, Berlin, Berichte und Bilder (1934), S. 234

„Als ich eines Morgens, mich ihm vorzustellen, in Hegels Zimmer trat, saß er vor einem breiten Schreibtisch und wühlte in unordentlich übereinandergeschichteten, durcheinandergeworfenen Büchern und Papieren. Die früh gealterte Figur Hegels war gebeugt, doch von ursprünglicher Ausdauer und Kraft; nachlässig fiel ein gelbgrauer Schlafrock von den Schultern über den eingezogenen Leib bis zur Erde herab. Den ersten Eindruck des Gesichtes werde ich niemals vergessen. Fahl und schlaff hingen alle Züge, wie erstorben, nieder, keine zerstörende Leidenschaft, aber die ganze Vergangenheit eines Tag und Nacht verschwiegen fortarbeitenden Denkens spiegelte sich in ihnen wieder; die Qual des Zweifels, die Gärung beschwichtigungsloser Gedankenstürme schien dies vierzigjährige Sinnen, Suchen und Finden nicht gepeinigt und umhergeworfen zu haben; nur der rastlose Drang, den frühen Keim glücklich entdeckter Wahrheit immer tiefer und reicher, immer strenger und unabweisbarer zu entfalten, hatte die Stirn, die Wangen, den Mund gefurcht. Als ich ihn nach wenigen Tagen auf dem Lehrstuhl wieder sah, konnte ich mich zunächst weder in der Art des äußeren Vortrags noch der inneren Gedankenfolge hineinfinden. Abgespannt, grämlich saß er mit niedergebücktem Kopf in sich zusammengefallen da und blätterte und suchte, immer fortsprechend, in den langen Folioheften vorwärts und rückwärts, unten und oben. Jeder Satz stand vereinzelt da. Aber in den Tiefen eines anscheinend Unentzifferbaren wühlte und webte sein gewaltiger Geist in großartig selbstgewisser Behaglichkeit und Ruhe. Dann und wann erhob sich seine Stimme, das Auge blickte scharf über die Versammlung hin und leuchtete in still aufloberndem Feuer seines überzeugungstiefen Glanzes, während er mit nie mangelnden Worten durch alle Höhen und Tiefen der Seele griff."

Schleiermacher

Lili Parthey schreibt 1816 in ihr Tagebuch über seine Predigt:

„Es war die reinste Andacht, die mich durchglühlte, als ich aus der schönen, hellen Kirche, wo ich wahre Worte des Lebens aussprechen gehört, heraustrat ins Freie und der schöne, klare Winterhimmel mich hell und freundlich anlächelte. Eine unbeschreibliche Ruhe und Klarheit war in meinem Innern, und mir war — fast möchte ich sagen — selig zumute.“ — Vgl. Lili Parthey, „Tagebücher aus der Biedermeierzeit“, hrsg. von B. Lepsius, 1926.

Nachruf von Leopold Ranke:

„Wie sein Denken war sein Leben ein Bild des schönsten Gleichmaßes. Sein Name ist auf ewig gegründet; wohl niemals wieder wird, wer ihm gleicht, geboren. Ein unvergängliches Denkmal ist seine Dogmatik, wo er das über allem Streit Liegende, die gemeinsame hohe Wahrheit des Christentums, uns so herrlich entwickelt, und sein Wort zur Wahrheit zu erheben sucht. Die Kirche ist ein Schiff, so groß und weit, daß wir alle darin Platz finden. Seine Erinnerung sei uns heilig. Stets weile sein Geist auf diesem Lehrstuhl.“

Schleiermachers Wirkung als Prediger und Lehrer war so echt und ergreifend, daß, als er 1834 starb, gegen dreißigtausend Menschen aus eigenstem Antrieb ihm das letzte Geleit gaben. Dies „Leichenbegängnis ohnegleichen“ machte auf die Zeitgenossen den tiefsten Eindruck. „Ich erinnere mich“, schreibt einer, „wie die ganze Straße lang an allen Fenstern, allen Türen geweint ward. Da waren alle die, welche er vorbereitet und eingesegnet hatte, alle, die bei ihm gehört, und die besonders, die des Sonntags gegangen waren, um ihr inneres Leben an seinen Worten zu erbauen und zu erfrischen.“ Seinem Sarge folgten zu Fuß dreiviertel Stunden lang Generale und frühere Minister, die Räte des Ministeriums und die Geistlichkeit, die evangelische wie die katholische, die Lehrer, Studenten und Schüler, alt und jung, „man möchte sagen“, schreibt Trendelenburg, „Freund und Feind. Es war eine Anerkennung des Geistes, wie sie selten gesehen wird“. Oder der Philosoph Henrik Steffens, ein geborener Norweger, sagt: „Es waren keine getroffenen Anstalten, es war der völlig bewußtlose, natürliche Erguß der trauernden Liebe, ein innerlich überschwengliches Gefühl, welches die ganze Stadt ergriffen und um sein Grab versammelte. Es waren Stunden einer inneren Vereinigung, wie man sie in einer Hauptstadt der neueren Zeit nie gesehen hat.“ Karl Friedrich von Savigny umschrieb Schleiermachers Wesen kurz mit den Worten: „Es war eine große Energie in seinem Geiste und daneben ein edles, liebevolles Herz. Nichts weniger als was man gewöhnlich milde nennt, im Gegenteil scharf und zur Polemik geneigt; auch von anderen oft sehr bitter gekränkt und angefeindet, habe ich doch nie in ihm gegen Personen Bitterkeit, Haß oder hartes, schneidendes Urteil gefunden.“ — Vgl. W. Wendland, „Siebenhundert Jahre Kirchengeschichte Berlins“, 1930; Adolf Stoll, Friedrich Karl von Savigny II, 1929.

Barnhagen von Ense 1836
Tagebücher, ersch. 1861 – 1870

„Seit dem letzten Kriege hat in Preußen der öffentliche Geist, das freie Leben, der heitere, frische Sinn immer mehr abgenommen. Die guten Eigenschaften und Anlagen dieses Staates und seiner Bewohner sind gleichsam verhüllt. Man muß aber nicht glauben, daß sie verschwunden sind. Kommt die Gelegenheit einmal, wo die Verhüllung weggezogen wird oder fällt, so wird man sehen, daß alles da ist und hervortritt, und man findet es wohl gar im stillen gewachsen. Aber das plötzliche Hervortreten des lange Unterdrückten ist immer eine gefährliche Krisis, ein Wagnis, ein Verderben. Während nun unsere Behörden und Privaten, sofern sie an den Tag treten, vorzugsweise servil, frömmelnd, beschränkt und mittel-mäßig dastehen, daß aus diesen sichtbarsten Lebenskreisen fast alles Leben geschwunden scheint, hat dieses Leben ohne Zweifel schon längst wieder seine Stellen gefunden, wo es im stillen frei und kräftig sich entfaltet, geschützt durch die Unsichtbarkeit, in der es noch neu und jung sich bewegt! Welches diese Stellen sind, können wir freilich nicht sagen, wenn wir auch vielleicht sogar in ihnen teilweise mitleben. Aber die Folgezeit, die den Gewinn davon zieht, wird auch den Ursprung erkennen und angeben können. Das Wichtigste des Augenblicks weiß selten der Augenblick.“

Marie von Olfers

Briefe und Tagebücher 1826 – 1869, hrsg. von Margarete von Olfers 1928

Freude am Kleinen. Kleinöls 1855: „Draußen war's köstlich; die hellen Sonnenstreifen fielen leuchtend aus den dunklen Wolken auf den grünen Rasen. Das Kindervolk riß an den tropfenschweren Blumen, schrie, es wäre Silber, jeder Kieselstein im Glanz ein Edelstein. Mühsam sammelten sie die Schätze, damit der glänzende Schmuck nicht verloren ginge . . . Ich halt' es auch mit den beregneten Kieselsteinen, liegt doch in uns die Macht, sie in Diamanten zu verwandeln und uns das Kleinste zur Freude werden zu lassen. Nur auf einen Tag, sagen die Weisen – ja aber Kieselsteine findet man jeden Tag wieder neu, es fehlt uns nur meist an Zauberkraft –. Abends las York (der Schwager) uns Faust' vor. Jedes Wort hört man wieder mit neuem Entzücken.“ –

Idealität. Kleinöls 1858. „Ich habe viel Diderot gelesen . . . er ist scharf und amüsant, aber doch nichts für mich. Wir Frauen verlangen eine ideale, reine Richtung, sonst gibt es für uns kein Leben, keinen Anknüpfungspunkt. Wie man ohne Religion moralisch sein kann, ist mir unerklärlich. Wo sollte das Gefühl zum Guten herkommen?“ –

Fra Angelico. Berlin 1858. „Draußen heult eine wahre Windbraut, die Spree bäumt sich und tut sehr wild, aber es geht ihr wie manchem Menschen, man glaubt nicht an ihren Zorn . . . Gestern abend spielte ich noch mit Begleitung von Donner und Blitz eine Beethovensche Sonate. Nach finde ich noch schwerer als Beethoven, aber auch lehrreicher. Er verlangt nicht so viel Kraft, aber jeder Finger muß eine Seele haben . . . Paul (der Neffe York)

las uns gestern nach Tisch den Aufsatz Schlegels über Fra Angelico vor. Ich hatte einen wahren Jammer, daß ich mir das Bild nicht genauer in Paris eingepreßt hatte. Man geht zu oberflächlich in der Welt herum. Wie wenig bleibt der Seele von dem Reichtum, der sie umgibt! Wir zeichneten während des Lesens die schönsten Figuren durch, und ich hatte eine wahre Wonne an der Reinheit der Linien, die wie ein himmlisches Band Körper und Seele verbinden.“ —

S o n n t a g. B e r l i n 1859. „Alles ist besorgt, Blumen begossen, Vogel gefuttern, Milch gekocht usw., genug, ich bin frei, frei, frei und schätze diese Freiheit ebenso hoch als ein Schuljunge und weit höher als ein Politiker. Wer in der Woche wirklich arbeitet, dem ist der Sonntag ein wahres Labfal, und ich werde ganz zweifelhaft, ob dieses Nichtstun nicht am Ende unsere Bestimmung ist, ob dies Stillhalten und Lauschen nach oben nicht unsere Seele mehr wachsen macht als all diese Anstrengung, dies Mühen und Plagen. Vielleicht wär's, wenn wir n u r Seele wären? So aber macht sich's der Körper zunutze bei dem Faulenzen, und die Seele hört bald auf, mitzusprechen!“

H e i m w e h n a c h d r o h e n. B e r l i n 1862. „Gestern war ich im Symphoniekonzert. Ein goldener Abend. Eine reizende G-dur von Haydn mit einem Klage-ton, der sich ganz verlockend durch die lustigsten Triller und Sprünge zog. Die Schwermut hat für uns Sirenenklang, weil sie eigentlich unsere Sehnsucht nach Vollkommenheit, unser Heimweh nach drohen ist.“ —

D i e E w i g e S t a d t. R o m a 1863. „In den Märchen öffnet sich plötzlich der Blick in köstliche Gegenden, die der Zauberstab unerwartet hervorruft. So war es auch hier. Ich entzückte mich. Die Stadt lag so großartig vor uns, daß mir zumut war, als sähe ich auf das Meer. Das Treiben der Menschen klang herauf wie das Rauschen der Wellen, man sah niemand. Garten schloß sich an Garten. Dazu kein Wölkchen am Himmel. Alles kristallhell, als hätte die Welt nichts zu verbergen . . . Mir ist als hätte ich nun die g a n z e Welt gesehen, als hätte ich eine Art Überblick gewonnen, einen höheren Maßstab . . . Nach Rom möchte ich nichts mehr sehen als mein Nest zu Haus.“

Kosmisch gelenktes Leben

Astronomen und Astrophysiker haben festgestellt, daß die Sonne seit dem Jahre 1936 von einer außergewöhnlich gesteigerten „vulkanischen“ Ausbruchstätigkeit beherrscht wird. Es ist ferner eine von jedermann nachprüfbare Tatsache, daß derartig heftige Unwältungen auf unserem Sonnenball, wie wir sie jetzt und wohl auch noch das ganze Jahr 1938 hindurch erleben werden, in den letzten hundert Jahren nur dreimal, und zwar ausgerechnet in den von Epidemien, Revolutionen und Kriegen heimgesuchten Jahren 1848, 1870/71 und 1917 stattgefunden haben. Da wir nunmehr, seit 1936, wiederum die Zeugen dreier großer Kriege und einer auch sonst erheblich gesteigerten politischen Unruhe sind, taucht immer wieder die Frage auf, ob man bei derartig auffälligen Übereinstimmungen noch von Zufall sprechen kann oder ob sich dem kritisch forschenden Naturwissenschaftler hier bereits Andeutungen von gesetzmäßigen Zusammenhängen offenbaren. Die Beantwortung dieser an sich berechtigten Frage ist durchaus nicht einfach. Man muß sich bei der Beschäftigung mit diesen Problemen vor festgewurzelten, halb abergläubischen Vorstellungen hüten, wie sie auf Grund uralter und sehr oft kritiklos übernommener oder unrichtig ausgedeuteter Überlieferungen den Anhängern der Astrologie vorschweben und von diesen allzu häufig in unverantwortlicher Weise propagiert und als Erwerbsquelle benußt werden; und man muß sich genau so in acht nehmen vor einer vorgefaßten Meinung, die so tut, als wäre ihr bereits der letzte Schluß aller Weisheit bekannt, und die nichtsdestoweniger gerade aus Unkenntnis des zu diesen Fragen veröffentlichten, sehr umfangreichen naturwissenschaftlichen Schrifttums zu einer schlecht begründeten Ablehnung kosmischer Einflüsse auf irdisches Geschehen führt.

Die ebenfalls oft gestellte Frage, ob Beziehungen zwischen dem Kosmos und der menschlichen Person überhaupt denkbar seien, entsteht zweifellos aus einer falschen Grundhaltung. Viel eher könnte man nämlich untersuchen, unter welchen Bedingungen solche Beziehungen unmöglich wären.

Wissen wir doch, daß die Erde in der Nachbarschaft eines Gestirns kreist von beinahe anderthalb Millionen Kilometer Durchmesser und einer Temperatur von 6000 Grad an der Oberfläche, von der jeder einzelne Quadratmeter rund 100 000 Pferdestärken (die ganze Oberfläche also siebenhunderttausend Trillionen Pferdestärken) in Form strahlender Energie in den Weltenraum hinauschießt. Hört man weiter, daß die Masse dieses Gestirns 332 000mal so groß ist wie die der Erde, und bedenkt man, daß dieses Gestirn, unsere Sonne nämlich, uns 200 000mal näher steht als irgendein anderer Fixstern, dann ist es beinahe banal, zu erwähnen, daß die Sonne die wichtigste Quelle aller Energieäußerungen auf der Erdoberfläche ist und daß es ohne ihre Strahlen in kürzester Frist um uns geschehen wäre. Denn die im Erdinnern aufgespeicherte Wärme spielte bereits in der geologischen Urzeit im Lebenshaushalt der Erdoberfläche keine Rolle mehr.

Sonnenstrahlung ist es ja auch, welche die Bewegungen unserer Atmosphäre und Meere hervorruft, welche zur Wolkenbildung führt und den Regen verursacht. Wärme und Regen sind aber notwendige Voraussetzungen für das Leben. Hochentwickelte Kulturvölker, wie die Inkas oder die Ägypter (s. Abb. 1) fühlten diese Verbundenheit mit der Sonne schon vor Tausenden von Jahren und brachten ihr Huldigungen und Opfer dar.

Die Sonne sendet uns ihre Energie aber nicht nur in Form von Licht und Wärme, sondern auch in Form von äußerst kurzwelligen Strahlen und von Elektrizität. Freilich unterliegt die Größe der so frei werdenden Energien starken Schwankungen, die mit tiefgehenden Veränderungen zusammenhängen, denen der „zähflüssige“ Sonnenball aus inneren Gründen (Wirbelbildung infolge verschieden schneller Rotation seiner einzelnen Schichten und Zonen) ebenso wie aus äußeren Gründen (gravitatorische Einflüsse der großen Planeten, massenhafter Einsturz von Meteoriten usw.) von Zeit zu Zeit unterworfen ist.

Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit, daß schon bald nach der Entdeckung des Fernrohrs, also noch im Mittelalter, den berühmten Forschern Scheiner und Galilei der Nachweis gelungen war, daß das „ewige Licht“, wie man die Sonne damals bezeichnete, „vom himmlischen Schöpfer ausgestattet mit unversiegbarer Leuchtkraft und an das Firmament gesetzt, auf daß es uns leuchte und wärme auf Erden“, zeitweise dunkle Flecken zeigt, welche ein oder mehrere Male mit dem Sonnenball herumwandern (Entdeckung der Sonnenrotation!) und dann verschwinden, um schließlich an anderer Stelle und in anderer Form wieder aufzutauchen. Diese denkwürdigen, zu ihrer Zeit größtes Aufsehen, ja sogar stärkste Entrüstung hervorrufenden Mitteilungen mittelalterlicher Astronomen, welche es (immerhin auf Grund exakter Beobachtungen, s. Abb. 2 und 3) gewagt hatten, die Makellosigkeit des „Ewigen Lichtes“ zu bezweifeln, hatten zur Folge, daß es lange Zeit hindurch Leute gab, die sich weigerten, die Sonne durch ein Fernrohr zu beschauen, weil sie den Glauben an deren Unbeflecktheit nicht verlieren wollten. Inzwischen sind mehr als dreihundert Jahre verstrichen. Viele geduldige Beobachtungen und viele wertvolle sonnenphysikalische Untersuchungen sind in dieser langen Zeit ausgeführt worden, und es würde Bände füllen, wollte man alle wesentlichen Ergebnisse dieser Arbeiten aufzählen. Eine der bedeutsamsten Erkenntnisse war, daß der in Glut befindliche Sonnenball von Zeit zu Zeit und in bestimmten Zonen unvorstellbar heftige Eruptionen erlebt (s. Abb. 5 und 6). Diese Eruptionen werden neuerdings mit dem Haleschen Spektrohelioskop, einer sehr genial erdachten Apparatur, in allen ihren Einzelheiten fortlaufend beobachtet. Wichtig war auch die Erkenntnis, daß den schon im gewöhnlichen Fernrohr sichtbaren Flecken und Fleckengruppen (s. Abb. 4) nur eine untergeordnete Bedeutung für ihren Einfluß auf irdische Vorgänge zukommt, da sie nur eine der zahlreichen möglichen Begleiterscheinungen von Eruptionen darstellen. Sie dürfen also keineswegs mit diesen identifiziert werden, wie es irrümlicherweise noch heute vielfach geschieht. Von allergrößter Bedeutung ist es wohl, wenn Astro- und Geophysiker festgestellt haben, daß bei jedem der ungeheuren und von einem Wechselspiel gewaltiger elektrischer und magnetischer Kraftfelder begleiteten Ausbrüche

des glühenden Sonnenballs eine in die Milliarden und Billionen von Kilowatt gehende Sendeenergie in Form von negativ- und positiv-elektrisch geladenen Teilchen, in Form von Röntgen- und Ultraviolettstrahlung und in Form von elektromagnetischen Impulsen („Hochfrequenzschauern“) den Sonnenball verläßt und die um ihn kreisenden Planeten und somit auch unsere Erdoberfläche erreicht.

Wenn nun die Sonne in allen ihren Energieäußerungen Schwankungen unterliegt, dann müssen sich diese Schwankungen auch in allen irdischen Erscheinungen widerspiegeln. Es kann sich also nicht mehr darum handeln, die Existenz, sondern lediglich den Umfang solcher kosmisch bedingten Schwankungen in irdischen Vorgängen festzustellen. Diese Arbeit hat mit Mystik nicht das allermindeste zu tun, erfordert aber neben gesunder Kritik und einem freudigen Optimismus viel Geduld und Ausdauer.

Die beste Methode, um die Wirkungen der veränderlichen Sonnenausstrahlungen auf Lebewesen zu studieren, ist sicherlich die, sie bei Individuen zu verfolgen, die schon von vornherein ihrer natürlichen Widerstandskraft beraubt sind und die sich infolgedessen in einem labilen Gleichgewichtszustand befinden. Wohl jeder von uns hat schon erfahren, wie das Leben in allen seinen Äußerungen in fortwährenden feinen Schwingungen auf die Einflüsse der Umwelt reagiert. Dieses Mitreagieren erfolgt im allgemeinen wohl physiologisch und psychologisch meßbar, jedoch ohne Bedrohung der Gesundheit oder gar des Lebens. Dort aber, wo sich ein Organismus bereits an der Grenze seiner Anpassungsfähigkeit befindet, überschreiten seine Reaktionen auf die Umwelt diese Grenze, und es kommt zum Krankheitsausbruch, ja, in schweren Fällen sogar zum Tod. Es ist nun von allergrößter Wichtigkeit, daß die durch geophysikalische und kosmische Einflüsse hervorgerufenen Überbelastungen eines geschwächten Organismus sich in einem sehr wesentlichen Punkte von den vielfachen anderen „vegetativen“ Belastungen, denen der Mensch im täglichen Kampf ums Dasein ausgesetzt ist, unterscheiden. Während nämlich die letzteren Einflüsse, z. B. Schreck, Aufregung, Ärger, ärztliche Maßnahmen usw. sozusagen Privatsache des Einzelnen sind (besonders was den Zeitpunkt ihres Auftretens anbetrifft), treffen die erd- und sonnenphysikalischen Einflüsse gleichzeitig eine nach Tausenden zählende Vielheit von Menschen! Dieser bedeutsame Unterschied ist es, der es dem statistisch arbeitenden Bioklimatologen ermöglicht, Methoden zu gebrauchen, bei deren Anwendung die vielen und mehr oder weniger zufällig erfolgenden „privaten“ Belastungen sich gegenseitig aufheben, während die mit einiger Gesetzmäßigkeit erfolgenden geophysikalischen und kosmischen Einflüsse um so klarer hervortreten, je umfangreicher die verarbeiteten Beobachtungsreihen sind.

Erschwerend für die Durchführung solcher Untersuchungen ist nun, daß es für die meisten und zum Zweck statistischer Bearbeitung vielleicht am besten geeigneten Vorkommnisse des menschlichen Lebens keine zuverlässigen Erhebungen gibt. Es legt ja niemand regelmäßig in einer der Wissenschaft zugänglichen Weise fest, zu welcher Stunde sich etwa bei ihm Kopfschmerz einstellt, oder wann er sich nicht aufgelegt fühlt, oder wann sonst eine der kleinen und zahlreichen Störungen des gewöhnlichen Lebensablaufes bei ihm eintritt. Die einzigen Vorkommnisse des

menschlischen Lebens, für die ein großes statistisches Material zur Verfügung steht, sind Geburt und Tod. Gestützt auf ein solches, sehr umfassendes Sterbematerial und auf sehr eingehende Beobachtungen der Sonne, sind in den letzten Jahren Untersuchungen von deutschen (B. u. T. Düll), russischen (A. L. Tschijewsky, W. B. Schostakowitsch), französischen (G. Sardou u. M. Faure), argentinischen (R. A. Brandán) und schweizerischen (A. Schmid) Ärzten, Bioklimatologen und Physikern ausgeführt worden.

Einem Teil der deutschen Untersuchungen, der sich auf die gesonderte Bearbeitung jedes einzelnen Tages einer nach Jahren zählenden Beobachtungsreihe bezog, lagen über 200 000 in den Ämtern von Kopenhagen, Hamburg, Frankfurt a. M., Berlin, Zürich und Budapest erhobene und nach Tagen, Todesursachen, Alter und Geschlecht geordnete Sterbefälle zugrunde. Ein anderer Teil dieser deutschen Untersuchungen, bei dem das Material nach Wochen aufgeteilt wurde, stützte sich sogar auf mehr als drei Millionen Fälle. Die Ergebnisse dieser Arbeiten haben es sehr wahrscheinlich gemacht, daß an Tagen mit besonders heftigen Sonneneruptionen und somit stark vermehrtem Einbruch von solaren Wellen und Teilchen in die Erdatmosphäre (sog. Elektroinvasionen) und den damit in engem Zusammenhang stehenden Störungen des Erdmagnetismus, der Erdströme und der Luft Elektrizität Erkrankungsbereitschaften in Erkrankungen übergehen können und bei bereits bestehenden schweren Erkrankungen der Tod ausgelöst werden kann.

Wer sich mit den schon seit längerem studierten meteorologischen Einflüssen auf Gesunde und Kranke, also mit der Vorfühlbarkeit von Gewittern, von Föhn und von Durchgängen sog. Kalt- und Warmfronten beschäftigt hat, wird es verstehen, daß an Tagen mit Störungen des körperlichen Gleichgewichtes, auch das seelische Gleichgewicht schwer beeinträchtigt werden kann, daß die Stimmung an solchen Tagen durch Sorgen und Kummer in weit stärkerem Maße zu erschüttern ist als an ungestörten Tagen. Auf diese Weise ist es wohl auch zu erklären, daß sich bei der (von B. u. T. Düll vorgenommenen) gesonderten statistischen Bearbeitung von mehr als 20 000 Suiziden gleichfalls recht deutliche Zusammenhänge mit



Abb. 1. Anbetung der mächtigen, die Geschehnisse der Menschen lenkenden Sonnengottheit Ra im alten Ägypten, 1380 Jahre vor Christi Geburt

sonnenphysikalischen Ereignissen und deren Folgeerscheinungen auf der Erdoberfläche ergeben haben („Die Medizinische Welt“, 1937, H. 7/8).

Von argentinischer Seite wurde besonders hingewiesen auf die auffälligen Beziehungen, welche zwischen den Anfällen der Asthmatiker und ganz besonders zwischen den gefährlichen Blutungen der Lungentuberkulösen und erhöhter eruptiver Sonnentätigkeit sowie den hiermit zusammenhängenden erdmagnetischen Gewittern bestehen.

Daß in derartig gestörten Zeiten auch ganz allgemeine Befindensstörungen aufzutreten pflegen, das geht deutlich aus den Aussagen zahlreicher praktischer Ärzte und Apotheker hervor, nach denen an solchen Tagen zwecks Aufrechterhaltung der Arbeitsfähigkeit ganz erhebliche Mengen von sedativen und analeptischen Medikamenten wie Bromsalzen, Migränemitteln, Aspirin, Kola, Hoffmannstropfen usw. konsumiert werden.

Wenn die Kranken so oft ausschließlich Witterungsvorgänge als Ursache ihrer Leiden ansehen, dann wohl nur, weil diese ihrer Beobachtung und ihrem Ver-

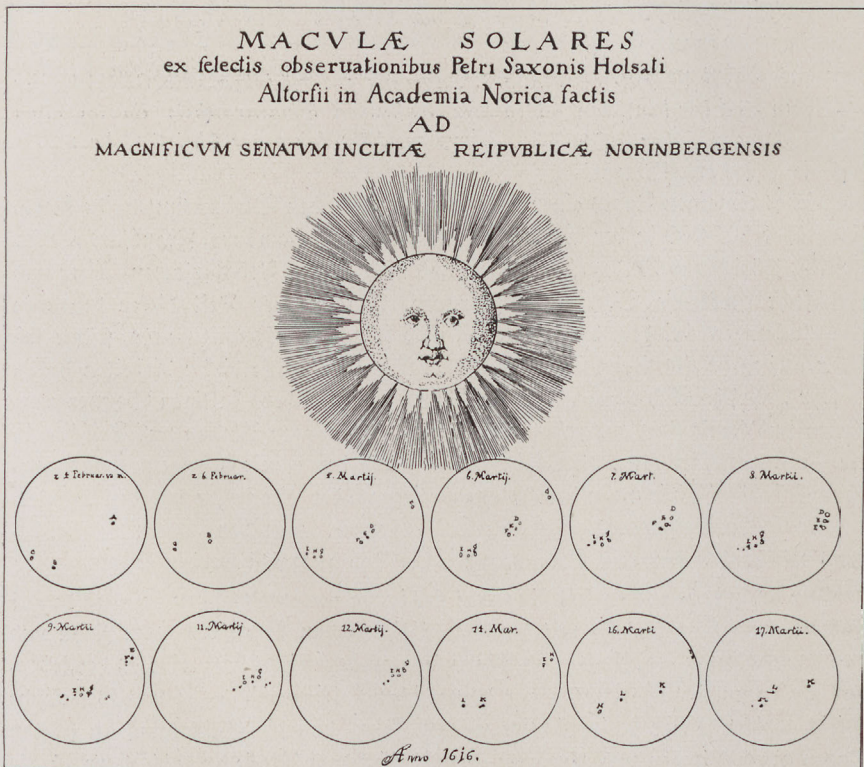


Abb. 2. Sonnenflecken, an aufeinanderfolgenden Tagen des Jahres 1616 beobachtet auf der Nürnbergischen Akademie zu Altdorf. (Aus den gewissenhaften Aufzeichnungen läßt sich deutlich ersehen, daß die Sonne rotiert.)

ständnis am leichtesten zugänglich sind. Außerdem ist es natürlich viel leichter, die Anwendung einer altbekannten Regel zu verallgemeinern als eine neue zu entdecken.

Vor einer Diskussion über den praktischen Wert obengenannter Forschungsergebnisse müssen noch weitere ausgedehnte Untersuchungen abgewartet werden;

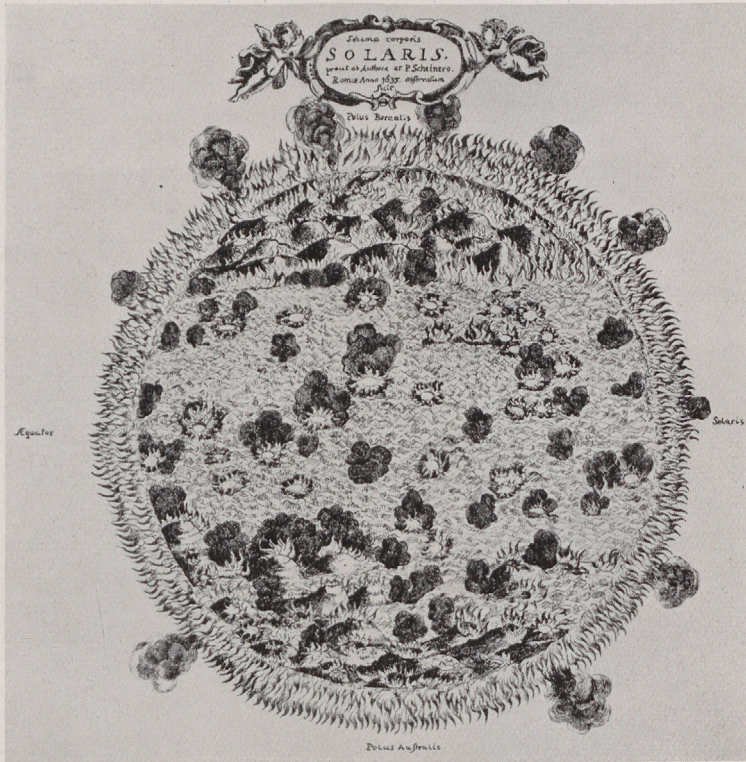


Abb. 3. Die Sonne mit Flecken und Protuberanzen nach Beobachtungen von A. Kircher und P. Scheiner, gezeichnet im Jahre 1635 zu Rom

diese sind zum Teil schon im Gange. Ein praktischer Erfolg scheint den mühevollen bioklimatischen Arbeiten schon jetzt beschieden zu sein. Man hat nämlich beobachtet, daß die einmal erworbene Einsicht, daß geringfügige Verschlechterungen im Befinden sehr oft mit erd- und sonnenphysikalischen Tatbeständen zusammenhängen, zur Beseitigung hypochondrischer Grillen führen kann. Diese Grillen fanden vor dieser Einsicht oft ihren Ausdruck in dem Grübeln nach vermeintlichen, im Anzuge befindlichen Krankheiten, von denen die Befindensstörungen sozusagen als Vorläufer betrachtet wurden. Es ist in diesem Zusammenhange bemerkenswert, daß experimentelle Untersuchungen gezeigt haben, wie auch robustere und völlig gesunde Naturen von den geschilderten physikalischen Umweltfaktoren beeinflusst

werden, was in einer deutlichen Veränderung ihrer Leistungsfähigkeit (z. B. bei sportlichen Veranstaltungen) zum Ausdruck kommt.

Die Erkenntnis solcher ursächlichen Zusammenhänge zwischen Lebensvorgängen und Vorgängen in der unbelebten Natur erleichtert dem modernen Menschen auch das Verständnis für die besonders in früheren Zeiten viel studierten Mondeinflüsse, die in den letzten hundert Jahren von der Medizin und exakten Naturwissenschaft recht stiefmütterlich behandelt worden sind. Daß dies durchaus nicht immer so war, entnehmen wir alten Urkunden, aus denen hervorgeht, daß schon einer der berühmtesten Ärzte des Altertums, Claudius Galenus, Leibarzt mehrerer römischer Kaiser und ihrer höchsten Beamten, die Ansicht verfocht, daß gewisse Mondstellungen von einer erheblichen Verschlimmerung bestimmter Krankheiten begleitet würden. Auch im Mittelalter schenkte man den Mondeinflüssen von seiten der exakten Naturwissenschaft ernste Beachtung. So veröffentlichte Johannes Schöner von Karlstadt, Mathematikus zu Nürnberg, Studiengenosse von Martin Luther und Freund von Melancthon, im Jahre 1549 ein Buch über den „Einfluß des Mondes auf Leben und Handeln des Menschen, und auf die Wirkungen der Arz-

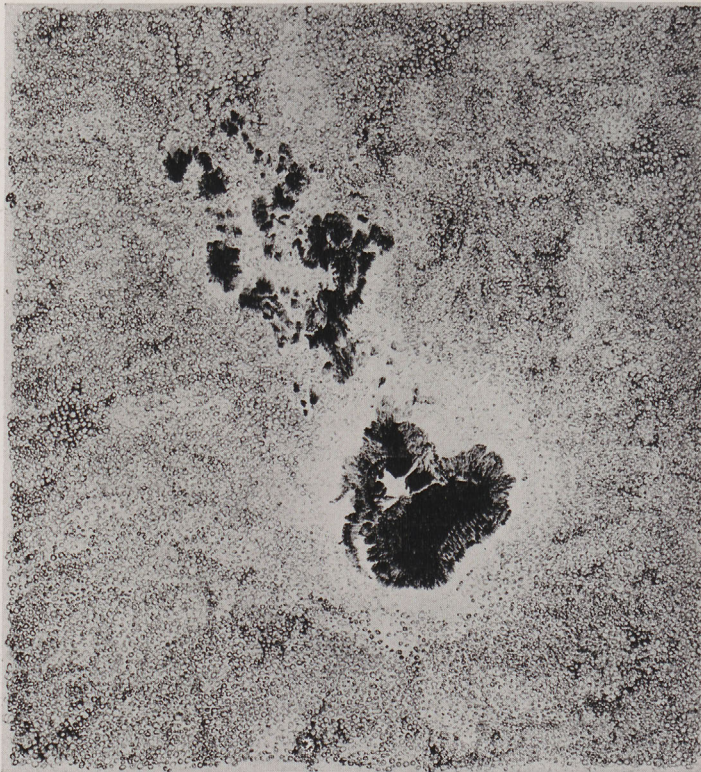


Abb. 4. Typische Gruppe von Sonnenflecken, nach einer photographischen Aufnahme des Observatoriums Meudon bei Paris gezeichnet von T. Düll

neien". Aus der Mitte des 18. Jahrhunderts sind uns Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Witterung und den menschlichen Körper von Krakenstein bekannt, der zunächst als Arzt und Professor in Halle wirkte, Mitglied der Akademie zu Petersburg und später Professor der Medizin und Physik in Kopenhagen wurde.

Ein sehr bekanntes und gut belegtes Beispiel für die Mondgebundenheit bestimmter Lebensvorgänge aus neuerer Zeit ist das Schwärmen des Palolowurms, einer in den Korallenbänken der Südsee lebenden Tiergattung, das ausschließlich in den Nächten des letzten Mondviertels in den Monaten Oktober und November stattfindet. Es ist recht bemerkenswert, daß alle, den verschiedensten Nationen angehörenden Wissenschaftler (wie B. Friedländer, A. G. Mayer, R. Herpin, G. Brunelli, W. M. Woodworth, B. G. Corney u. a.), die dieses Mond-Palolo-Phänomen an Ort und Stelle studiert haben, zu den gleichen, für eine starke Mondabhängigkeit sprechenden Feststellungen gelangt sind. Alle von anderen Seiten erhobenen Einwände, daß das Schwärmen vielleicht durch Ebbe und Flut, Licht, Windbewegung usw. beeinflusst würde, konnten bisher beweiskräftig widerlegt werden. Übrigens ist es R. Legendre, Fage, Lillie, Just, Hempelmann u. a. gelungen, diese eigenartigen Beziehungen zwischen bestimmten Mondphasen und dem Schwärmen des Palolo an verschiedenen im Atlantischen Ozean sowie im Mittelmeer lebenden Nereiden in gewissem Sinne zu bestätigen.

Was nun die Mondabhängigkeit des Menschen betrifft, so ist von jeher, besonders auf Grund von Untersuchungen des Schweizers R. Ammann, ein Zusammenhang zwischen den Mondphasen und dem gehäuftesten Auftreten von epileptischen Anfällen behauptet worden. Und zwar sollen diese einen starken Anstieg um Neumond und einen etwas schwächer ausgeprägten Gipfel um Vollmond aufweisen. Eine einwandfreie statistische Sicherung dieser Behauptungen ist unseres Wissens aber bis jetzt noch nicht gelungen.

Recht beachtenswerte Untersuchungen aus neuester Zeit stammen von dem Frankfurter Gynäkologen H. Guthmann und seinem Mitarbeiter Oswald. Guthmann war es während seiner langjährigen klinischen Tätigkeit immer wieder aufgefallen, daß sich zu gewissen Zeiten bei seinen Patientinnen eine starke und unerwartete Häufung im Auftreten der Periode zeigte. Zur Feststellung der Ursache dieser auffallenden Erscheinung ermittelte er bei absolut regelmäßig menstruierenden Frauen das Datum des Beginnes der letzten Periode und nahm dann eine Verteilung dieser Daten auf die Tage des Mondmonats vor. Diese Statistik, die 10393 Fälle (sämtlich aus der Universitätsklinik Frankfurt a. M. und den Jahren 1922—1935 stammend) umfaßt, lieferte das wichtige Ergebnis, daß ein stark gehäuftes Auftreten der weiblichen Periode zur Zeit von Neumond und Vollmond zu beobachten ist. Dieser Häufung geht eine deutliche Phase der Zurückhaltung voran.

Erklären lassen sich diese auffälligen Beziehungen zwischen dem Lauf des Mondes um die Erde und gewissen biologischen Vorgängen am ehesten noch dann, wenn man annimmt, daß die von der Sonne kommenden, elektrisch geladenen



Abb. 5. Sonnenprotuberanz von 224000 Kilometern Höhe (der weiße Punkt rechts stellt die Erde im gleichen Maßstab dar!), nach einer photographischen Aufnahme vom 9. Juli 1917 gezeichnet von T. Düll

Teilchen durch den Mond, der mit ziemlicher Sicherheit selbst eine elektrische Ladung trägt, je nach seiner Stellung zur Erde etwas gebündelt oder zerstreut werden, und daß ferner der Mond auf die sog. Ionosphäre der Erde einwirkt. Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß mondzeitliche Schwankungen in den Ausbreitungsbedingungen der Radiowellen, in den luftelektrischen und erdmagnetischen Elementen, sowie in den Erdströmen schon seit längerer Zeit völlig einwandfrei nachgewiesen sind.

Ganz ähnlich, wie sich die Mondeinflüsse mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen durch den Mond in seiner Intensität gesteuerten elektrischen Energiezufluß von der Sonne zurückführen lassen, kommen auch die meisten der bioöklimatisch so bedeutsamen Tages- und Jahresrhythmen erst durch das Zusammenwirken der Eigenbewegungen der Erdkugel und der verschiedenen aus dem Kosmos und besonders von der Sonne kommenden und auf die Erde treffenden Strahlungen zustande.

Gerade für die wichtigsten Ereignisse im menschlichen Leben, Geburt und Tod, sind Tagesrhythmen schon seit längerem festgestellt und allgemeiner bekannt geworden. So hat man den Geburtsstatistiken, von denen sich eine (E. Jenny) auf 350000 Fälle stützte, deutlich entnehmen können, daß die größte Wahrscheinlichkeit, das Licht der Welt zu erblicken, zwischen zwei und fünf Uhr früh vorhanden ist.

Aber auch in der allgemeinen Sterblichkeit hat sich der 24-Stunden-Rhythmus mit einem Gipfel in den frühesten Morgenstunden feststellen lassen. Spezielle Untersuchungen (von S. Koller) ergaben das interessante Resultat, daß dieser Morgengipfel bei den Todesfällen der Säuglinge, der Tuberkulösen, der Kreislaufferkrankten und Altersschwachen ganz besonders klar hervortritt. In neuerer Zeit ist (besonders von A. Jores) nachgewiesen worden, daß ein Tagesrhythmus außer bei Geburt und Tod mehr oder weniger stark bei fast allen physiologischen Vorgängen auftritt. Am bekanntesten dürfte noch die Tagesperiode der Körpertemperatur sein, für die B. de Mudder gezeigt hat, daß sie auch dann bestehen bleibt, wenn man das übrige Leben vollkommen nivelliert, also die Nahrungsaufnahme, den Schlaf usw. gleichmäßig auf alle Tagesstunden verteilt. Dies konnte er in eindrucksvoller Weise an den Säuglingen der Greifswalder Universitäts-Kinder-

klinisch demonstrieren. Aber auch für den Blutdruck und die Herzfrequenz, für die Ausscheidung von Wasser und Stickstoff, den Sauerstoffverbrauch, die chemische Zusammensetzung des Blutes und eine bestimmte Art von lästiger Schlafzerrüttung sind solche Tagesrhythmen nunmehr festgestellt worden mit Extremwerten zwischen zwei und fünf Uhr früh und zwischen sechzehn und neunzehn Uhr nachmittags. Der Schlaf wirkt auf diese Rhythmen nur verstärkend, er stellt nicht die Ursache dar.

Selbstverständlich ist die genaue Kenntnis dieser physiologischen Tagesrhythmen beim gesunden und kranken Menschen auch von praktischer Bedeutung. Nahrungszufuhr, Verabreichung von Medikamenten und operative Eingriffe wird man zweckmäßig auf die Tageszeiten verlegen, wo sie voraussichtlich am wenigsten schaden, bzw. am meisten nützen können. Auch die Zuverlässigkeit einer diagnostischen Untersuchung wird steigen, wenn die Tageszeit in Rechnung gesetzt wird. So braucht, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, ein abends gemessener Wert von 10- bis 12000 Leukozyten (weißen Blutkörperchen) nicht krankhaft zu sein, während ein solcher Wert morgens schon als bedenklich gelten kann.

Von nicht geringerer Wichtigkeit als die Tagesrhythmen sind die schon erwähnten biologischen Jahresrhythmen, welche in ausgeprägter Weise die Häufigkeit vieler Erkrankungen, z. B. an den Organen der Atmung und des Kreislaufs, an Gelenkrheumatismus, an Gicht usw. bestimmen. Dementsprechend findet sich ein deutlicher Jahresrhythmus auch in der allgemeinen Sterblichkeit, mit einem Gipfel in den Wintermonaten. Gleichsam als Ersatz für diesen jahreszeitlichen Ausfall an Menschen setzt gegen Ende des Winters ein Anstieg der Geburtenziffern ein, der sich zurückführen läßt auf die bekannte Häufung von Konzeptionen in den Monaten April bis Juli. Kein Fachmann zweifelt heute mehr daran, daß es ein starkes jahresperiodisches Schwanfen auch in den Funktionen der innersekretorischen Drüsen gibt und eindringlich beweisen die Statistiken der Selbstmorde, daß sich die meisten Menschen zum Freitod nicht in dem mit Not und Entbehrung verbundenen Winter, sondern in dem die Lebensbedingungen erleichternden und das Gemüt erfreuenden Frühling und Frühsommer entschließen.

Die Aufzählung der biologisch bedeutsamen kosmischen Faktoren wären unvollständig, wollten wir zum Schluß nicht auch der sog. kosmischen Ultrastrahlung gedenken, die seit einigen Jahren auf dem Forschungsprogramm der angesehensten

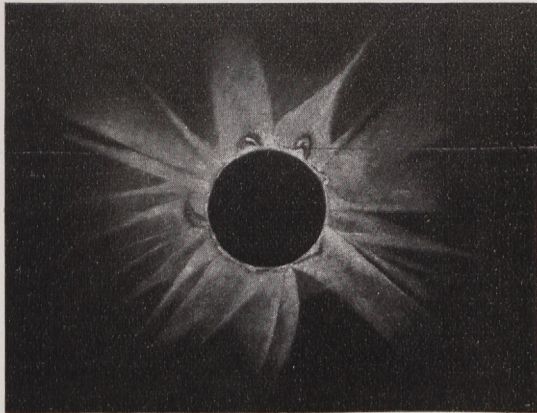


Abb. 6. Anblick der Sonnenkorona bei starker eruptiver Tätigkeit des Zentralgestirns. Nach einer photographischen Aufnahme vom 14. Januar 1926 (Sonnenfinsternis) gezeichnet von T. Düll

physikalischen Institute des In- und Auslandes steht. Nach unserem heutigen Wissen handelt es sich hierbei um eine aus dem Kosmos in die Erdatmosphäre gelangende und diese teils durchdringende Teilchenstrahlung von unvorstellbar hoher Geschwindigkeit. Beim Auftreffen dieser äußerst energiereichen Teilchen auf die Atome und Moleküle unserer Atmosphäre und irgendwelcher flüssigen und festen Körper entstehen Sekundärstrahlen, die teils aus elektrisch geladenen und ungeladenen Teilchen (sog. Negatronen, Positronen, Protonen, Neutronen, Deutonen usw.) bestehen und teils wellenförmiger Natur sind (Gammastrahlen, Röntgenstrahlen usw.). Diese Sekundärstrahlungen, die veränderlicher sind als die Primärstrahlung und von denen einige in Form von regelrechten „Schauern“ auftreten, haben sich bereits jetzt als biologisch bedeutsam herausgestellt. So konnte z. B. B. Rajewsky und Mitarbeiter (Frankfurt a. M.) zeigen, daß Schlauchpilzkulturen, die solchen „Strahlenschauern“ ausgesetzt waren, eine erheblich größere Anzahl von plötzlichen Erbänderungen (Mutationen) aufwiesen als die Kontrollkulturen, die solchen „Schauern“ nicht ausgesetzt waren. Bedenkt man ferner, daß der Mensch der Kosmischen Ultrastrahlung und vor allem ihren wirksameren (weil leichter absorbierbaren) Sekundärstrahlungen eine Körperoberfläche von rund 18000 Quadratcentimetern aussetzt, dann ist (nach E. Dorno) die Möglichkeit des Verfalls einiger Zellen und der Entstehung von schädlichen Nekrohormonen, die in den Blutkreislauf übergehen, nicht von der Hand zu weisen. Nach Ansicht von P. Kunze (Moskau) bleibt längs der Bahn eines solchen „Ultrastrahlungsgeschosses“ eine ganze Wolke zerstörter organischer Moleküle zurück, und er hält es für möglich, daß durch einen „Volltreffer“ ein Zellkern zerstört wird oder zumindestens seine Teilungsfähigkeit verliert. Vielleicht ist das Altern der Menschen, der Verlust der Zeugungsfähigkeit oder das spontane Absterben einer Zelle ohne erkennbaren Grund eine Folge dieser Tag und Nacht einfallenden Ultrastrahlung. Vielleicht wird diese so starke Strahlung bei den künftigen Stratosphärenfliegern zu einer typischen Berufskrankheit führen.

Wichtig ist, daß die Stärke dieser kosmischen Ultrastrahlung, deren Herkunft im übrigen noch immer nicht einwandfrei geklärt werden konnte, und deren Erforschung täglich neue Überraschungen beschert, durch die unser atomphysikalisches Wissen schon außerordentlich bereichert worden ist, ebenfalls im Zusammenhang steht mit eruptiven Vorgängen auf der Sonne und den erdmagnetischen Stürmen, wie neueste Untersuchungen von J. Zirkler, Th. Graziadei, S. E. Forbush, W. J. Hess, A. Corlin u. a. bewiesen haben.

Im Rahmen dieser gedrängten Übersicht konnten nur die wesentlichsten direkten kosmischen Einflüsse auf den Menschen besprochen werden. Es darf aber bei dieser Gelegenheit nicht übersehen werden, daß es auch zahlreiche indirekte kosmische Einflüsse auf den Menschen gibt, derart etwa, daß bei verstärkter eruptiver Tätigkeit der Sonne die Häufigkeit der Gewitter, das Gefälle der atmosphärischen Elektrizität und die negative Ladung der Erde verändert wird und nun diese veränderten luftelektischen Verhältnisse von sich aus auf den Menschen wirken, indem beispielsweise die Art und Zahl der mit der Luft eingeatmeten Ionen oder die Häufigkeit und Stärke der bei elektrischen Ausgleichsvorgängen in den verschiede-

nen Schichten der Atmosphäre entstehenden „Atmosphärischen Parasiten“ (Hochfrequenzsauer), die wahrscheinlich das vegetative Nervensystem beeinflussen, das normale Maß überschreiten. Auch über die Witterung können kosmische und besonders sonnenphysikalische Vorgänge den lebenden Organismus beeinflussen, da (wie es A. Schmauß, der Vorsitzende der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft, einmal ausgedrückt hat) es in Zeiten, in denen die Sonne stark tätig ist, in der Tat Rhythmen der Witterungsgestaltung von 26 bis 28 Tagen gibt, darauf zurückzuführen, daß ein tätiger Herd, welcher eben den uns zugekehrten Längengreis der Sonne passiert, dort wegen der Rotation der Sonne in rund 27 Tagen wieder erscheinen wird und von ähnlichen Witterungserscheinungen gefolgt sein kann.

Auf alle diese Einflüsse reagiert nach unserem heutigen Wissen nicht nur der geschwächte Organismus des Kranken, sondern auch der gesunde Mensch in seiner subjektiven und objektiven Leistungsfähigkeit. Jeder, der einmal darauf geachtet hat, weiß, daß ihm an manchen Tagen die Arbeit flott vorangeht, daß er an anderen Tagen gewisse Hemmungen verspürt. Diese Zusammenhänge sind durch Prüfung der Aufmerksamkeit und des sonstigen Verhaltens von Schulkindern (Moreux, Zimmermann, Brezina und Schmidt) bereits objektiv nachgewiesen worden. Wenn auch feststeht, daß man mit dem Willen derartige Dispositionsstörungen bekämpfen kann, so verbleibt doch auch beim Gesündesten ein beachtlicher Rest von Abhängigkeit von seiner physikalischen Umwelt. Es gibt nun Individuen, die unter diesen Einflüssen leiden, weil sie darin eine des Menschen unwürdige Abhängigkeit von kosmischen Faktoren erblicken. Die Praktiker der Lebensführung helfen sich damit, und das gilt namentlich für geistige Arbeiter, daß sie sich stets mehrere, recht verschieden geartete Arbeiten vorrätig halten. Sie können dann, je nach Stimmung und Leistungsfähigkeit, eine Auswahl treffen und sind befriedigt, wenn sie die augenblicklich zusagende Arbeit gut voranschreiten sehen. Schließlich kann ein Lebewesen ja nur dann bestehen, wenn es ihm gelingt, sich den Änderungen seiner Umwelt möglichst stark anzupassen, also lebenserhaltend auf die Reize von außen zu antworten. Gelingt ihm das nicht, so kommt es in Widerspruch mit seiner Umgebung und wird früher oder später, sicherlich aber zeitiger als der Anpassungsfähige, aus der Liste des Lebens gestrichen.

R u n d s i c h a u

Entspannung? Die bestimmenden Ereignisse der letzten Zeit waren der Austritt Italiens aus dem Genfer Verbanke und die Einnahme der chinesischen Hauptstadt Nanking durch die Japaner. Trotz aller Abschwächungsversuche auf der Seite der Genfer Mächte, ist es unverkennbar, daß auch bei ihnen der Schritt Italiens als die Einleitung einer nicht mehr lange hinauszuschiebenden Entscheidung über das Schicksal dieses ohnmächtigen Machtinstruments der alten Entente angesehen wird. Das Jahr 1938 wird voraussichtlich auch die Folgerungen deutlich machen, die kleine und mittlere Staaten Genf gegenüber ziehen werden. — In China haben sich die Hoffnungen der Japaner auf eine Panik, durch den Fall der Hauptstadt, den die Chinesen als unvermeidbar ansahen, nicht verwirklicht. Es scheint im Gegenteil, als ob der Marschall von China, der von Anfang an seine Möglichkeiten klar und kühl beurteilte, nun erst recht alle Kräfte zum Widerstand aufruft, so daß man wohl auf eine lange Dauer des Ringens im Fernen Osten sich einrichten muß, um so mehr als durch die schweren Zwischenfälle auf dem Jangtse England und die USA. immer stärker in den Konflikt hineingezogen werden. — Die Reise des französischen Außenministers Delbos in ihrer endgültigen Auswirkung zu beurteilen, ist noch verfrüht. Seine zur Schau getragene Befriedigung über die Ergebnisse seiner Reise dürfte eine echte sein. — Am Ende eines politisch sehr unerfreulichen Jahres wollen wir uns an die Worte Chamberlains halten, der im Unterhause bei aller Zurückhaltung über die Besprechungen von Lord Halifax mit deutschen Staatsmännern doch eine fühlbare Entspannung in der europäischen Lage feststellen zu können meinte.

Die Stellung Belgiens. Die Entwicklung und Wandlungen in Europa kennzeichnen sich in besonderer Weise in der Stellung Belgiens. Als Staat hat Belgien von seinem Bestehen an in der europäischen Politik eine wichtige Rolle eingenommen, nach dem Kriege aber bot es sich auch als eins der interessantesten Beispiele dafür dar, wie sich innen- und außenpolitische Fragen in einem von mehreren Völkern bewohnten Raum gegenseitig beeinflussen. Die Rede des Königs der Belgier vom Oktober 1936 umriß vor einer größeren Öffentlichkeit die belgische Unabhängigkeit als politische Forderung. Sie leitete die Auseinandersetzung ein, die sich um die Befreiung Belgiens aus seinen Locarnoverpflichtungen drehte, die entsprechende englisch-französische Erklärung vom Frühjahr dieses Jahres erwirkte und schließlich durch den deutsch-belgischen Notenwechsel ergänzt wurde, der von seiten des Reiches aus die belgische Neutralität bestätigte. Die formalrechtliche Bedeutung der neuen Stellung Belgiens ergibt sich aus dem Vergleich mit der Lage, die Krieg und Kriegsausgang gezeitigt hatten: Belgien war der engste Bundesgenosse Frankreichs und das französisch-belgische Militärbündnis sollte für ewige Zeiten diese Bundesgenossenschaft sichern. Die Wiederherstellung der militärischen Macht des Deutschen Reiches und die Beseitigung der entmilitarisierten Rheinlandzone zwangen Belgien, diese Stellung, die es im französischen Sicherheitssystem eingenommen hatte, zu überprüfen. Aber der bel-

gische Unabhängigkeitsdrang, der durch die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts verstärkt wurde, hatte sich schon aus der organischen Verlagerung entwickelt, die im letzten Jahrzehnt in den innerbelgischen Verhältnissen eintrat. Die flämische Bewegung wirkte sich mehr und mehr auch auf außenpolitischem Felde aus, und die flämische Forderung: „Los von der einseitigen Bindung an Frankreich!“ war nicht minder wesentlich als die rein politische Erkenntnis, daß es innerhalb der neuen europäischen Lage für einen kleinen Staat wie Belgien zweckmäßiger sei, zwar nicht auf die Garantie der großen Mächte, wohl aber auf die eigene Garantieverpflichtung gegenüber diesen zu verzichten. Die „größere belgische Unabhängigkeit“ ist damit zu einem politischen Tatbestand in Westeuropa geworden. Aber zugleich trat auch im Verhältnis Belgiens zu den beiden Westmächten ein nicht uninteressanter Wechsel zutage. Frankreich und Belgien — das schien nach dem Kriege eine Einheit geworden zu sein. Die Entwicklung löste diese Einheit auf. Im Zeichen der erreichten belgischen Unabhängigkeit aber wurde nunmehr das englische Interesse an Belgien sichtbar als das französische. Und wie in der allgemeinen Zusammenarbeit Englands und Frankreichs, anders als in der Nachkriegszeit, heute England die größere Aktivität entfaltet, so scheint diese Aktivität auch gegenüber Belgien das französische Erbe übernehmen zu wollen. Für die Wallonen ist Frankreich nach wie vor der große Freund, für die Flamen der Gegner. In beiden Volksgebieten aber besteht eine gleichsam traditionelle Zuneigung zu England, die sich die englische Politik zunutze zu machen sucht und die von der belgischen Krone, wie auch die letzten Reisen des Königs der Belgier nach London andeuteten, gefördert wird. Die englische Freundschaft stößt nicht, wie die französische, innerhalb Belgiens auf volkspolitische Widerstände, sie berührt die flämische Eigenständigkeit nicht. Die belgisch-englische Verbundenheit aber soll, von England aus gesehen, die „Abkehr von Frankreich“ ausgleichen. So wird sie, neben der belgischen Unabhängigkeit, zu einem beachtlichen und nicht zu überschendenden Faktor im europäischen Kräftespiel.

Wilhelm Schäfer siebzig Jahre alt. Als vor dreißig Jahren das schmale Bändchen der ersten Anekdoten Wilhelm Schäfers erschien, war es nicht das erste Buch, das er veröffentlichte. Aber immer wieder betont er, daß mit ihm erst sein „dichterisches Dasein“ begonnen habe. Was vorangegangen war, verdient nach dem üblichen Maß keineswegs das geringschätzige Lächeln, mit dem er sich daran zu erinnern pflegt. Für ihn selbst sind es nur Lehrlingsarbeiten in seinem epischen Handwerk, in denen noch zuviel Lyrik, Stimmungshaftes und Gefühlsmäßiges stecke. Er ist zum Puristen der reinen epischen Form geworden. Warum und wie dabei der Kalendermann Johann Peter Hebel sein Lehrmeister wurde, hat er selbst berichtet (im diesjährigen Almanach seines Verlages Langen/Müller), und er wird nicht müde, seine Forderungen an den Erzähler auch anderwärts zu verfechten. Am allgemeinsten hat er sie vielleicht dargelegt in einer Rede, die in dem Band „Der deutsche Gott“ abgedruckt ist. Schäfer begann in der Zeit des Naturalismus, dem sich die Aufgabe des Erzählers in eine möglichst naturgetreue Abspiegelung der Wirklichkeit, in nichts weiter als Zustandsschilderungen verloren hatte. Er sah nun jedoch wieder diese Aufgabe, wie sie ursprüng-

lich war: in dem Bericht einer Handlung; Erzählen hieß ihm ein Aufzählen des Hergangs eines Geschehens, und zwar nicht irgendeines geringfügigen, sondern eines überalltäglichen Geschehens. So einschneidend ihn auch das formale Problem beschäftigte, so verfiel er also doch nicht jenem blassen Ästhetizismus, der damals als Gegenwirkung des Naturalismus aufkam. Das Bedeutende wollte er einfach sagen, „nicht das Einfache bedeutend“. Darum hatte er eine Abneigung gegen das Subjektivische und suchte sich seine Helden vorwiegend aus der Geschichte, sowohl die seiner Romane und Novellen als auch die seiner Anekdoten, wie er seine kurzen Novellen nannte. Er schuf mit ihnen vorbildliche Beispiele menschlichen Handelns, nicht in einem bürgerlich moralisierenden Sinn, sondern als Ausdruck einer eigenmächtig zu sittlichen Entscheidungen fähigen Lebenskraft. Das gründliche innere Aufräumen im vierten Lebensjahrzehnt des Dichters, der aus seinem Sein alle diese entschiedenen Charaktere rief, ist kennzeichnend genug für seine eigene Unnachgiebigkeit. Sie läßt sich verfolgen bis in die äußersten Spitzen seiner Werke, bis in die gezügelte Ordnung ihres kunstbewußten Aufbaus, in die Gedankenklarheit ihres Erfahrungsgehalts und in den restlosen Einsatz seines Gefühls mit dem einzelnen Wort, das so kräftig wurzelt, so voll anschauungshafter Deutlichkeit und lyrischer Blutwärme ist. Indem er sich nicht damit zufrieden gab, kunstlos sachlich, naiv zu erzählen, sondern in einem strengen Stilwillen Kunstwerke erzählender Prosa erstrebte, entzog er sich einer populären Massenwirkung, da dem einfachen Menschen das merkbar Kunstvolle schon nicht mehr natürlich, sondern künstlich ist. In dieser Hinsicht hat er selbst Hebel „schlichtweg ein Wunder“ in seiner Einfachheit und den wahrscheinlich einzigen deutschen Dichter genannt, der „die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten so überbrückt“. Dennoch ist hier für Wilhelm Schäfer ein besonderes Verhängnis, da gerade er mit seinem Wirken leidenschaftlich zum ganzen Volk hindrängt und das Volkstum Quelle und Ziel seines Wesens ist. Ein Erzieher der Nation möchte er sein, nicht nur mit seinen „13 Büchern der deutschen Seele“ — in denen er den Deutschen ihre Vergangenheit vor Augen hielt, um ihnen zu zeigen, wie in ihnen auch ihre Zukunft schon gegenwärtig ist — und nicht nur in seinen Reden, in denen er uns ins Gewissen redet, sondern auch in den Anekdoten und den großen erzählenden Werken vom „Lebenstag eines Menschenfreundes“ bis zu dem Epos „Theoderich“, an dem er eben schreibt. Mit zielsicherer Tapferkeit ist er sich stets treu geblieben, ein bewundernswerter Dichter, ein ehrwürdiger Deutscher.

„Apollons letzte Epiphanie“. Es bedeutet für ein Kind ein kleines Fatum, auf dem oder in unmittelbarer Nähe des Weihnachtstages geboren zu sein. Den Maler Hans Marées, den letzten, an der Cestiuspyramide begrabenen „deutschen Römer“ hat dieses Fatum, dies Dunklere und Schwerere als alles, was mit dem Worte Schicksal oder gar mit lichter „Vorsehung“ bezeichnet werden könnte, sogar über sein Leben hinaus bis auf den heutigen Tag nicht verlassen. Marées hat am letzten Weihnachtstage seinen hundertsten Geburtstag gehabt, und ist im Juni des gleichen Jahres — gleichsam als ob ein wenig Arithmetik des „Apollon Geo-

metros" auch in sein Leben hineingebaut gewesen wäre — außerdem fünfzig Jahre tot gewesen. Diese Gedächtnisdaten sind mehr im Herzen als auf der Bühne der Welt gefeiert worden, obwohl mittlerweile sozusagen für jedermann offenbar geworden ist, daß das Werk dieses Deutschen mit dem Hugenottennamen die höchste malerische Kulmination mindestens der jetzt von seiner Geburt bis heute verflossenen hundert Jahre gewesen ist. In der Berliner Nationalgalerie, jener sonst so preussisch armen „National-Galerie“ (im Verhältnis zu ihren Gegenstücken der anderen Haupt- und Weltstädte) kann man nun aber wie in keiner zweiten die Ernte jenes Jahrhunderts gewissermaßen in einem Zuge, in ununterbrochenem Vergleich an sich vorüberziehen lassen, um mit der Evidenz des unmittelbaren Eindrucks zu dem oben vorweggenommenen Schluß zu kommen. Da hängen die sieben in Berlin vorhandenen Bilder Marées' schon äußerlich im Herzen des Hauses, und alles vor ihnen und hinter ihnen ordnet sich wie zur Vorbereitung und zum Nachklang eines Allerheiligsten. Wahrhaft „erschlagende“ Bilder, die nur vielleicht besser noch durch eine Wand oder eine Tür von ihrer Zeitgenossenschaft getrennt würden; scheint es doch, als ob sich mit ihnen ein älteres, stärkeres, reicheres Jahrhundert, ein Prunkzimmer der alten Pinakothek oder wenigstens des Kaiser-Friedrich-Museums in die leichte, leichte, lockere Welt des neunzehnten Jahrhunderts der Malerei verirrt hätte. Es ist schon wahr, daß irgend etwas „Letztes“ über dem Werk dieses Malers liegt, mag man dieses Letzte nun so wie Leopold Ziegler mit seinem neuen, dem Gedächtnis Marées' gewidmeten Buche „Apollons letzte Epiphanie“ (erschieden bei Jakob Hegner, Leipzig) oder auch mit anderer Bildlichkeit bezeichnen. Wir, die wir nicht den ungeheuren philosophischen und mythologischen Begriffsapparat wie Ziegler in diesem Buche bereithaben, können dementsprechend auch nicht den vollen Wurzelumfang der geistigen Erscheinung Marées' ans Licht holen; was aber einem ästhetischen Phänomen gegenüber kein wesentlicher Schade zu sein braucht, legt man es nicht auf kluge verdeutlichende Worte, sondern auf den Eindruck des Werkes selber an. Der aber fängt heute an, langsam schon mit der ungebrochenen Intensität des „Großen“ auch auf das einfache Gemüt, auf den „allgemeinen Menschen“ (um einen von Ziegler viel gebrauchten Terminus der Philosophie von Heraklit bis zur Scholastik zu nehmen) wirksam zu werden. Dies nun im reziprok-gleichen Maße, wie die Zeitgenossenschaft Marées' von Leibl bis Menzel, von Lenbach bis Böcklin ihren Ruhm und ihre Lebenswirkung aufzuzehren beginnt. Das schlichte, kristallisch starrende Selbstbildnis Marées, das seinerzeit noch in der Olympia-Ausstellung der „Großen Deutschen im Bilde“ nicht so stark aus dem Rahmen seiner Umwelt zu springen schien, macht jetzt, wenn man es einmal wieder in dem Umkreis der übrigen Werke betrachtet, gewissermaßen alle autobiographische Malerei zusehender. Zusehender, weil man sieht, wie auch der Maler, der große Maler — parallel zu aller übrigen menschlichen Größe — sein Ich nicht an sich selber, sondern nur über einer Welt „verlieren“ und „darstellen“ kann. Kein Maler der neueren Zeit hat so wie Marées das „Ausgehen von der Erscheinung“ desavouiert: „das natürliche und naturähnliche Entstehen eines Menschenwerkes wird dadurch unmöglich gemacht . . . ich bin überzeugt, daß alle wahrhaft befriedigenden Kunst-

werke wie der Mensch aus dem Fötus entstanden sind . . ." Niemand ist aber auch dem Gegenpol alles Naturalismus, dem Expressionismus, ferner gewesen als Marées, der mit dem Loslösen von der Erscheinung (und zwar auch von der Selbstererscheinung) ja nicht zum Ich, sondern zur Welt, zur „Erscheinung als Resultat“ als *natura naturata* im Gegensatz zur *natura naturans* strebte. Das aber ist „apollinisch“, und in diesem Sinne kann Ziegler mit Recht bei Marées von des Gottes „letzter Epiphanie“ sprechen.

Rudolf Alexander Schröder, der am 26. Januar seinen sechzigsten Geburtstag feiert, wird es uns nicht verargen, wenn wir den aufrichtigen Glückwunsch in erborgte Worte kleiden. Conrad Ferdinand Meyer läßt sie den Prior der Klosterschule von Fulda zum jungen Hutten sprechen, der für die neue Sonnenuhr den Spruch „Ultima later“ vorschlägt: „Das hast du klug gemacht / Es ist antik, und christlich ist's gedacht.“ Kein Wort kann Schröder mehr gemäß klingen als dieses, daß die Einheit seines widersprüchlichen Werkes in aller Knappheit umgreift; es dünkt wie auf den Dichter gemünzt, den entschiedenen Christen unter den Humanisten, den traditionsbewußten Kenner der Antike unter den Meistern des deutschen religiösen Liedes. Erstaunlich ist die Entfernung der beiden Pole, zwischen denen sich Schröders künstlerisches Vermögen entfaltet, bewundernswert die Spannung, mit der er das breite Kraftfeld erfüllt, verständlich aber wird das Phänomen nur dem, der in wahrhaft geschichtlichen Größenordnungen zu denken, der den unlöslichen Zusammenhang von Schöpferkraft und Überlieferung einzusehen weiß.

Die frühen Leistungen R. A. Schröders knüpfen sich an die Gründung der „Insel“, eine ihrer Zeit gewiß bedeutsame Gründung, deren präventiöser Schönheitskult (zumal in der Verbindung mit der gewollten Lustigkeit von Bierbaums anakreonischer „Überbrettel“-Spielerei) freilich keine reine Quelle echten Künstlerturns scheint. Um so erstaunlicher ist der große Aufschwung zum echten Dichtertum, der Schröder ein Jahrzehnt nach den seltsam disparaten Anfängen zu den großen Schöpfungen befähigt, die er Seite an Seite mit Hofmannsthal im Jahrbuch „Hesperus“ vorlegt. Zwischen den manirierten „Xenien“ des Buches „Unmut“ und der herrlichen Elegie „Der Landbau“ liegen freilich Jahre des Sammelns und der konzentrierten Arbeit, die die Verwandlung bewirken, Jahre, in denen unter Verzicht auf eigene Produktion Übersetzung auf Übersetzung gedeiht: die herrliche Neuformung der Odyssee obenan. Seither ist Schröder unbestritten einer der klügsten, vielseitigsten und glücklichsten Vermittler fremdsprachigen Dichtgutes geblieben: wir danken ihm die erste Kenntnis der großen Flamen Gezelle, Feirlink, Streuwels, Gossaert, einen deutschen Pope und die lange Reihe der erneuerten Werke des klassischen Rom: Vergils Eklogen, der Georgica, Ciceros, Ratos, des ganzen Horaz. Man hat manches Mal den Übersetzer Schröder über den Lyriker erhoben und die Formenstrenge, in der sich die Gedichte, von der Elegie über die Sonette bis zu den geistlichen Liedern mit ihren vom protestantischen Kirchenlied herkommenden Maße erfüllen, mit Nachahmung verwechselt; jetzt, da Schröder aus der oft von ihm beliebten Isolation seiner Schriften in

schwer zugänglichen Privatdrucken mehr und mehr heraustritt und seine Gedichte in den Bänden „Mitte des Lebens“ (Insel-Verlag 1930), „Gedichte“ (ebenda 1935) und „Die Ballade vom Wandersmann“ (S. Fischer 1937) allgemein zugänglich vorliegen, erweist sich die Größe seiner dichterischen Kraft, der eigene Ton, der die Vielfalt der ererbten Formen durchwaltet. Hier gibt sich ein Mann, der vollen Schwere des Wortes bewußt, im Sinne Goethes „Rechnenschaft von dreitausend Jahren“. Damit gewinnt die Einheit aus Antike und Christentum ihren eigentlichen Sinn: Schröder verwirklicht in sich aufs schönste die Eigenart einer Geisteshaltung, die Rechtens Humanismus heißen darf, wenn wir diesem Worte seinen ursprünglichen Sinn: Aufnahme antiktischen Geistes durch wahrhaftige Besinnung auf die Verwandlung der Alten im Spiegel des Deutschtums wiedergeben wollen. Es ist antik, und christlich ist's gedacht, das Werk Rudolf Alexander Schröders in seiner Vielfalt und seiner Einheitlichkeit aus strengem Verantwortungsbewußtsein. Wir dürfen aber dem Stichworte Humanismus noch einen erweiterten Sinn geben: er verwirklicht sich in einer Überlegenheit, die nur durch das Wort „urban“ adäquat ausgedrückt werden kann: die Liebenswürdigkeit, der Humor, die Laune, die Freude, den unverbrüchlichen Ernst hinter scheinbar unverbindlicher Heiterkeit zu verstecken, alle diese Kennzeichen charakterisieren den Erzähler, den Plauderer Schröder, der statt philologischer Kommentare und gravitätischer Philosopheme lieber in locker gefügten Essays aus der Fülle seines Wissens vermittelt.

So steht er vor uns: ein heiter-überlegener Plauderer, ein Kenner und Liebhaber abendländischer Kulturdokumente, ein Gelehrter, der zu formen weiß, ein wortgewaltiger Vermittler und unerbittlicher Richter, der echt und falsch aus wahren Empfinden zu scheiden vermag, ein vaterländischer Sänger „deutscher Oden“, in denen das Kriegerserlebnis unverwundlichen Niederschlag gefunden hat, und ein christlicher Dichter von Strophen stiller Verhaltenseinheit, der sich in diesem Jahre den großen, ersten Vers vom Sinn der Schwere gesungen hat:

Geh allein, bewanderter Gast:
Allein geht keiner allein.
Und je müder, je leichter die Last,
Und je klarer das Ja und das Nein.

Die Bibel als Fortsetzungsroman. Es ist allbekannt, und doch kann man immer wieder in ein geradezu ehrfürchtiges Erstaunen über die mehr somnambule als bewußte Weisheit geraten, die im rechten pädagogischen Menschengeste liegt. Darin, daß er der Jugend, dem kindlichen Geist und Gemüt entgegen allem verstandesmäßigen Sinn und Gesetz Inhalte nahebringt, die ihre Frucht eigentlich erst im Alter tragen können und sollen. Auf der Schule haben wir alle mit einer manchmal ermüdenden Ausschließlichkeit wieder und wieder die Geschichten der Bibel lesen müssen; im Religionsunterricht (und parallel hierzu im Deutschen und im Sprachunterricht nur das Beste der „weltlichen“ Literatur). So ausschließlich, daß es danach in den meisten aufgeweckten Köpfen eine Periode gab, in der sie die Schule verfluchten, weil auf ihr uns jene Bücher mehr verefelt als nahegebracht

worden wären. Eine Argumentation, die sich mit gutem Grund darauf stützt, daß jenes Lebensalter von Natur aus noch gar keine Beziehung zu den Inhalten haben könne, mit denen es auf der Schule beschäftigt wurde. Bis wir dann eines Tages doch wieder der Schule, dem unpsychologischen Geiste aller ursprünglichen Menschenpädagogik dankbar werden, wenn nämlich im vorgerückten Menschengeniste mit langsamer Stetigkeit die Erinnerung sozusagen „zur Macht kommt“. Die Tafel unseres Geistes, welche im Laufe des Lebens von allen möglichen Inhalten überfrachtet wurde, läßt sich dann gleichsam abwaschen, und es kommt kein leerer, kahler Grund zutage, sondern die Linien und Farben eines ersten, frühesten und — der Vergleich trägt noch weiter — eines wertvollsten Gemäldes, wenn eben vom erzieherischen Allgemeingeiste in der rechten Weise vorgesorgt war. Eine ungeheure Verantwortung dieses selben Geistes, über die wir hier aber nicht weiter sprechen wollen.

Wir wollen vielmehr nur ein paar Worte über die Zusammenhänge dieses allgemeinen Problems am einzelnen Beispiel der Bibel vorbringen. Die große englische Sonntagszeitung „Sunday Express“ macht mit ihren Lesern zur Zeit ein interessantes Experiment. Sie setzt ihnen ratenweise wie einen Fortsetzungsroman „The greatest Story ever told“ vor, und wenn man neugierig nachliest, welches denn nun diese größte Erzählung sein dürfte, dann stellt sich heraus, daß hiermit die Geschichten der Bibel gemeint sind. Geschichten, die „jeder-mann kennt“, die uns aber noch einmal in etwas zeitungsmäßig frasierter Form nahegebracht werden sollen. Religionspropaganda, typisch britische Religionspropaganda? Sicherlich, und doch etwas mehr, etwas in tieferem Sinne Zeitgemäßes. Auch bei uns ist die Bibel, wenn man die Möglichkeit hätte, darüber statistische Erhebungen anzustellen, zur Zeit sicherlich eines der meistgelesenen Bücher. Ein Buch, das nicht wie in normalen Zeiten hochzivilisierter Völker, abgesehen von denen, die sich berufsmäßig mit ihm beschäftigen, nur der Jugend und dem reifsten Alter gehört, sondern auch in die mittleren Lebensalter in einem weitreichenden Prozeß beschleunigter Lebensreise breit eingedrungen ist. Aber auch selbst dort, wo es über den Tagesanforderungen des Lebens noch nicht viel zur Ruhe und Sammlung des unmittelbaren Bibellesens kommt, tauchen doch ihre Gestalten und Inhalte — im Sinne des eingangs Gesagten — vielfach kräftiger und früher als in normalen, spannungsarmen Zeiten in der Erinnerung auf. Dies verbunden mit der Dankbarkeit gegen den Geist der rechten Jugend- und Unterweisung, der sich zugleich an solchen inneren Erfahrungen klärt. Unser Geschmaek in diesen Dingen wird es uns aber freilich verbieten, dem englischen Muster nachzuahmen. Die deutsche Lutherbibel wird nach wie vor die einzige Form bleiben, in der dieses Buch mit unserem Herzen Brücken schlägt, was keine journalistische oder gelehrte Modernisierung oder Verächtlichmachung vermöchte. Dieselbe Bibel aber scheint — wenn man das wänder-durchschauende Auge hätte — auch bei uns in vielen Zimmern einen nur kleinen, aber entscheidenden Weg durch den Raum in der letzten Zeit zurückgelegt zu haben: den Weg aus der verborgenen Tiefe der Bücherschränke auf den Schreib- oder den Lesetisch, in die „Zuhandenheit“ des Geistes. Oder täuschen wir uns, ver-

allgemeinern wir die uns bekannten Fälle? Eine Frage, deren nähere Aufklärung auch bei uns lieber der Umfrage religiöser oder weltlicher Sonntagszeitungen überlassen bleibe.

Karl Röttger 60 Jahre. In einer sehr stillen Straße in der Nähe des Bahnhofes Berlin-Lichterfelde-Ost lebt seit Jahrzehnten ein Dichter, der aus Westfalen stammt, als junger Mann — wie mancher Westfale oder Hannoveraner — in England gewesen ist, aber vielleicht etwas zu früh wieder ins Vaterland zurück und gleich nach Berlin kam, um von hier aus sein „Deutschland“ zu erobern. Dies Unternehmen blieb dann freilich bei der Gründung eines Kreises, eines Verlages und einer Zeitschrift stehen, bei vielen durch Jahrzehnte unermüdlich geschriebenen und wenigeren, alle paar Jahre herausgegebenen Gedichten und Gedichtzyklen. Man muß aber den Namen dieses Dichters Otto zur Linde nennen, wenn man ein paar Worte zum sechzigsten Geburtstage Karl Röttgers sagen will. Ist Röttger doch neben dem unlängst öffentlich geehrten Rudolf Paullsen und dem zur Zeit „verschollenen“ Rudolf Pannwitz nicht nur einer von denen gewesen, die durch die Dichterschule des „Charon-Kreises“ um Otto zur Linde gegangen sind und darauf in Deutschland bekannt wurden — sondern darüber hinaus derjenige unter ihnen, der dem öffentlich nie bekränzten Meister in seinem Herzen über das ganze Leben und die Metamorphosen des eigenen Reisens hin eine unentwegt im dankbaren Schülerverhältnis erhaltene Verehrung bezeugt hat. Sein Verhältnis zu Otto zur Linde gehört für Röttger zum „Unzerstörbaren“ und zur „Vollendung des Einst“, wie er die jetzt im Jahre seines sechzigsten Lebensjubiläums herausgegebenen Aufzeichnungen zu seiner Selbstbiographie (unlängst bei Paul List, Leipzig, erschienen) genannt hat. Wir möchten hierin nun nicht nur einen Zug persönlicher Dankbarkeit erblicken. Die Bindungen gehen tiefer. Auch Röttger ist Westfale, in einem schweren, Jung-Stilling-haften Sinne. Eine Seele, die „unter Tag geboren“ ist und sich langsam — wenn auch mit mehr Glück als ihr „charontischer“ Seelenführer Otto zur Linde — ans Licht gearbeitet hat. So besteht nicht nur eine Geistes-, sondern eine Art Blutsfreundschaft zwischen den beiden Dichtern, wie sie in dieser Weise vielleicht in der Tat nur auf Grund des gemeinsamen Erbes gerade der Landschaft Westfalen zu erklären ist. Röttger stammt aus Lübbecke und hat viele Jahre in Düsseldorf als Lehrer gelebt, ehe er den Sprung zur freien Dichterei wagte. Er hat mit Gedichten begonnen, in denen der Lindesche Ton wohl nur deshalb bisher nicht herausgehört wurde, weil er selber als solcher zu unbekannt war und ist. Die beste Kraft Röttgers ist dann aber in seine sehr eigentümliche, den schwingenden Resonanzboden der Poesie nie außer acht lassende Prosa geflossen. Wohl die beste heutige Legendenprosa, auch wo sie wie in dem „Buch der Gestirne“ Künstlergestalten (Eckhart, Rembrandt, Shakespeare, Bach, Hölderlin) zu verdeutlichen suchte; ja selbst dort, wo es ihm, wie in seinem leht-erschiedenen obengenannten Buche, um die Darstellung des eigenen Elternhauses und der eigenen Entwicklung geht. Unversehens wird unter seinen Händen auch das Bild der Eltern, besonders der Mutter, zu einer Heiligenlegende, vielleicht

weil die frühe, nie ausgeehrte Not und Lebensschwere das Ewige und „Unzerstörbare“ immer in einer pulsenden Nähe seiner Existenz gehalten hat. Oder mit anderen Worten gesagt: Röttgers Dichtung ist trotz ihrer weltlichen und zeitnahen Themen eine solche geblieben, die für sich den Prozeß der Säkularisierung der Kunst noch einmal wieder rückgängig machte und die daher dem Volke und Gott-Christus nahe, jeder spielerischen Artistik aber ebenso wie jeder Tendenz unüberbrückbar fernsteht.

Max Worgitzki. Die Zeit der Volksabstimmungen gehört zu den eigenartigsten Abschnitten der Nachkriegsjahre. Tiefste außenpolitische Ohnmacht des Reiches, innerpolitische Zerrissenheit ohnegleichen, Hunger und Verarmung, die Bestimmungen des Friedensdiktates als würgende Kette, eine hoffnungslose Zukunft — und inmitten dieser Wirnis bekennen sich überall dort, wo die Friedensdiktate wenigstens eine gewisse Berücksichtigung des Volkswillens zulassen, deutsche Menschen geschlossen zu Deutschland, versagt die Agitation der anderen, die mit materiellen Lockungen nicht sparen und denen die deutsche Propaganda wenig mehr entgegenzusetzen hat als den schlichten Appell an Treue und Gewissen. Die Erfinder der Friedensdiktate rechneten ja damit, daß auch diese Volksbefragungen gegen Deutschland ausfallen und für sich die Friedensdiktate „rechtfertigen“ würden. Sie unterschätzten auch in diesem Punkte die deutsche Volkskraft, die sich gerade bei diesen Abstimmungen, wie auch im Kampf gegen den Separatismus im Westen, trotz staatlicher Ohnmacht und allein auf sich gestellt, bewährte. Wer damals auf deutscher Seite im Abstimmungskampfe tätig war, weiß, wie schwer es war, angesichts des Übergewichts der gegnerischen Agitation sich durchzusetzen, welche entsetzungsvolle Arbeit damals von einzelnen Männern geleistet wurde, um die lähmende Lethargie weiter Bevölkerungskreise zu überwinden und vor allem die einzelne Volksbefragung als eine große nationale Entscheidung der innerpolitischen Zwietracht zu entziehen. Zu diesen Männern gehörte *Max Worgitzki*, der jetzt in Allenstein als Vierundfünfzigjähriger gestorben ist. Er war auch in der persönlichen Erscheinung ein Sohn seiner südostpreussischen Heimat, und als er in vorderster Linie im Allensteiner Gebiet die Vorbereitungen der für den 11. Juli 1920 vorgesehenen Volksbefragung übernahm, da konnte weder ein gründlicherer Sachkenner der Ostfragen, noch ein besserer Mann für die praktische Arbeit gefunden werden. Selbst „Masure“ und wie seine Heimat mit der preussischen Tradition verwurzelt, besaß er vor allem die Gabe, zu seinen Landsleuten zu sprechen, ihnen das Herz zu öffnen. Der überwältigende Abstimmungssieg, der gerade im Allensteiner Gebiet, wo 97,8 Prozent der Abstimmungsberechtigten deutsch stimmten, war der schönste Erfolg einer Lebensarbeit, die immer der deutschen Selbsterhaltung im Osten diente. Auch nach der Abstimmungszeit, die ja den Kampf um die deutsche Selbstbehauptung im Osten nicht abschloß, begegnete man Worgitzki immer wieder dort, wo die Einheit der Deutschen und des deutschen Volkstums zur Aufgabe gestellt war. Immer war sein Rat, der sich auf langjährige Erfahrung stützte, wertvoll, so wie er auch als Schriftsteller entscheidend an der Erkenntnis der Ostfragen beteiligt war.

Sturz der Göttin

Das seltsame Schicksal des Fräulein Aubry

Erzählung

I.

Vor einiger Zeit — sie liegt jetzt ein paar Jahre zurück — erhielt ich einen ungewöhnlich langen Brief meines Großonkels. Auf achtundzwanzig Quartblättern, mit seiner sauberen, wenn auch bereits verzitterten Handschrift eng bedeckt, gab der Achtzigjährige, den die Ehrungen zu diesem seltenen Jubelfeste, der Bürgerbrief seiner Vaterstadt und die Doktorwürde einer süddeutschen Hochschule, an das nun einmal unvermeidliche Ende erinnert haben mochten, eine Art Vermächtnis seines verklingenden Lebens.

Ich stellte mir vor, wie er im Arbeitszimmer seines Landhauses am Ufer des niederrheinischen Spoykanals saß, von seiner riesigen, sorgsam geführten Bücherei wie von einem Gemäuer des Geistes rings umfriedet, so daß allein die hohen Fenster wie Ausfallstore in das Leben wirkten; an seinem wackeligen Klappschreibtisch, einem Prunkstück des Biedermeier; auf einem Sesselfchen, das sich zu drehen und zugleich ein wenig zu schaukeln vermochte — der hagere alte Herr mit dem durchgedrückten, ein wenig steif gewordenen Kreuz, der mächtigen Hakennase im stets gebräunten Gesicht und dem schmalen Kranze weißen Haars rings um das Käppi, das seinen Kahlkopf „vor den Wetterern schützte“.

Das war sein Lieblingswort und zugleich — nach seiner eigenen Meinung — das Geheimnis seines langen Lebens in Kraft und Rüstigkeit. Er hatte sich stets vor den „Wetterern“ zu schützen gewußt, und zwar auch vor denen der Seele.

Dabei war sein Egoismus von schöpferischer Art. Mit einer zügellosen Neugier drang er in verborgene Zusammenhänge ein; sein Scharfsinn war einem Buschmesser vergleichbar, welches das Gestrüpp gesellschaftlicher Übereinkunft zerschneidet und den Weg in die Verborgenheit des Menschenherzen freilegt. Mit diesen natürlichen Gaben ausgestattet, hätte er ein großer Künstler werden können, wenn — — ja, wenn er nicht zu bequem gewesen wäre. Doch er scheute die Anstrengung zur Form, die vielen ungeweihten Tränen, die Selbstmorde im Geiste — kurz: das Außenseiterleben der Verzweiflung am Rande eines Abgrunds von Wahn und Tod, das jeder wahre Künstler führt. Ihm ging es einzig um die schönen Dinge, die ohne Saat und Pflege auf den Feldern, ja noch am Raine unseres Daseins blühen. „Die Schönheit ist der Glanz der Ordnung“: Diesen Spruch eines weiseren Jahrhunderts als des unsrigen, da die Einheit unseres Denkens noch diejenige des Lebens war, hatte mein Onkel als sein zweites Lieblingswort erkürt.

Daher verwunderte es mich nicht, diesem Spruch auch in seinem Briefe zu

begegnen, welcher einem Testament gleichkam. (Tatsächlich brachte sein wirkliches Testament, das zwei Jahre danach eröffnet wurde, nur eine rechtsgültige Zusammenfassung dieser persönlichen Niederschrift.)

„Aus meiner Hinterlassenschaft wirst Du erhalten . . .“, schrieb mein Onkel, und dann folgten ein namhafter Geldebtrag, Wertpapiere, ein Teil der Bücherei, der Kunstsammlung, Familien-Urkunden . . . und nach einer langen, sorgsam bezeichneten Aufzählung endlich: „Das Testament der Angelika Aubry“ . . .

„Vielleicht Erinnerst Du Dich noch des interessanten Falls“, fuhr Onkel fort, „den aufzuspüren mir beschieden war.“

Ob ich mich erinnerte! Die Frage dünkte mir ein wenig spasshaft. Mit dem gleichen Rechte hätte man mich fragen können, ob ich mich meiner Jugendliebe, eines jähen Autounfalls oder der Überschwemmung von 1926 entsänne — kurz, der großen Marksteine unseres Lebens, an denen wir die verflossenen Jahre im Rückschauen wiedererkennen. „Es war im Sommer vor Großmutter's Tode, also 19 . . .“, schrieb ihr Bruder weiter.

Ob ich mich erinnerte! Ich ließ die Blätter des Briefes sinken. Wie deutlich standen die Ereignisse vor meinem inneren Gesicht: — der weite Gutshof in der niederschlesischen Ebene, die Terrasse vor dem Herrenhaus mit Oleanderkübeln in den Ecken und im Schatten der gewaltigen Kastanienbäume, Großmutter's grüner Korbstuhl; dann — flog der Sandschneider hinter den „Polackpferdeln“ in den Hof. Ein langer, hagerer Herr, braungebraunt und elegant gekleidet, kam mit sicherem Schritt die Freitreppe hinauf: Großonkel Franz.

An diesem oder dem nächsten Abend erzählte er uns — bei Windlichtern und Moselwein — von seinem Leben in Paris und Kleye; der großen wissenschaftlichen Arbeit über den Baron von Cloots und endlich von seinem Funde, einer dicken, vergilbten Akte, die er uns zeigte und stellenweise vorlas: dem Testament der Angelika Aubry . . .

Lebte Großmutter heute noch — sie würde, an jenen Abend und das Testament des Fräulein Aubry erinnert, gewiß sagen: „Im Sommer 19 . . ., da der Franz uns von der ‚armen Göttin‘ erzählte!“

So erschüttert hatte sie die schlichte Erzählung ihres Bruders, die ein dünner Mondstrahl über dem Tisch, das Surren der Falter um die Windlichter und das Wispern im Geblätter des Parks allerdings auf wirkungsvolle Weise unterstützte.

Die letzten Wochen ihres Lebens, die ich mit ihr teilte (wie jedes Jahr hatte sie mich auch 19 . . . als Feriengast auf ihr Gut geladen), wußte Großmutter kein bedeutsameres Thema als dieses. Kein Gespräch konnte in einem anderen Gegenstande münden als im Schicksal dieses unglücklichen Mädchens, das ihres Bruders Spürsinn aus dem hundertjährigen Dickicht wohlthätiger Vergessenheit gestöbert hatte. Ja, noch im stillen Schauen über das Gebüsch des Parks auf die lieblichen Hügelketten des Horizontes schien Großmutter allein damit beschäftigt. Dabei ging es uns — ich konnte es mir nicht verhehlen — im Grunde gar nichts an: ein versunkenes Jahrhundert; ein fremdes Ereignis der Geschichte; ein andres Volk; endlich — ein wahrhaft unbedeutendes Mädel . . .

„Eine Vertriebene aus dem Lande allen Trostes!“ hauchte Großmutter nach

langem Sinnen. „In ihrem armseligen Leben hört man das Raunen der Ewigkeit!“

Doch Onkel meinte, es sei nur ein vollkommenes Beispiel für die ordinäre Grausamkeit der Geschichte dem Menschen gegenüber.

„Schließlich wurde auch Baron von Cloots, ihr großer Gönner, im gleichen Räderwerk zermalmt!“

Diesem Jean-Baptiste von Cloots aus Gnadenal (bei Kleve) galt sein nie erlahmendes Interesse. Wie fromme Frauen sich eine Schutzheilige erwählen — die meiner Großmutter war die heilige Hedwig, aus deren Landkreis Trebnitz unsere Familie stammt — so hatte Onkel Franz einen „Helden der Geschichte“. Doch glich dieser den bekannten Helden, Königen, Staatsleuten, Generälen, auf welche der verehrungsvolle Blick unsrer Jugend gerichtet ist, nur in der Größe seiner Anlagen, nicht aber in der Offenbarung gleicher Taten. Der junge Klever Baron, der sich als Mitglied des französischen Nationalkonvents „Redner des Menschengeschlechts“ und „der persönliche Feind Gottes“ genannt hatte, war — es ist nach diesen gedunsenen Redensarten unschwer festzustellen — ein ... Schwärmer. Und endete wie alle Schwärmer, die eine Wirklichkeit formen und somit Geschichte machen wollen — durch die Gewalttat eben dieser Wirklichkeit.

Daß Onkel Franz gerade ihn zu seinem „Helden der Geschichte“ wählte, in dessen kaum vierzigjährigem Leben er so gut Bescheid wußte wie in seinem eigenen — es war eines jener unauflösllichen Gewebe des Schicksals, deren Fäden der Zufall und die Neigung sind.

Der Zufall hatte dem Studenten im Archiv des Fürsten H., unseres Gutsnachbarn, ein paar unbekannte Briefe des jungen Cloots in die Hand gespielt, die eine beinahe verschwörerische, jedenfalls der Preußenkrone abträgliche Freundschaft mit den Grundbesitzern des ehemals österreichischen Südostdeutschland erhellten. Ihre Veröffentlichung, die Fürst H. gestattet hatte, brachte meinem Onkel frühen Forscherruhm. Als Fünfundzwanzigjähriger galt er — wohl ein wenig über das verdiente Maß — als „bester Kenner des tragischen Phantasten-Lebens“.

Und die Neigung? Sie wuchs aus Eigenliebe und Gegensätzlichkeit. Mein Onkel liebte natürlich seinen Ruhm, und diese Liebe umschloß zugleich den „Helden“, dem er ihn verdankte. Die Gegensätzlichkeit wiederum entsprang den Charakteren von Forscher und „Held“, die bis in den geringsten Zug hinein einander unähnlich so reich an Spannungen waren, daß jener mit diesem, ein Mann „von Maß und Mitte“, der mein Onkel war, mit einem der maßlosen Träumer der Geschichte, als welcher der Baron von Cloots sich darstellt, unermüdlich „hadern“ konnte — wie mit einem lebenden Freund.

Ob Onkel auf diesen Spuren nach Paris gekommen ist oder ob seine mannigfachen einträglichen Geschäfte — (er verstand sich auf den Kunsthandel wie auf den Verkauf der neuesten Patente) — ihn dorthin führten, ich habe es nie erfahren. Onkel schwieg darüber, und Großmutter wußte es nicht genau.

In Paris jedenfalls, wo er fast zwanzig Jahre lebte, nahm er die Nachforschungen über den verschollenen Jakobiner wieder auf, und dabei entdeckte er auf dem Boden eines alten Notariats — das Testament der Angelika Aubry.

Merkwürdigerweise hat er diese einzigartige Urkunde nicht veröffentlicht, obwohl sie seinen Forscherruhm selbst in der eifersüchtig-wachsamten Fachwelt endgültig gefestigt hätte. Ja, auch in seinem großen Werk über Anacharsis Cloots ist die flüchtige, wenn auch folgenschwere Bekanntschaft zwischen dem preussischen Baron und der Pariser Flichschneiderstochter mit einer auffälligen Kargheit behandelt — auffällig allerdings nur für denjenigen, welchem das Testament einen Blick in dieses Leben, voll von den dunklen Wundern, erlaubt.

„Im Grunde — eine rührselige Weibsgeschichte!“ meinte Onkel Franz gedehnt. „Wie sollte ich ihr Bedeutsamkeit zumessen!“

Doch Großmutter in ihrer lichten Einfalt flüsterte, als wir allein geblieben waren: „Der Atem Gottes hat ihn ungewiß gemacht.“

„Erinnerst du dich seiner Erzählung“, fuhr die Alte nach einer Weile eifrig fort, „wie die ‚arme Göttin‘ zum erstenmal nach jener jammervollen Untat in die nämliche Kathedrale kommt — es war wohl zur Fronleichnamtsfeier 1795 — und den Bischof Grégoire predigen hört: ‚Gott hat Zeit zu strafen!‘; wie sie zusammensinkt im diesigen Wunderlicht von Notre Dame und dieses Wort auf sich bezieht — auf sich allein und die Verruchtheit jenes Frevels, den der närrische Cloots ihr eingeredet hat? Diesem unglücklichen Menschenkind die Rechtfertigung vor der Geschichte zu verschaffen — das wäre eine würdige Aufgabe für Franzens Können. Statt dessen . . .“

Großmutter schüttelte erregt den Finger auf den leeren Stuhl des Bruders zu.

„Statt dessen weicht er so einem seine Mühe — so einem Schwächer und Dünkler! Doch — er ist ja selber so, der Franz!“

Das war ohne Frage falsch, und ich zögerte nicht, es Großmutter zu sagen. Damals erzählte ich ihr von meinem Besuch bei Onkel: — wie er mich an einem strahlenden Sonntag des Mai zu früher Morgenstunde weckte, wie wir dann selbender, er in der Mitte der Siebzig und ich kaum halb so alt, von seinem Haus in Kleve die Straße nach Nimwegen hinunterwanderten — auf die endlose grüne Weite der Niederlande zu — und plötzlich, unter einem hellblauen Himmel, der wie Atlas glänzte, inmitten des märchenhaft bunten Teppichs einer Wiese und von altem Baumwerk dicht umstanden, ein heiteres Schloßchen entdeckten. Seine Form edelten den niedrigen, lang hingestreckten Bau, der mit seiner winzigen Freitreppe und den dünnen Säulen unter einem einfachen Balkon den altpreussischen Gutshäusern gleichend, eher karg als prunkvoll und auf jede Art vollendet wirkte.

Zu seiten des scheinbar unbewohnten Schloßchens lag ein kleiner See — im Silberlichte blühender Mumeln und von graugrünem Rohrschilf lückenlos gesäumt, in welchem der Wind leise knisternd spielte.

Wie von selbst hatten wir beide haltgemacht — dem einzigartigen Anblick einer stillen Größe hingegeben.

„Das ist das Tal der Gnade!“ sagte Onkel ruhig. „Von hier nahm das Verhängnis seinen Lauf . . .“

„Hier also ist Jean-Baptiste von Cloots geboren?“ fragte ich — wohl mit jener

merkwürdigen Erregung in der Stimme, die einen jeden beim unvermittelten Anblick eines im Geiste längst vertrauten Males der Geschichte packt.

„Er hat es nie verstanden“, meinte der Alte sinnend, „sich vor den Wettern zu schützen. Diese Überschwänge ohne Maß und das unverrückbare Gesetz des Daseins . . . da steht man bald vor dem Gorgonenhaupt des Nichts! Dabei war er, wenn ich einmal das Wort der Bibel führen darf: — ein sonderlicher vor anderen . . .“

Wir setzten uns auf eine nahe Bank, und im Anblick des stillen Schloßchens fuhr Onkel Franz bedachtssam fort: „Der sonderliche ist gefährdet. Nur die ‚anderen‘, die keines Blickes wert sind . . . jener pausbäckige Mittelwuchs mit den sanften Trieben — er besteht die Zeiten, ihre Höhen und ihre Täler, ja, noch die tückischen Wendepunkte, da diese in jene oder jene in diese hinübergleiten. Und er hat ja recht, der Mittelwuchs; denn — — er lebt . . . Die höheren Menschen aber sterben vor der Zeit — an mangelhaftem Sinn für ihre eigene Wichtigkeit. Daran ist auch Jean-Baptiste verstorben, der hier in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geboren ward . . . Dabei hätte er im Glanz der Ordnung ein schönes Dasein führen können. Hunderttausend Livres Rente warf das Erbe des Dreißigjährigen ab; dazu — die Verbindungen seiner Eltern, die einzigartige Rolle seines Onkels Cornelius de Pauw, schließlich die Vielfalt der eigenen Talente . . . Das Glückskind aus dem Gnadental nannten ihn die Leute.“

Dann erzählte Onkel, wie die Familie Cloots hierher gekommen war — „auf der Suche nach dem Licht“, wie es der alte Thomas Franziskus Cloots in seinem christlichen Eifer nannte. Er war Needer in Amsterdam, und zwar einer der bedeutendsten der Niederlande, dessen Kontorflagge man in allen Häfen der Erde kannte. Doch ihn sehnte es nach der Vollendung. Also kaufte er das alte Kloster Gnadental, ließ es für seine Zwecke sinnvoll richten und lebte fortan mit den Seinen in schöner Abgeschlossenheit: — fern genug der lauten Welt, um zu sich selbst zu kommen, und nicht zu fern, um allen ihren Vorteilen zu entsagen. Denn dieser wahrhaft fromme Mann war ein wahrhaft genialer Kaufmann. Noch immer pflügten seine Fregatten, Klipper und Schoner die Meere — nicht nur zur höheren Ehre Gottes, zur größeren Macht der Niederlande, nein, auch zur stetigen Mehrung seines eigenen riesigen Besitzes. Schließlich wendeten ihm die beiden großen Spieler auf der Schicksalsbühne des damaligen Europas beinahe zur gleichen Zeit ihr Interesse zu: die Kaiserin Maria Theresia und der Preußenkönig Friedrich. Sie beriet er als Finanzmann; ja, er vermittelte wohl beiden ansehnliche Beträge zur Vollendung ihrer Pläne. Dafür erhob die Kaiserin den schlichten Thomas Franziskus in den Adelsstand, und König Friedrich gab ihm den Titel eines preussischen Geheimrats. Überhaupt waren seine Beziehungen zu der Familie Cloots beinahe herzliche. Vor allem liebte er den Schwager, den Kantener Domherrn Cornelius de Pauw, der ein bedeutender Gelehrter und ein aufrechter Charakter war. Pauws Werke über die Chinesen, Griechen, Amerikaner schätzte der König; Pauws Wesen, in welchem Demut und Stolz sich auf vollkommene Weise mischten, bezauberten ihn. „Er ist der erste Mensch, der mir niemals

schmeichelt!‘ hatte Friedrich erklärt, als er den Kanonikus nach Sanssouci zu holen suchte . . .

„Denk dir, Junge — dieses Erbe!“ rief Onkel Franz mit einer Begeisterung aus, als ob es das seine wäre.

„Und doch hat er es vertan und ausgelöscht — bis auf den bitteren Rest, sein eigenes jammervolles Schicksal! Freilich war der junge Jean-Baptiste in eine Zeit hineingeboren, die mählich an Gefahr zunahm, je mehr sie an Gehalt verlor — an einem jener tückischen Wendepunkte der Geschichte. Französisch hatte man das Kind genannt, erzogen, ausgerichtet, so daß es unser Deutsch in seiner Fülle, Kraft und Hintergründigkeit, so man es nur gebrauchen kann, für ‚die barbarische Sprache‘ hielt. Doch auch darin stimmten ja die Cloots mit ihrem Gönner, dem Preußenkönig überein. Denn die Königliche Militärakademie zu Berlin, in die der fünfzehnjährige Jean-Baptiste als Schüler einzog, stellte Deutsch zu sprechen als ein Vergehen erster Ordnung unter Strafe. Dort war ein Schweizer namens Sulzer sein Lehrer — ein Schwarmgeist der Aufklärung, der reine Zugendbold. Der schüttete in den alten Wein des Unvergänglichen die Zauberwässerchen einer vermeintlichen Fortschrittlichkeit. ‚Vergeßt es niemals!‘ rief dieser Lehrer einer Militärschule seinen jugendlichen Hörern zu. ‚Der Weg der Autorität ist derjenige des Untergangs!‘ Blindwütigen Eiferern also, die mit Jahrhunderten achlos umgingen wie unsereins nicht einmal mit Tagen, war der begabte Jean-Baptiste anvertraut. Zudem fehlte seiner Seele die ordnende Gewalt des alten Preußen, die selbst im Festestrußel der Verschwärmtheit unversehrt geblieben war. Der preußische Baron verstand die Sprache des preußischen Bauern und Soldaten nicht; der Trommelwirbel der Kaserne klang zu hart und der Befehl zu barsch. Manneszucht war nicht der Lebensstoff des jugendlichen Träumers. Also gab er das Streben um eine preußische Laufbahn auf, die eine große hätte werden können, und ging nach Paris — ein Jüngling in Gefahr in die Stadt der damaligen Gefährdung! Wie sollte er, der von den Sulzers vorbereitet war, als Mann Bewährung zeigen, da sich das Verhängnis nahte! ‚Freiheit und Gleichheit‘ — das waren die glitzernden Losungen des Salons; ihnen weihte er seine frühen Schriften. Bald überreichte er im Überschwange jugendlicher Begeisterung dem Könige eine Denkschrift über die Naturreligion, die in Frankreich einzuführen sei. Doch zu seinem eigenen Lebensglück war die Macht der Überlieferung noch stark genug. Jean-Baptiste von Cloots mußte Paris verlassen. Er tat’s mit einem Schwur. ‚Erst wenn die Bastille in Trümmern liegt‘, so rief der unnäßige Genießer seiner Träume, ‚werde ich wiederkehren — in die Hauptstadt einer neuen Welt!‘ Seltsamer Wahn — aus Weissagung und leerer Redensart gemischt . . .“

Großonkel wischte mit dem Taschentuch die Perlen des Schweißes von seiner Habichtsnase und der schwermütig herabgezogenen Oberlippe ohne Bart.

„Dabei war alles Hirngespinnst —“ fuhr er langsam fort, „auch die Voraussicht kommenden Geschehens! Denn der junge Baron hatte keine Ahnung von der Wirklichkeit. Sonst wäre er dem trefflichen Castriotto, Prinzen von Albanien, nicht aufgefressen! Doch bevor er ihn kennenlernte — es war wohl in einer Buchhandlung Amsterdams — ging er nach England. Dort verkehrte er mit Burke,

For und den anderen Baumeistern des Weltreichs. Doch ihn jammerte es, daß diese harten Männer den ‚Zauber der Unterhaltung‘ nicht verstünden. Die Niederlande klagte er ob ihrer ‚dumpfen Luft und dumpfen Menschen‘ an. ‚Der Handel verschlingt alles!‘ rief er mit der Grabesstimme eines Moralisten. ‚Niemand hat Zeit für die schönen Künste und das gute Denken!‘ Als ob die meisten Menschen jemals Zeit dafür verwendet hätten — es sei denn ihre überflüssige! Du merkst, mein Junge . . .“, wandte sich Onkel Franz lebhaft an mich, „er war ein unheilbarer Schwärmer, der gute Jean-Baptiste! Nur einer seines Stammes konnte schließlich auf die Narretei verfallen, die man mit der Tänzerin Aubry getrieben hat . . .“

Trotz meiner lebhaften Frage, die sich darauf bezog (damals kannte ich weder ihr Testament noch die Aufzeichnungen, ja, nicht einmal den Namen), fuhr mein Großonkel mit der unbeirrbaren Selbstgerechtigkeit eines Kanzelredners fort:

„Wer selber närrisch ist, wählt andre Narren zum Gegenstande der Verehrung — so der junge Cloots den Prinzen Castriotto. Dieser Nachkomme des sagenhaften Skandenbeg sollte Feldmarschall der Montenegriner und Herzog von Saba sein. ‚Patriarch der griechischen Kirche‘ nannte er sich und ‚Großprior von Malta‘ — als ob man beide religiöse Würden auf einmal tragen könne! Aber das fällt nicht besonders schwer auf das Gewissen von Phantasten. Und reden konnte dieser Prinz — gelehrt und zauberhaft: über Homer und Ovid, Tasso und Ariost, Rousseau und Voltaire, als seien diese seine täglichen Zerkumpane. Nun machen große Worte den Menschen zwar nicht gerechter, wohl aber . . . leichtsinnig. Jean-Baptiste war der Bewunderung für den Prinzen mit dem gleichen Eifer hingegeben wie später seiner närrischen Gründung, dem ‚Kulte der Vernunft‘. In geheimen Träumen sah er sich wohl schon als Kanzler im Reich des Skandenbeg-Nachfahren. Da schlug der Blitz der Wirklichkeit in die Gespinste: Castriotto wurde festgenommen und entpuppte sich als — — Schusterjunge aus Venedig, den italischen Mönchen entsprungen und den Räubern Dalmatiens lange beigegeben. Das war freilich ein böser Streich des Schicksals. Der Enttäuschte flieht vor der Wirklichkeit — in verträumte Reisen durch Deutschland, Osterreich, Ungarn und die südlichen romanischen Länder. Bis er erweckt wird und bestätigt — von eben dieser verachteten Wirklichkeit. Die Bastille ist gefallen; er kann nach Paris zurück . . . Bald saß er ‚mit kochendem Blut‘, wie er an seinen Onkel, den Domherrn, schrieb, im Café Procope — ein Menschenfreund unter tausend Menschenfreunden, ein Schwärmer inmitten eines wilden Stroms der Schwärmerci. Mit dreifarbigter Kolarde und der langen Hose des Jakobiners angetan, hatte er seinen Abelsbrief längst zerrissen. Anacharsis nannte er sich — nach jenem sagenhaften skytischen Königsproß, der zu Solons Zeiten nach Athen gekommen war, um die griechische Bildung zu erfahren. Ihn zählt man zu den sieben Weisen wie seinen Lehrer Solon, der nach dem Maße aller Dinge strebte. Daß Cloots gerade diesen Namen als den seinigen erwählte, zeigt die tiefe Wirrnis seines Herzens — ein schlichtes Mißverständnis, kein inneres Zusammenklingen. Denn die um Solon dachten schweigend für ihr Jahrhundert; der Kleyer Jakobiner aber schwächte in den Tag hinein — über die Jahrhunderte . . .“

Onkel Franz war von der Bank aufgesprungen, auf der wir seit langem saßen, und hatte ein paar Trippelschritte der Erregung auf die Geburtsstatt seines Helben zu gemacht. Unvermittelt wandte er sich um und sah mich grimmig an.

„Sie schwächten sich natürlich um ihren Kopf, diese Ideologen! Der Solons Erbe auf seinen zarten Schultern zu tragen wähnte, wurde — ‚der Sprecher des Menschengeschlechts‘. Das war, als die Nationalversammlung in der Reitschule tagte und gerade über die Abschaffung des Adels beriet. Da strömten auf einmal durch die weit geöffneten Tore weiße und braune und schwarze Menschen in bunten Gewändern herein. Niederländer und Deutsche und Schweden; Russen, Polen und Ukrainer; Araber, Jnder, Neger waren es, und an ihrer Spitze schritt — der vermeintliche Anacharsis. Nun hielt er seinen ersten großen Spruch. ‚Auf dem Marsfelde, wo Julian alle Vorurteile bannte, wo Karl der Große mit seinen Paladinen ...‘ Mit der wohlfeilen Art geschichtlicher Entlehnungen fing er an, und dann wurde er — ganz feierlich. ‚Trompete der Erhebung‘ — ‚Freudenrufe erweckter Völker!‘ — ‚Jahrhunderte der Sklaverei‘: Hohe Worte also, erhabene Empfindsamkeit ... unklar und keiner Überlegung wert. Natürlich war ihr Ränder von Stund an ein berühmter Mann ...“

Auf Onkels braunem Gesicht, in das die Rillen seiner Jahre gezeichnet waren, glühten dunkelrote Flecke auf. Wie er wieder neben mir Platz genommen hatte, wirkte er mit einemmal alt — nicht siebzig oder achtzig, nein, Jahrhunderte alt und durch Jahrhunderte der immer gleichen Sinnlosigkeit ermüdet. So begann er — nach einer langen Pause — hüstelnd und fast ohne Ton:

„Nun erhielt der ‚preussische Republikaner‘, wie man ihn nannte, das französische Bürgerrecht — übrigens zugleich mit Schiller und Klopstock — und leistete — im Gegensatz zu diesen — den Treueid ‚der Weltnation, der Gleichheit, der Freiheit und Souveränität der Menschheit‘. Darauf erwählten ihn zwei Departements, Dife und Sâone-et-Loire, zu ihrem Abgeordneten im Nationalkonvent. Dort schuf er sich, wie er selbst ruhmredig schrieb, seinen ‚unaustilgbaren Charakter als Königsmörder‘. Als er in einem Zwölfer-Ausschuß die Vernichtung des sechzehnten Ludwig mit dreifachem ‚Ja!‘ beschlossen hatte, kannte seine Prahlucht keine Grenzen mehr. ‚Im Blute noch des letzten Tyrannen von Europa werde ich meine Hände waschen!‘ rief er leidenschaftlich aus. Jetzt war er auf dem Gipfel seines Ruhms — dem jähen Sturze nahe. Jetzt kehrte er zum Traum der Jünglingszeit zurück. Doch hatte dieser die wilden Züge seiner Zeit empfangen: Aus dem geistvollen Verkünder einer sanften Naturreligion war ein Wiegler im Mausch geworden — ‚der persönliche Feind Gottes‘, wie er sich verblendet nannte. ‚Errichtet auf den Trümmern des entthronten Aberglaubens ...‘, rief er dem Konvente zu, ‚die einzige Weltreligion, die kein Geheimnis und kein Wunder kennt, deren Redner unsere Gesetze und deren Priester unsere Beamten sind!‘ Auch diese Überspanntheit fand ihren Beifall und eröffnete dem Erfinder den Weg zu seiner womöglich größten Narretei: dem ‚Kulte der Vernunft‘, dessen Sinnbild für einen Tag das kleine Fräulein Angelika wurde ...“

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Das Gesicht der minoischen Kultur

Im Kulturreich der Ägäis und namentlich auf Kreta hat die Archäologie wohl am schöpferischsten ihren Sinn erfüllen können, die Bereiche des Mythos, der Vor- und Frühgeschichte in das eigentliche Geschichtsbewußtsein einzubeziehen und sein Verständnis um tausendjährige Zeitspannen zu erweitern. Überall in Athen, Olympia, Delphi, Korinth, Rom, Cyrene, Lepeis Magna, bei den Pyramiden, in Mesopotamien ging es um Bestätigungen historischer Wissens durch das bauliche Zeugnis; hier aber hat der Spätere das kulturgeschichtliche Verstehen erst geschaffen, indem er den unerforschlichen Mythos der hellenischen Welt mit Tatsachen versah und die große Brücke über den Abgrund schlug, der im östlichen Mittelmeerraum zwischen den reifen Kulturen Ägyptens, Kleinasiens und den primitiven Ursprüngen Griechenlands, zwischen Antike und Orient sich aufstaut. Schliesslich, der erste, der den Mythos ernst zu nehmen wagte, war auch der erste, der mit seinen Ausgrabungen in Troja und Mykene diese Beziehungen anbahnte. Sein genialer Spürsinn ahnte, daß auf Kreta die große Lösung für seine Forschungen verborgen lag, aber politische Schwierigkeiten hemmten seinen Weg, bis 1900 Sir Arthur Evans in Knossos das Wunder des Minos-Palastes aus der Erde hob.

Seither arbeitet die Wissenschaft unentwegt bis heute an der Einordnung der altkretischen Kultur, die nach den Funden in ihrer seltsamen Mischung von archaischem Sein und raffinierter, dynamisch erfüllter Zivilisation vor uns aufsteht wie ein allererster Triumph europäischen Wesens, der zugleich noch mit dem Orient verschwifert war. Alle Einflüsse aus allen Himmelsrichtungen, die Analogien zu griechisch-archaischen oder ägyptischen Formen, zu anatolischer Keramik oder der neo-paläolithischen Kunst, die von Westen über Malta wirkt, hat man aufgeboten, um das kretische Phänomen zu erklären, das als das

wichtigste und größte Denkmal der vorgeschichtlichen Mittelmeerkulturen der Bronzezeit anzusprechen ist. Heute müssen wir vor allem die Originalität der minoischen Kultur betonen, die Ägypten ebensoviel gab (besonders auf dem Gebiet der farbigen Fayence), wie sie von ihm empfing, die die Anfänge der ägäischen Inselkulturen unerhört verfeinerte und das Modell für fast alle Formen der mykenischen Kultur abgab, auch wenn dort ein anderer Wille hinter die Formungsgesetze trat: ein Wille, der indes erst nach der Dorischen Wanderung, nach dem Ende der minoisch-mykenischen Kulturbeziehung, zur reinen Schöpfung kam.

Die neuerschienene 3. Auflage des Buches: „Alt-Kreta“ von H. Th. Wossert (Berlin, Ernst Wasmuth) setzt die geistige Einordnung dieser Dinge voraus und gibt nur auf wenigen 20 Seiten Druckert eine – den Fachmann angehende – Sammlung inschriftlicher Quellen zur Geschichte, Sprache und Kunst der Mittelmeervölker, die besser durch eine kurze allgemeine Einführung zu ersetzen wäre. Dafür entschädigt das Werk reichlich durch das 304 Tafeln mit 572 Abbildungen umfassende Bildmaterial, das in solcher Vollständigkeit zu diesem Thema bisher nicht vorlag. Wenn es vor allem aufs Sehen und auch auf Selbstbeurteilung des Geschauten ankommt, der greife zu diesem Buch, das Kreta und die umliegenden Kulturräume in vergleichenden Bildern nebeneinander und gegenüberstellt. 100 Tafeln zeigen Architektur, Malerei, Reliefkunst, Plastik, Keramik und Glyptik der mykenischen Kultur, 138 Tafeln die entsprechenden Zeugnisse für Kreta, dann folgen Beispiele für die ägäischen Inseln, Zypern, Syrien und Ägypten. Auffallend ist durchweg der eigentümlich unentwickelte Stil der Plastik gegenüber der oft künstlerisch hochgebildeten Technik der Wandmalerei und Reliefkunst, sowie der Gefäßmalerei. Darin liegt ein Hinweis auf die geistig-seelische Eigenart dieser Kulturen, deren Wahrnehmungswelt in sehr differenzierter Weise die Flächigkeit der Dinge umfaßt, aber noch nicht in jene Raumtiefe einbe-

zogen ist, die dann in der klassischen Antike durch wahrhafte Gestaltung lebendig wurde. Eine eingehende künstlerische Wertung der hier gebotenen Bildsammlung findet der Leser in der 1936 erschienenen „Kretischen Kunst“ von G. A. S. Snijder. Das umfassende Standardwerk für alle Fragen, die sich an die Kultur, Kunst, Religion und Geschichte Alt-Kretas knüpfen, ist das mehrere Bände starke Werk: „The Palace of Minos“, die vor kurzem abgeschlossene Lebensarbeit des Erweckers dieser Insel Sir Arthur Evans.

Hans Paeschke.

Geschichte und Politik

In der wertvollen Reihe der Völkergeschichten, die der Verlag R. Oldenbourg in München herausgibt, die in jeder bisher vorliegenden Veröffentlichung einen hohen Rang behauptet — erschienen sind „Die Geschichte des deutschen Volkes“ von Friedrich Stieve, „Geschichte Englands“ von E. M. Trevelyan und „Geschichte der französischen Nation“ von Charles Seignobos — ist nun „Die Geschichte Indiens“ herausgekommen von Sir George Dunbar, in der deutschen Übertragung von Prof. Dr. Heinrich Zimmer (16 Karten. RM 8,50). Der Verfasser ist in jeder Hinsicht für die große Aufgabe, die Geschichte Indiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zusammenfassend zu behandeln, legitimiert. Denn er ist nicht nur durch 28 Jahre als Soldat und Beamter in Indien tätig gewesen und als bester Sachkenner zu entscheidender Mitarbeit an der ersten „Round Table Conference“ hinzugezogen, sondern sein hoher Vorzug ist die Fähigkeit, in großer Konzeption diesen wichtigen Teil der Weltgeschichte organisch in das Gesamtgeschehen einzugliedern. Dunbar, der als genauer Kenner der indischen Sprache und Dialekte aus den Quellen erster Hand schöpfte, hat die Meisterleistung vollbracht, auf 438 Seiten einen geschichtlichen Zeitraum von mehr als 5000 Jahren in vollendeter Klarheit zu schildern, so daß ein einheitliches und geschlossenes Bild entstanden ist. Das, was Dunbar über die Frühzeit zu sagen weiß, in der Indien schon in den Jahren 3250 bis 2750 v. Chr. vor dem Einbruch der Arier, über eine Kultur und Zivilisation

von großer Höhe verfügte, ist ebenso lebendig und eindringlich geschildert, wie der letzte Versuch Englands, Indien zu verantwortlicher Selbstverwaltung den Weg freizugeben. Indiens Geschichte wurde bestimmt zunächst durch den Einbruch der Indoarier über die Nordwestgrenze, der Indien die Religion des Brahmanismus, die Kastengliederung, die Philosophie und den Idealismus der Hindu-kunst brachte, dann durch die Eroberungszüge der Mohammedaner, die den Gedanken der unlöslichen Verbundenheit aller Mohammedaner, aber zugleich auch den unüberbrückbaren Gegensatz der Glaubensgemeinschaften brachten, und endlich durch den Einbruch Europas nach Indien mit dem schließlichen Sieg der britischen Oberhoheit. Die große Schicksalsfrage Indiens — und damit des Britischen Empires — bleibt, ob die Inder aus der ihnen gewährten Selbstverwaltung die Folgerung ziehen werden, ein integrierender, freier Teil des Empire zu bleiben.

Einen interessanten Beitrag zu dieser Frage bildet das Buch „Geheimnisvolles Indien?“ von H. Manzooruddin Ahmad (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft. 90 Bilder. RM 5,50). Man kann dieses Buch in Parallele setzen zu dem Buche des Chinesen Lin Yutang „Mein Land und mein Volk“, denn auch hier spricht ein Asiater von seinem Volke mit den Ausdrucksmitteln des Westens. Der Verfasser wendet sich mit klarer Entschiedenheit gegen die banaussische ebenso wie gegen die romantische europäische Auffassung Indiens. Er weist mit Nachdruck darauf hin, daß die Religion das einzig Entscheidende für die Politik, die Kunst, das Familienleben, wie für das Essen und Trinken ist, gleichviel welchem Bekenntnis der einzelne Inder angehört. Das Buch gibt auf dem großen Hintergrund der gestellten Aufgabe in kurzen Abschnitten sehr lebendige und zum Teil sehr persönliche Bilder aus Indien; es ist für den, der lesen kann, eine wertvolle Ergänzung zu allem Wissen um Indien. Man soll die Schlussworte nicht überhören: einmal wird der Tag kommen, daß Indien erwacht.

Das Buch, von dem jetzt in Münster wirkenden Professor Dr. Michael Freiherrn von Taube „Der großen Kata-

strophe entgegen" (Leipzig, K. F. Koehlers Antiquarium. RM 10, —), das bei seinem Erscheinen vor sieben Jahren berechtigtes Aufsehen erregte, liegt nun in zweiter Auflage vor, die in gründlicher Arbeit die ganze seit 1930 erschienene Literatur zur Kriegsschuldfrage kritisch berücksichtigt. Die vier großen Teile behandeln die Zeit von 1904 bis 1906, dann die Zeit der Suche nach einer großen nationalen Politik in Rußland 1906 bis 1910, die Jahre von 1909 bis 1913 als die unaufhaltsame Vorbereitung der großen Katastrophe und endlich den Weltkrieg bis zum Ende des Zarenreiches 1917. Michael von Taube hat als Professor an der Universität Petersburg, wo er das Völkerrecht lehrte, als Senator und Mitglied des Reichsrates diese Zeit in unmittelbarer Nähe und doch in einer Distanz, die ihm niemals die Objektivität nahm, erlebt. Er hält an seiner These fest, daß die Schuld am Weltkriege mehr oder weniger alle Teilnehmer an diesem Wahnsinn belastet.

Als Einführung in die allgemeine Politik und praktische Staatsführung ist hervorragend geeignet das Buch von Ludwig Gefner „Der Zusammenbruch des zweiten Reiches" (München, C. H. Beck. 248 Seiten). Das Buch ist von muster-gültiger Sachlichkeit und dabei doch getragen von einem starken Temperament. Gefner wird dem deutschen Kaiserreiche ebenso wie der Person Wilhelms II. gerecht, und sein Buch ist eine ernste Mahnung, nicht mit billigem Gegenwartsstandpunkt in Bausch und Bogen über diese Zeit deutscher Geschichte abzuurteilen, die ja schließlich doch es ermöglicht hat, daß das deutsche Volk den Weltkrieg so bestand, wie es ihn bestanden hat: gesund war das Heer, gesund war die Staatsverwaltung mit ihrer Zweckmäßigkeit, Ordnung, Gerechtigkeit, Sauberkeit und Sparsamkeit, und gesund war auch die deutsche Wirtschaft. Erst von der Annahme dieser Tatsachen aus darf man an die Beurteilung der Fehler und Schwächen, der Irrwege und der Gründe des Zusammenbruchs herangehen. Das tut der Verfasser, und deshalb kann er die Aufgabe, die er sich stellte, lösen: er gibt eine Zusammenschau der politischen und der militärischen Geschichte, und dadurch dient er der Erziehung des Gesamt-

volkes zu wirklich politischem Denken. Er behandelt das politische Versagen von Führung und Volk, deckt die Fehlerquellen auf, die in Schwächen persönlicher, zeitbedingter und eingewohnter Art bestanden, um dann in vorbildlicher Klarheit die unpolitische Gesamthaltung des deutschen Volkes aufzuzeigen, die auf sachlicher Basis umzugestalten dieses Buch berufen ist.

Der alte Kämpfe gegen den Bolschewismus, Eduard Stadler, nimmt in seinem Buche „Weltrevolutions-Krieg" (Düsseldorf, Neuer Zeitverlag. 304 Seiten) mit ungebrochenem Temperament das Wort zu einer großen, aus dem Persönlichen ins Allgemeine sich erweiternden Übersicht über die Kräfte, deren Wirken zur heutigen Lage Europas geführt haben. Er spricht von dem Weltbolschewismus, seinem Geist, seinen Triebkräften, seinem Werden und seiner Macht, von den Gegenmächten, ihrem Geist und ihrer politischen Dynamik, um endlich im letzten Teil die gegenwärtige Lage zu verdeutlichen. Stadler glaubt nicht an den Untergang des Abendlandes, sondern bekennt sich in unerschütterlicher Zuversicht zu dem Glauben, daß Europa unter dem Kreuze Christi siegen wird.

Gleichfalls zu Gegenwartsproblemen nimmt die Schrift von Werner von Heimbürg „Entwicklungen im Donauraum" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanst. 97 S.) Stellung, die in der Reihe „Weltwende" erschienen, die Hermann Stegemann herausgibt. Es ist immer gut und notwendig, wenn die Aufgabe, die Deutschland im Donauraum hat, im Sinne der Sendung des alten Reiches erneut betont wird.

Den kriegerischen Ereignissen in Abessinien gilt die Schrift von Vittorio Mussolini, dem Sohn des Duce, „Bomben über Abessinien" (München, C. H. Beck. 19 Abbildungen. Deutsche Übertragung von F. Gasbarra. RM 3, —). Der junge Mussolini hat den abessinischen Feldzug von Anbeginn an als Flieger mitgemacht und schildert seine Erlebnisse unter starker Unterstreichung der Leistungen seiner Kameraden mit echtem fliegerischem Temperament.

Ein militärischer Beitrag zum kriegerischen Geschehen in der napoleonischen Zeit, von einer Art und einem Reize, wie ihn bisher kaum ein anderes Buch zeigt, ist das

von Wilhelm Kohlhaas herausgegebene Buch „Ritt ins Morgenrot“ von Wachtmeister Peter (Stuttgart, J. Engelhorn. 186 Seiten. 8 Bilder von E. W. von Faber du Faur). Denn hier schreibt ein einfacher Soldat, ein Württemberger, der 1785 geborene Benedikt Peter, als pensionierter Oberwachtmeister in seinem 74. Lebensjahre die Erinnerungen seines Reiterlebens auf, ungeschminkt und aus dem ihm möglichen Blickpunkt, die zu gleicher Zeit ebenso psychologisch wertvoll wie kennzeichnend für das Denken und Fühlen des deutschen Volkes von damals sind. Peter focht mit der gleichen Unverzagtheit gegen die Österreicher unter französischem Oberbefehl wie gegen die Preußen bei Leipzig, machte den russischen Feldzug und seinen Zusammenbruch mit wie die Feldzüge in Frankreich gegen Napoleon, nunmehr auf der deutschen Seite, ohne daß mehr als höchstens eine oberflächliche Betrachtung ihn bewegt bei dem Kampf auf den brudermörderischen Fronten. Das war damals deutsches Schicksal, und niemand darf dem von undeutsch fühlenden Fürsten hin und her geworfenen Soldaten daraus einen Vorwurf machen. Diese Erinnerungen, die die Ereignisse von unten und ohne großen Zusammenhang sehen, ist gerade deshalb von höchstem historisch-psychologischem Werte. Die Bilder von Faber du Faur sind nach eigenen Schreckenserlebnissen in dem russischen Feldzug gemacht und haben den Reiz unmittelbaren Erlebens.

Wenn Luis Trenker das Wort nimmt, so kann er immer des lebhaftesten Interesses sicher sein, und er findet mit allem, was er sagt oder was er auf der Leinwand spielt, den Zugang zu den breitesten Kreisen. Schon aus diesem Grunde ist es sehr zu begrüßen, daß auch er jetzt seine Stimme erhoben hat, um die unerhörten und heldenhaften Leistungen der österreichischen Armee im Weltkrieg zu unterstreichen. Sein Buch „Sperrfort Rocca Alta“ (Berlin, Th. Knaur) schildert seine eigenen Kriegserlebnisse in dem Sperrfort Rocca Alta, das südlich von Trient gelegen war und zu dessen Besatzung er kommandiert war, nachdem er schon ehrenvolle Kämpfe an der österreichischen Ostfront mitgemacht hatte. In diesem schlichten, jedes große Wort vermähenden Bericht über die heldenhafte

Leistung der unbefleglichen Besatzung dieses Sperrforts, an deren Ausdauer größere Anforderungen gestellt wurden als an die im Graben kämpfenden Truppen, leuchtet in hellem Glanze auf, was an Treue, Mut, Disziplin und echter Kameradschaft die Verteidiger der österreichischen Südfrent geleistet haben. Durch zwei Jahre von 1914—1916 dauerte dieser Kampf, bis dann endlich durch die große Offensive dem fast vernichteten Fort Erlösung kam. Die Monate der Spannung vor Kriegsausbruch, das Aushalten im feindlichen Trommelfeuer und das immer wiederholte kühne Vorstoßen der Besatzung, das alles sind unvergängliche Taten.

Trenkers Buch, das mit 16 Aufnahmen geschmückt ist, ist ein schlichter Tatsachenbericht, und er verschweigt nicht, wo militärisches und menschliches Veragen sich breit machte. Trenker selber zeichnete sich bis zu seiner schweren Verwundung wiederholt in kühnen Patrouillengängen aus. Dieses Buch wird im gesamten Deutschland seinen verdienten Widerhall finden.

Rudolf Pechel.

Schwarze Weide

Vor einigen Jahren habe ich an dieser Stelle um Aufmerksamkeit für den jungen Schlesier Horst Lange gebeten, dessen Erstlingserzählung „Die Gepeinigten“ (Nabenerpresse, Berlin) mir damals vorlag. Heute braucht es einer solchen Bitte nicht mehr, denn Langes neues Buch „Schwarze Weide“ (Hamburg, H. Goverts Verlag) wird diese Aufmerksamkeit zu erzwingen wissen. Ich wüßte dem Roman „Schwarze Weide“ wenige Bücher der letzten Jahre an die Seite zu setzen; er ist ohne Vorbilder und Anlehnungen und keinen Vergleichlichen zugänglich.

Die Geschichte ist in der ersten Person erzählt, und einzig diese Erzählform scheint der Leidenschaftlichkeit der Aussage angemessen. Ein junger Mensch, Gymnasiast, verbringt die Ferien bei seinem Onkel, einem herrschaftlichen Gutsgärtner in Schlesien, und ahnt nicht, daß er in die Landschaft des eigenen Schicksals und Verhängnisses getreten ist. Ein Mädchen, die Tochter des Gutsbesizers, gesellt sich zu ihm, und nun ist es wunderbar, wie sich diesen halben Kindern die Unheimlichkeit der Welt und die

Verstrickung der Erwachsenen auftritt. Die Verstrickungen gründen in Vergangenheiten und wuchern in kommende Jahre hinein, sie erweitern ihre Kreise, sie umspinnen, umwürgen auch die jugendlichen Menschen. Der Held, der die Kräfte des Lebens in Haß, Liebe und Leidenschaft zu spüren beginnt, erfährt auch die Verschuldung und Raubhaftigkeit alles Daseins. Um einen dunklen, langsam seiner Sühne zureisenden Mord wuchert wie Schlingengewächs die Fülle der alten und neuen Versündigungen, und die elementarische Katharsis bedarf eines Jahrzehnts, um ihre Vollenendung zu finden. Die Gesagtheit und Gewaltsamkeit, von der Langes Menschen beseelen sind, beherrscht auch den Autor gegenüber seinem Stoff und seinen Gestalten. Da kann nicht immer Bedacht genommen werden auf eine sorgsame Abwägung und Konturierung. Langes epische Landschaft liegt nun einmal nicht unter dem klaren lateinischen Himmel, sie hat die Düsternis, die von künftigen Gewittern geladene Verhangenheit, aber auch die plötzliche apokalyptische Lichtüberflutung des schlesischen Grenzlandes, in dem deutsche und slawische Lebensströme sich verschwiftern. So wird man über kleine Unebenheiten der Motivierung und Erfindung hinweglesen, ohne sich an ihnen zu stoßen; hier und da geschieht Wichtiges zwischen den Zeilen oder in Relativsätzen. Alle irdischen Vorgänge scheinen Abpiegelungen von Geschehnissen eines metaphysischen Raumes zu sein. Die vordergründige Wirklichkeit vermählt sich mit dem Symbol als der tieferen Wirklichkeit, bis jene tiefste Wirklichkeit sich entschleierte, in der beides nicht mehr geschieden werden kann.

Lange erzählt mit einer fanatischen Eindringlichkeit, die beschwörerisch anmutet. Groß ist seine Kraft in der Gegenwartigmachung von Menschen, Situationen, Landschaften, von Jahres- und Tageszeiten in allen Übergängen und Abschattungen. Der transitorische Moment gerinnt zu Dauer. Man wird im ganzen Buche keinen ungefüllten Satz finden, es ist kompakt und konzentriert, selbst wo es auf den ersten Blick breit erscheint. Vielleicht am stärksten überwältigt die Art, mit der Lange die Natur anpackt. Nie ist ihr eine anthropomorphische Gewalt angetan, aber sie ist immer zugegen, nie als Kulisse, stets als

Macht. Als Teile von ihr erscheinen die Menschen; ihre Handlungen und Leiden sind Naturgeschehnisse, und so vollzieht sich auch die endliche Reinigung durch den Naturvorgang eines Hochwassers.

Original ist Langes Sprache, original sind seine sehr zahlreichen Vergleiche. Sie dienen nicht dazu, die Veranschaulichung eines schon an sich Anschaulichen weiterzutreiben, sondern das Anschauliche zu vertiefen und seine geheime Bedeutung zu enthüllen. In summa: von unseren langgesparten Superlativen dürfen wir unbedenklich ein gutes Teil an dies Buch vergeuden.

Werner Bergengruen.

Romane und Novellen

Gesunde, einfache Kost sind die Romane „Der Brennerwirt von Verchesgaden“ von Marie Amelie von Godin (München, Kösel-Pustet. RM 4,50) und „Die Kinder vom Dorfplatz“ von Sepp Vacher, einem jungen Pinzgauer Dichter (ebenda RM 4,80). Beide spielen in ländlich-börslichem Milieu und gehen ohne Verzärtelung Bauern und ihre Schicksale. — Auch von Bauern handelt ein starkes und hartes Buch „Die Sieben am Sandbach“ von Margarete Windthorst (Berlin, G. Grothe. 349 Seiten), in dem aus Liebe zum erheirateten Hofe eine einfache Frau zu übermenschlicher Leistung heraufwächst. — Von harter Größe sind auch die Bauern, die Ernst Wurm in seiner Erzählung aus Siebenbürgen „Agneta Fischer“ (Oldenburg, G. Stalling. RM 4,50) hinstellt, die das schwerste Vergehen, den Verrat am Volkstum durch Hingabe an einen Mann fremden Volkstums, mit furchtbarer Unerbittlichkeit zu rächen wissen. Im Dreißigjährigen Krieg spielt der Reiterroman von Max Niedermaier-Well „Der Fährnrich“ (Breslau, Vergstadt-Verlag. RM 4,50), der ergreifend den tapferen Abwehrkampf und den Heldentod der Grenzreiter schildert, die in der bayrischen Grenzmark die Stadt Dietmering und die Dörfer der Umgegend schützen und mit dem Einsatz des eigenen Lebens retten. — In die Glaubenskämpfe des Dreißigjährigen Krieges in der Pfalz führt der Roman von Heinrich Grimm

„Der letzte Kecher“ (Stuttgart, Strecker & Schröder. RM 3,75) in bewegter und spannender Handlung. — Ein Stück der Bauernkriege wird im Schicksal des Malers „Jörg Ratgeb“, das Georg Schwarz schrieb, ergreifende Gegenwart (München, R. Piper & Co. RM 4,20). Dieses erste erzählende Werk des schwäbischen Lyrikers ist ein gutes Versprechen für künftiges Schaffen: aus eigenem Schicksal, der Liebe zu einer Leibeigenen, wird der Maler Jörg Ratgeb zum Revolutionär und zum Führer der aufständischen Bauern. Das läßt uns Georg Schwarz miterleben auf dem lebensvoll und farbig gemalten Hintergrunde der ersten großen sozialen Auseinandersetzung in Deutschland. — Henning von Koss hat den historisch beglaubigten Versuch des Barons von Markotzsch, den großen Preußenkönig im Siebenjährigen Kriege durch Verrat in die Gewalt der Österreicher zu bringen in seinem Roman „Spiel mit dem König“ (Breslau, W. G. Korn. RM 3,20) dichterisch gestaltet. — Wie immer verdient auch dieses Jahr die Arbeit des Verlages Piper, München, der Georg Schwarz' ersten Roman brachte, besondere Beachtung, weil der Verlag der Kritik die Aufgabe abnimmt, seine Autoren auf Substanz zu prüfen. Da ist ein neuer Roman von Erich Brautlacht „Magda und Michael“ (RM 4,20), das Schicksalslied einer Jugendliebe aus der Niederberheimischen Tiefebene, ein Zeugnis reifen Könnens und feiner darstellerischer Kraft. Otto Ehrhart-Dachau bringt herrliche Lausbubengeschichten, für deren Träger er wohl selbst sich Modell gestanden hat, in prächtiger Unmittelbarkeit unter dem Titel „Bembes macht sich selbstständig“ (RM 3,20). — Bruno Brehm, der Autor der großen „Trilogie vom Weltkrieg“, erzählt Geschichten aus seinem Leben unter dem Titel „Die weiße Adlerfeder“ (RM 3,60), die Lebenssicherheit und Humor ausstrahlen. — Edward Stemplinger erzählt in zwölf Charakterbildern von „Sonderlingen“ (RM 3,20) und läßt hier allerhand Narren und Betrüger Gottes von Eagliostro bis Lichtenberg lebhaft und nachdenklich genug erstehen. — Ein Buch tiefer Innerlichkeit ist die Sammlung „Das Un-

vergängliche“, in der Heinrich Wolfgang Seidel die wirklich tragenden Kräfte christlicher Lebenshaltung aufzeigt. Zwei Veteraninnen deutscher Erzählfunktion legen in ungebrochener Kraft Romane vor: Gabriele Reuter, „Grüne Ranken um alte Bilder“, ein deutscher Familienroman, der den Aufstieg einer Familie von ihrem Gründer Johann Christoph Gatterer über die Tochter, die Freundin Gottfried August Bürgers in Göttingen, und ihre Schicksale in Kassel zur Zeit der napoleonischen Kriege schildert (Berlin, G. Grote. RM 6,50). — Helene Böhlau schrieb die Geschichte von drei Schwestern, die auf einem Hof in der Nähe Weimars zur Zeit Napoleons sitzen: „Die drei Herrinnen“ (München, R. Piper. RM 3,60). — Elsa Bernerich weiß in einem echten Frauenbuch von einer großen Lebensliebe, die nach Irrungen und Wirrungen schließlich durch Güte zur Erfüllung gelangt, zu künden: „Dorothea“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,50). — Einen weit über Berufsromane hinausragenden Schauspielerroman schrieb Lisa Schülke-Kunstmann, „Der Weg durch den Schatten“ (Breslau, Bergstadt-Verlag. 313 S.). Groß ist die Zahl der Übersetzungen wertvoller Romane des Auslandes, und alle ausgewählten Bücher rechtfertigen ihre Einddeutschung wegen ihres inneren Gehalts. Hervey Allen, der Dichter des „Antonio Abverso“, läßt seinen neuen Roman in der Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges spielen, der überhaupt den Amerikaner von heute beim Bewußtwerden seiner geschichtlichen Vergangenheit stark beschäftigt. Sein „Oberst Franklin“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,—) ist eine prächtige, echt amerikanische Gestalt, der auf der Seite der Nordtruppen fechtend durch die in dem harten und rohen Ringen bewiesene Menschlichkeit gegenüber den „Feinden“ aus dem Süden eine Art Symbol wird für das Allgemeinmenschliche, dessen Herrschaft allein Wunden des Bürgerkrieges heilen und Brücken zu einer neuen Einheit schlagen kann. Auch hier zeigt Allen eine hinreißende Kraft der Darstellung. — In der Zeit nach dem Bürgerkrieg spielt der Roman von T. S. Stribling „Colonel

Waiden" (Berlin-Schildow, Erich Sicker. NM 7,80). Das Buch ist so amerikanisch, wie überhaupt nur ein Buch sein kann in den Charakteren und in der Handlung, die Niedergang und Aufstieg einer Familie und die Tragik der durch die Sklavenbefreiung haltlos gewordenen Neger schildert. Dieses in Amerika stark verbreitete Buch darf auf volles Interesse auch der deutschen Leser zählen. — In der Form hinterlassener Briefe und Familiendokumente gibt John P. Manquard ein umfassendes Bild des großbürgerlichen Lebens in Boston im 19. Jahrhundert: „Der selige Mr. Apley. 1866–1933" (München, E. H. Beck. NM 5,50). Dieser „vollkommene Gentleman" aus dem puritanischen, aber dafür nicht minder schwer vergoldeten amerikanischen Bürgertum darf als ein ungewöhnlich gelungener Typ der Kreise angesehen werden, aus denen er hervorging, und kann so etwas werden, wie auf einer niederen Ebene der berühmte Mr. Babbit es ist, dank dem überlegenen Humor, mit dem sein dichterischer Vater ihn zeichnete.

— Robert Briffault, ein bekannter englischer Anthropo- und Ethnologe, gibt in einem großen, den Rahmen der Erzählung immer wieder sprengenden Roman „Europa. Die Tage der Unwissenheit" (Wien, Bastei-Verlag. NM 4,80) ein bewegtes Bild, wie unser unseliger Erdteil in der Wurzellosigkeit seiner Oberschicht, die bis in letzte Zügellosigkeit ausartete, ahnungslos in den Abgrund des Weltkrieges stürzte. Seine wissenschaftliche Art mag den Verfasser veranlaßt haben, da es sich zweifellos um einen Schlüsselroman und um eigene Erlebnisse handelt, mehr von Tatsachen und dem Handeln von ausgeprochenen Grenzfällen zu geben, als es für die künstlerische Zucht eines großen Zeitromans zuträglich ist.

Eine prächtige Frauenfigur beherrscht den Roman von Ann Bridge „Frühling in Dalmatien" (Wien, ebd. NM 4,80), in dem die Flucht einer englischen Lady, die zum Glück auch eine talentierte Malerin ist, aus der Ehe in ein buntes Erlebnis mit einem jungen Maler nach Dalmatien führt, bis nach schweren Konflikten, die bis zu äußerer Tragik gehen, ein fast filmisches happy end sich ausbreitet. Aber in diesem Buch ist so viel jugendliche Rück-

sichtslosigkeit, so viel in ihrer betonten Würde komische Männlichkeit, kurz so viel echt Englisch, daß dieses Buch recht erfreulich ist. — Eins der stärksten Bücher dieses Jahres ist der Roman „Die Landlosen" von Marja Dombrowska (Berlin, Propyläen-Verlag. 256 Seiten), die 1933 den polnischen Staatspreis für Literatur erhielt. Die Übersetzung ist von Paul Breitenkamp, der eine feinsinnige, kurze Würdigung des dichterischen Schaffens der Polin vorausschickt. Marja Dombrowska ist eine Menschenschilderin von hohen Graden, und ihre polnischen Landarbeiter gehören in ihrer Dummheit, in ihrem Unglück, in ihren kräftigen Freuden in die Weltliteratur. Hier ist ein Stück Leben unerbittlich gesehen und mit großer Wahrheit gezeichnet. — Von Stijn Streuvels sind „Weihnachtsgeschichten" erschienen, in denen fünf seiner schönsten Weihnachtserzählungen aus dem Schaffen von 1904 bis 1927 vereinigt sind (Stuttgart, J. Engelhorn. 186 Seiten), die einer weiteren Empfehlung nicht bedürfen.

— Ein bisher in Deutschland nicht bekannter dänischer Erzähler Sigurd Elfjaer wird mit seinem Roman „Zwischen Meer und Fjord", dank dem dichterischen Gehalt und einer großen Gabe richtigen Erzählkönnens, einen guten Start in Deutschland haben (Berlin-Schildow, E. Sicker. NM 5,80). — Der Isländer Kristmann Gudmundsson ist uns nicht mehr fremd und wird durch seinen neuen Roman „Kinder der Erde" (München, R. Piper. NM. 4,40) neue Freunde gewinnen. Träger des Romans ist eine prachtvoll geschlossene Frauengestalt, die in Tapferkeit und Lebensbejahung in Treue zu sich selbst Kämpfe und Nöte für sich und die Ihren siegreich besteht. — Der andere isländische Dichter, der in seinem Schaffen uns auch vertraut ist, Gunnar Gunnarsson, gibt in seinem neuen Roman „Der graue Mann" (München, Langen-Müller. 217 Seiten) eine in harten Strichen gehaltene Schilderung eines entscheidenden Abschnittes aus der Entwicklung des isländischen Volkes: die Zurückdrängung der Willkür der Reichen und Mächtigen und das Mahen der Gerechtigkeit. — Aus noch höherem Norden künden die Eskimomärchen aus Alaska, eine Auswahl

aus den Sagen und Mythen, die der Polarforscher Knud Rasmussen in Alaska gesammelt hat: „Die Gabe des Adlers“ (Frankfurt, Societäts-Verlag. 8 Bildtafeln, eine Karte, 21 Textzeichnungen. NM 5,80). Hier wird der Zugang zu einer unserm Gefühl und unserer Lebenshaltung ganz fremden Welt in fesselnder Weise geöffnet. — Seinen großen chinesischen Romanen läßt nun der Inselverlag ein prachtvolles japanisches Gegenstück folgen: „Die Geschichte vom Prinzen Genji“ (2 Bde. NM 16,—). Die deutsche Übertragung erfolgte nach der englischen Ausgabe von Arthur Waley, der diesen klassischen Roman Japans ins Englische übersetzt hat. Eine Hofdame der Kaiserin von Japan, Murasaki, genannt Shikibu, die um das Jahr 1000 lebte, hat durch die Aufzeichnung der Liebesabenteuer des kaiserlichen Prinzen ein einzigartiges Bild der Kultur und des Denkens der Japaner von damals geschaffen.

Zwei Romane von langem erzählendem Atem sind die Familienromane von William von Simpson „Die Barrings“ (Potsdam, Rütten & Loening. 794 S.), der die Schicksale einer ostpreussischen Großgrundbesitzerfamilie in den Jahren 1875—1900 erzählt, und der Roman von E. M. Mungenast „Die Halbschwester“ (Dresden, Wilhelm Heyne. 789 S.), der in Lothringen spielt. Beide Erzähler sind ausgezeichnet durch die Fähigkeit, in großem Fluß zu berichten und am Einzelschicksal Allgemeingültiges für ein Geschlecht und eine Landschaft auszusagen. Bei beiden ist souverän die Fülle der auftretenden Personen gemeistert, und bei beiden lebt die Landschaft in ihrer Kraft und ihrer Schicksalsformung. Bei Mungenast wird die Tragik des Grenzlandes, die über dem begnadeten Stamm der Lothringer steht, eindringlich sichtbar. Er formt eine glutvolle Legende der Lothringer, die sich bis zur Höhe des Mythos erhebt, manchmal im Märchen steckenbleibt, immer lebensbejahend, farbig und stark ist. — Von Lothringen geht der Weg nach Mecklenburg, in dem eine der reifsten Erzählungen von Hans Franck spielt: „Wippwapp“ (Dresden, W. Heyne. 285 Seiten), die mit verhaltenem Temperament und innerer Beteiligung das Schicksal eines tüchtigen

Handwerksmeisters, eines echten Mecklenburgers, schildert in seinem Aufstieg durch eigene Tüchtigkeit und seinem Verlust des Erworbenen durch die Schuld des Staates, ohne daß sein und seiner tapferen Lebensgefährtin Mut dadurch gebrochen würde. Der Staat von Weimar ist auch der Angeklagte in Ulrich Sanders Roman „Das Land Loddien“, das selbstverständlich in Pommern liegt (Dresden, W. G. Korn. 300 Seiten), in dem der verzweifelte Kampf pommerscher Bauern um ihre Scholle gegen die Industrie dargestellt wird, die die unter der Ackerkrume liegenden Bodenschätze in Massgräber heben will und die Bauern vertreibt, um in der Wirtschaftsnot der Nachkriegszeit selber zu erliegen, bis dann endlich die neue Zeit dem Bauern sein Lebensrecht wieder schafft.

— Auch „Marie Godglück“, der zweite neue Roman Ulrich Sanders (Berlin, Propyläen-Verlag. 289 Seiten), ist ein pommersches Kind. Sie überwindet in der Geradheit ihres Wesens und der Richtigkeit ihres Herzens innerlich das Schicksal, ein uneheliches Kind zu sein, und wird dank ihrer Lebenssicherheit, siegreich in allen Kämpfen und Nöten, zur Wärme- und Kraftspenderin ihrer Umgebung mit einem mehr als glücklichen Ende. — In Schlesien spielt der Roman von Wilhelm Dzialas „Die grünen Kronen“ (Dresden, W. G. Korn. 421 Seiten), der das Leben eines jungen schlesischen Glashüttenbesitzers erzählt, der in Frankreich nicht nur Freundschaft und Liebe, sondern auch erst das richtige Verhältnis zur engen Heimat findet, in die er zu tätiger Arbeit zurückkehrt. Das Buch ist auch ein dichterischer Beitrag zur Möglichkeit französisch-deutscher Verständigung. — Ein Bekenntnis zur Kraft des Lebens und der alles überwindenden Macht der Liebe ist Helmut Paulus' Roman „Der Ring des Lebens“ (Dresden, W. Heyne. 484 S.). Paulus weiß um den Sinn und die Geheimnisse des Lebens grade in einfachen Herzen, und er hat genügend seelische Kraft, sie transparent werden zu lassen. — Der Glaube an das Leben und die Liebe trägt auch das Buch von Peter A. Steinhoff „Der Schatten Gottes“ (Berlin, J. A. Herbig. 278 S.), in dessen Mittelpunkt die Gestalt eines prachtvollen, wirklich be-

rufenen evangelischen Pfarrers steht, und die neue Erzählung von Walter Kramer „Die heiligen Nächte“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 283 S.), in der Kramer in gewissem Sinne seine Novelle „Heimgang in Flandern“ fort- und zu Ende führt. Hier hat das Kriegserlebnis den Weg zum tätigen Leben erschlossen, denn der Sinn der sieben Geschichten, die durch eine Rahmenerzählung zusammengehalten werden, ist es, durch die Toten die Lebenden zu einem Leben in Arbeit und soldatischer Zucht zu mahnen. — Ein eigenwilliges Werk ist der Roman von Otto Wirz „Rebellion der Liebe“ (Erlenbach-Zürich, Eugen Dentsch. 175 Seiten), in dem er die Liebe eines entzückenden jungen Mädchens und eines reifen Mannes, eines Schweizer Artillerieobersten, mit Zartheit, Feinheit und einer für den Mann sehr sympathischen Selbstironie erzählt. — Zwei Bücher von innerer Heiterkeit und Laune bescheren uns Edgar Maas mit seinem Roman „Werdelust“ (Berlin, Propyläen-Verlag. 275 Seiten) und Wolf Heinrich von der Mülbe „Das Märchen vom Rasierzeug oder Die Zauberlaterne“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,50). Edgar Maas, dessen „Werdun“ niemand vergessen kann, kommt jetzt mit einem Buche echten Lebenshumors, in einem ganz persönlichen barocken Stil, in dem er um die Schicksale Hamburger Kinder das ganze Hamburg in Ober- und Unterschicht erfassen läßt. Wolf Heinrich von der Mülbe nennt sein Märchen vom Rasierzeug mit Recht einen phantastischen Roman, denn hier sind in einem Reiche jenseits der Grenzen der strengen Wirklichkeit, in einem Ritterroman mit romantischer Ironie, mit verschwenderischer Fülle grotesker und toller Einfälle Witz und Humor so durcheinandergewirbelt, daß ein befreiendes Lachen den Leser beschwingt.

*

Unter den kurzen Erzählungen und gesammelten Novellen ist eine ganze Reihe guter Leistungen zu nennen. Wir beginnen mit Werner Bergengruens Novelle „Die drei Falken“ (Dresden, Wilhelm Heyne. RM 1,80), in der dieser geborene Erzähler in einem Ausschnitt aus einer

kleinen Stadt alle Register des menschlichen Herzens von edler Größe und wahrem Herzensadel, hier verkörpert im Sinnbild des Falken, bis zur niedrigen Gemeinheit in verhaltener Spannung spielen läßt. — Ein anderer Meister der Novelle, Otto Freiherr von Taube, vereinigt vier Erzählungen unter dem Titel der Eingangsnovelle „Das Ende der Königsmarks“ (Merseburg, Friedrich Stollberg. RM 2,80). Ein Thema beherrscht diese Novellen, das Lutherwort „Lass fahren dahin“, das in innerer Musikalität am Schicksal des schwedischen Feldherrn Königsmark ebenso wie in dichterischer Umwelt und auch im Alltagsleben abgewandelt wird. — In der „Kleinen Bücherei“ (München, Langen-Müller. Jeder Band RM 0,80) sind erschienen: Wilhelm Pleyer, „Im Gasthaus zur deutschen Einigkeit“, Geschichten aus Böhmen, in denen Pleyers 1923/24 geschriebene Kalendergeschichten zusammengefaßt sind; Wilhelm Koll, „Urlaub auf Ehrenwort“, vier Erzählungen und ein Gedicht, alle um die Angel des Krieges; Erwin Wittstock, „Niesen und Riesken“ und Sätze aus den Werken von Hans Grimm unter dem Titel „Glaube und Erfahrung“, die unter dem auszeichnenden Motto stehen: „Ich habe eine einzige Leidenschaft, die heißt Deutschland“. — Die Verlagsbuchhandlung J. A. Herbig, Berlin, bringt von Anton Schnack eine Sammlung guter Prosa unter dem Titel „Der gute Nachmittag“ (RM 1,50), von dem Franzosen Jules Supperville zwei seine Legenden „Ochs und Esel bei der Krippe“ (RM 1,50) und von dem 1900 jung verstorbenen Amerikaner Stephen Crane sieben Erzählungen, „Das blaue Hotel“ (RM 2,50). — In „Grotes Ausfaat-Bücher“ erschienen fünf Novellen von Wilhelm Dorn „Der Kampf mit dem Schatten“ (Berlin, G. Grote. RM 1,60), die in der Heimat des jungen Dichters, dem Vergissenen Land, spielen. Zwei weitere Bände der Ausfaat-Bücher bringen Gedichte: Ruth Schaumann, „Der Siegelring“ (RM 2,—) und Lina Staab, „Jahr der Liebe“. — In G. Fischers Bücherei sind

unter dem Titel „Demeter“ sechs Erzählungen vereinigt von Manfred Hausmann (NM 1,50). — Friedrich Deml bringt unter dem Titel „Das irdische Abenteuer“ (Herder, Freiburg. NM 3,60) neun Erzählungen und ein episches Gedicht, in denen er die geheimnisvollen Mächte sichtbar werden läßt, die alles Tun, auch das geschichtliche Geschehen, beherrschen. — Zum kommenden sechzigsten Geburtstag von Robert Walser gibt Carl Seelig eine Auswahl aus seinem Schaffen: „Große Kleine Welt“ (Erlenbach-Zürich, E. Rentsch. NM 4,—), die allen Freunden dieses feinsinnigen Schweizer Dichters willkommen sein wird. — Erhard Wittke, dem wir das starke Kriegsbuch „Durchbruch Anno achtzehn“ verdanken, beschert uns eine starke, männliche und von echtem Gefühl getragene Novelle „Bewährung der Herzen“, Erlebnisse eines deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich (Dresden, W. Heyne. 213 S.). — Eine Geschichte aus jungen Tagen schrieb Veit Bürkle um die erste Liebe zwischen zwei jungen Menschen, in der er mit dichterischer und behutsamer Hand das Frühlingserwachen schildert: „Über die Schwelle“ (Heilbronn, Eugen Salzer. NM 2,40). — Eine postume Gabe von Rudolf Presber ist die Sammlung seiner schönsten Erzählungen und Geschichten „Der bunte Kreis“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. NM 4,80), die zwanzig fröhliche und optimistische Kurzgeschichten vereinigt. — Der Verlag Die Rabenpresse, Berlin, hat den Mut, Talentproben junger Schriftsteller zu bringen, die Interesse und Beachtung verdienen: Heinz Flügel „Verzauberte Welt“ (NM 3,50), in der vier Erzählungen, die im Zwischenreich des Wirklichen und des Märchens spielen, vereinigt sind, H. P. Uhlenbusch „Der Mann im Mantel“, vier Erzählungen, die einen Totentanz in Prosa darstellen (NM 3,20), Kilian Kerst „Bann“, eine Erzählung, in der sich im kleinsten Kreise durch Einbruch von außen Schicksal entwickelt bis zu letzter Verstrickung in Mord und Tod (NM 3,—). — Martin Luserke erzählt in „Die Ausfahrt gegen den Tod“ die letzte Unternehmung seines Gensadmirals Brederode, den wir aus Haske

dem Wassergeusen kennen (Berlin, Propyläen-Verlag. NM 2,20). — In Ostpreußen spielt Willy Kramps Erzählung „Die Herbststunde“ (München, Langen-Müller. 136 S.), in der mit dichterischem Gefühl ein junger Ostdeutscher Menschen des Ostens in Verstrickung, Ringen und Lösung hinstellt. — Zum sechzigsten Geburtstag von Karl Röttger ist ein Band erschienen „Das Unzerstörbare“ (Leipzig, Paul List. 188 S.), in dem drei seiner legendären Erzählungen, die aus eigener Kindheit und aus seinem Leben ihren Stoff nehmen, zusammengefaßt sind. — Drei Erzählungen vereinigt auch Julius Lothar Schückings Buch „Suchende“ (Berlin, West-Ost-Verlag. NM 2,—), in denen erstes Ringen sich offenbart. — Von Josef Ponten sind in dem Bande „Novellen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 552 S.) zwölf seiner besten Erzählungen vereinigt aus der Schaffens-ernte der Jahre 1918–1925. — Hans Joachim v. Reichenstein gibt unter dem Titel „Magnet Bonanza“ dreizehn Goldgräbergeschichten aus Nevada heraus (Potsdam, Ernte-Verlag. 171 S.), in denen in harter Echtheit Schicksale der vom Golddurst gepackten Menschen kräftige Wirklichkeit werden. — Eines der geistig bedeutendsten und tiefsten Bücher dieses Jahres ist der Band „Erzählungen und Prosa“, in dem erstmalig die Novellen, Tagebücher und Aufsätze Henry von Heislers zusammengefaßt sind als erster Band der gesammelten Werke (Leipzig, Karl Rauch. 232 S.). Eine kurze biographische Würdigung Heislers von Hermann Rinn ist beigelegt. — Von Will Vesper ist eine Gesamtausgabe seiner Novellen unter dem Titel „Geschichten von Liebe, Traum und Tod“ erschienen (München, Langen-Müller. NM 5,50).

*

Zu Gerhart Hauptmanns 75. Geburtstage ist erschienen „Das Abenteuer meiner Jugend“ (Berlin, S. Fischer. 2 Bände. NM 12,—). Diese beiden gut ausgestatteten Bände sind zur nahen Kenntnis Hauptmanns, seines menschlichen und dichterischen Werdens unentbehrlich, denn diese Darstellung seiner ersten 25 Lebens-

jahre ist mit einer sympathischen Distanz zum eignen Werke geschrieben und vermittelt so einen tiefen Einblick.

Von Hermann Löns' „Der Werwolf“ ist eine Jubiläumsausgabe in einem schönen Geschenkband erschienen (Jena, Eugen Diederichs. RM 5,80), die Löns' verbreitetstes Werk, das im 500. Tausend nun vorliegt, diese packende Erzählung von harter Selbsthilfe aus der deutschen Notzeit des Dreißigjährigen Krieges, durch siebzehn charaktervolle, in ihrer Kraft und Herbhheit ganz den Stil und die Art von Löns treffenden Holzschnitten von Hans Pape in noch weitere Kreise tragen wird.

Rudolf Pechel.

Von Sommer, Herbst, Tieren und Menschen

II.

Nachkrieg

Der Wille zur heroischen Steigerung ist das Gesetz, darunter das so vielfältige, ausgedehnte, alle Bereiche und alle Stile des Dichterischen virtuos umfassende, von einem brennenden, eifernden Haß gegen das Ephemere erfüllte Schaffen Rudolf Borchardts steht. Dieser Wille läßt dann wohl eine Liebe in der Nachkriegszeit als einen Privatkrieg gegen die Zeit, die Liebeserfüllung als ein strategisches Ziel, den Weg dahin als taktische Aufgabe erscheinen, und so setzt Rudolf Borchardt über seinen Roman den Titel einer berühmten kriegswissenschaftlichen Schularbeit „Vereinigung durch den Feind hindurch“ (Wien, Bermann-Fischer. 332 S.). Ein verabschiedeter Offizier und die letzte Nachkommn eines gräßlichen Geschlechts, nach dem Zusammenbruch von 1918 aus der Geborgenheit in die Unsicherheit, in die Leere und Blöße völliger Verlorenheit gestürzt, ringen nach dem Grundsatz Moltkescher Kriegsführung „getrennt marschieren, vereint schlagen“ um eine neue Lebensform; sie kämpfen gegen die Zeit, gegen den Feind ihres Lebens, gegen den Widersacher alles Lebens, der sich ihnen in der Gestalt eines Industriekapitäns entschleiert, in der der Erzähler — der Roman ist in seinem Hauptteil im Frühjahr 1931 geschrieben — das Bild Ivar Krengers zeichnet, dessen klägliches Ende er hell-

sichtig der Wirklichkeit vorwegnimmt. Kampf und Verwirrung, Gefährdung und Erlösung der Liebenden sind mit starker Eindringlichkeit dargestellt. Das Wort, mit Kraft und Leuchtkraft, funkelndem Glanz, Zauber und dichterischer Gültigkeit wie mit einem gefährlichen Sprengstoff geladen, ist unerhört kunstvoll behandelt; ist bewußt, mit der klaren Absicht, selbst das Einfache, Alltägliche in die höchste Bedeutsamkeit zu steigern, eine Aussage einmalig und unwiederholbar zu geben, gesetzt und zu einem Gebilde erzählender Prosa vernietet, von dem selbst noch in der Übersteigerung, im nur Gekünstelten eine seltsame Verückung ausgeht.

Das subetendende Volksleben während des Krieges und im Nachkrieg und das Schicksal eines ins Reich heimgekehrten Sudetendeutschen sind Gegenstand des Erzählten in drei neuen, gewichtigen Büchern, auf die nachdrücklich hingewiesen sein soll, weil sie weiteste Beachtung fordern: Friedrich Bodenreuth „Alle Wässer Böhmens fließen nach Deutschland“ (Berlin, Hans von Hugo und Schlottheim. 347 S.); Wilhelm Pleyer „Die Brüder Zommahans“ (München, Langen-Müller. 331 S.); Rudolf Fischer „Söhne ohne Väter“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanst. 376 S.). Bodenreuth zeigt am Bilde eines jungen Deutschen, dessen Weg und Erlebnis in die Gültigkeit des großen Gleichnisses gehoben sind, die politische, gesellschaftliche und menschliche Situation des Deutschtums in Böhmen auf; zeigt, wie es noch unter dem Doppeladler Habsburgs bedrängt, wie es im Kriege schon verfolgt, mit lähmendem, zermürbendem Mißtrauen behandelt und unter den neuen Herren dann völlig gefesselt, jeder Willkür und Verfolgung anheimgegeben wurde. Dem nach einem langen Wege heimkehrenden Christopher Jakobs aber wächst aus dem Willen zur Heimat, aus dem Willen zum Leben in Kampf und Verzicht eine neue Hoffnung zu — das Reich, dahin alle Wässer Böhmens fließen.

Versucht dieser Roman, die Bedrängung des Deutschtums in der Tschechoslowakei in ihrer Ganzheit zu gestalten, so zeigt Wilhelm Pleyer mit seiner großen Dichtung vom Leben des Dorfes Lubigau, vom

Leben der Brüder Tommahans und vom Sterben der drei ältesten Tommahänse das deutsche Bauernvolk in seinem Kampf gegen die tschechische Entnationalisierungspolitik. Hier wird um jede Hofstelle, um jede noch von Deutschen gehegte Ackerbreite ein heftiger Krieg geführt, ein Krieg im geheimen, unter der Oberfläche des Lebens, und darum um so heftiger; ein Kampf, in dem die deutschen Bauern nur ihr Leben, ihr zähes, entsagungsvolles Festhalten an der Volkheit, ihre unermüdliche Arbeit gegen die geheimen, tückischen Waffen des Wirtschaftskrieges, gegen die papierernen Waffen der Erlasse und Verfügungen, gegen die silbernen Kugeln des Auskaufs und die bleiernen Kugeln des Überfalls zu setzen haben. Es ist ein Buch vom deutschen Volkstum, darin die weltgeschichtlichen Kräfte und das weltpolitische Amt der Dichtung sichtbar werden; es ist ein Buch, das jeden angeht, jeden Deutschen und jeden Fremden — was letztlich um nichts weniger wichtig scheint.

In Rudolf Fischers Roman von den Söhnen ohne Väter ist es das Reich selber, das ein junger Sudetendeutscher nach dem Kriege auf der Suche nach neuer Bestätigung und neuer Hoffnung durchwandert. Bestätigung seines unter der größeren Gefährdung wachseren Volksbewußtseins wird ihm bei seinem Kreuzzuge durch dieses arme, zu Tode getroffene Reich zuteil, das er, an allen Fronten kämpfend, in Verufen, Beschäftigungen und mensch-

lichen Bindungen erlebt, die ihn mit allen Schichten und allen Parteiungen des Nachkriegsdeutschlands zusammenführen; die Hoffnung aber, die dieses Reich ihm bei seiner Heimkehr auf die böhmische Erde mitgeben kann, ist sehr gering; ist nur noch der Glaube des in allen Feuern zum Manne Gebrannten, der nur sich selber noch verlässlich findet und alles aus sich allein, aus seinem kühlen Mut und seiner Unerforschtheit, erwarten muß. Fischer gibt einen überlegen gefassten, überlegt, mit geistiger Eleganz erzählten Querschnitt durch das Deutschland des Nachkrieges; gibt die Entwicklungsgeschichte eines jungen Mannes, die so etwas wie eine andere „Education sentimentale“ — eine sehr deutsche, aber doch sehr weltgütige — ist, die des Jahrgangs 1900 etwa.

„Zwei Deutsche im Urwald“ (Potsdam, Ernte-Verlag. 274 S.) ist ein Buch des Berichts, darin der Anonymus „Pas“ fesselnd, in dramatischer Belebtheit von den Erlebnissen, Abenteuern und Gefährdungen erzählt, die zwei junge Deutsche in Argentinien und Brasilien durchstanden. Ein Buch, das mit gutem Recht den Untertitel „Ein Buch ungebrochener Lebenskraft“ führt, und das einen ausgezeichneten Einblick in die Härte des brasilianischen, und das bedeutet ja zumeist des deutschen, Kolonistenlebens gewährt.

E. K. Wiechmann.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Michael Freund, Berlin — Professor Dr. Kurt Windelband, Berlin — Dr. Meinulf Küsters, Wörrishofen — Dr. Walther Pahl, Berlin — Dr. A. A. Lindt, Berlin — August Scholtis, Berlin — Dr. Bernhard Düll und Traute Düll, Hamburg — Gerhart Pohl, Wolfshau — Hans Paschke, Berlin — Werner Vergengruen, Söllen bei München — Edwin K. Wiechmann, Bernau bei Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald. Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig. Insektstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schirmelster, Leipzig • DL IV. Bj. 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

Die Tyrannei der Seele

Eine Psychologie des „Common Sense“.

Von Sir Bampfylde Fuller. Autorisierte Übertragung von Dr. Albert Wellek, Leipzig.
VII, 261 Seiten mit 1 Tabelle. 1937. gr. 8°. Kartontiert RM. 11.—

Geistige Arbeit: Das Buch gehört zu jenen Werken philosophischen Inhalts, welche das Ergebnis eines nüchternen, dabei aber scharfsinnigen und geistvollen Nachdenkens über alle möglichen Erscheinungen des menschlichen Lebens sind. Das darüber hinaus noch besonders Reizvolle liegt darin, daß es sich bei Fuller um eine hochgestellte politische Persönlichkeit handelt, bei welcher praktische Menschenkenntnis, die Voraussetzung jeder tiefblickenden Psychologie, unmittelbar zum alltäglichen Berufe gehört. Vieles wird in einem neuen Zusammenhang erblickt und geistvoll durchleuchtet, weil Fuller dem unbewußten Seelenleben unserer mannigfachen Antriebe und Gefühle eine weite Betrachtung einräumt, ohne dieses Unbewußt-Seelische als ultima ratio zu preisen.

Psychologie der Wissenschaft

Von Prof. Dr. Richard Müller-Freienfels, Berlin. VIII, 254 Seiten. 1936. 8°. RM. 8.40

Unsere Welt: Das Buch ist flüssig geschrieben. Das Studium möchte man jedem empfehlen, der in dem Kampf um den Wert der Wissenschaft Klarheit wünscht. Der Wissenschaftler, gleich welchen Faches, aber auch der Laie, können aus dem in Rede stehenden Buch lernen. Es hat den das Studium wesentlich erleichternden Vorteil, daß die theoretische Erkenntnis überall durch anschauliche Beispiele, die allen möglichen Wissensgebieten entnommen sind, erläutert wird. Nebenbei und wohl ganz unbeabsichtigt frischt es wieder und füllt es auch manche Lücke im Allgemeinwissen auf.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Soeben erschienen:

Dr. med. Alfred Brauchle

Leitender Arzt der Klinik für Naturheilkunde am Rudolf-Hefz-Krankenhaus, Dresden

Naturheilkunde in Lebensbildern

491 Seiten mit zahlreichen Textbildern über Kuranwendungen und 16 Bildtafeln

Leinen RM. 11.—, geheftet RM. 9.—

Es gibt zwar nicht wenige Werke über die Geschichte der Medizin, aber in keinem ist die Naturheilkunde auch nur in einem entfernt zureichenden Maße dargestellt. Zum ersten Male wird hier die Naturheilbewegung und das Leben ihrer großen Vorkämpfer erschöpfend behandelt. Das Werk umfaßt die Lebensbilder und die Behandlungsmethoden von Hippokrates an bis zu den Lebenden. Trotz allem wäre diese „Naturheilkunde in Lebensbildern“ nur ein medizinhistorisches Werk, wenn nicht der praktische Arzt, der Kliniker mit umfassender Erfahrung die Feder geführt hätte. „Es ist meine Hoffnung“, schreibt Brauchle im Vorwort, „daß niemand dieses Buch aus der Hand legen wird, ohne einen Gewinn für seine Lebensführung gehabt zu haben.“

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Die Deutschen im In- und Ausland mögen aufhorchen

bei dem Erscheinen dieses Buches! Es ist Deutschland! Alles, was man an Aufschluß über Land und Leute wünscht, was man braucht, ist da vorhanden! In tadellosem Druck, mit herrlichen Bildern und einem vorbildlichen Text!“

(Deutsche und Schweizer Telegraphen-Information, München)

„Pflug ist jahrzehntelang wahrhaft fanatisch dem deutschen Phänomen nachgewandert und nachgereist. Seine Betrachtung Deutschlands ist wie eine unendliche Melodie. Er hat alles mit knappsten Mitteln so eingeordnet und abgewogen, daß es in der seelischen wie wirklichen Luft und Farbe steht, die ihm gebühren. Er gab einen farbigen Abglanz des wirklichen Phänomens. Das Buch wird seinen Weg machen, weil es lebendig mit allen deutschen Lebensgebieten verknüpft ist und sich im Sinn modernsten Bildungstrebens an alle im Volk wendet.“

(Dr. Eugen Diesel in der Deutschen Rundschau)

„Die in dem ersten Teil vorgenommene Vorstellung Deutschlands hat eine außergewöhnliche Höhe, die bis jetzt wohl noch kaum in einem Handbuch zu finden war. Es steckt eine Fülle von Wissen und Eigenerfahrung in dieser Betrachtung Deutschlands, wir kamen zu diesem Aufschlusse bisher nur durch Heranziehung vieler Werke der einzelnen Wissenszweige. Hier liegt uns eine Arbeit vor aus einem Guß, deren künstlerische Gestaltung von Anfang bis Ende fesselt.“

(„Deutschland“, Berlin, Dezember 1937)

„Hier findet man das, was man sucht, will man das Wesentliche einer Landschaft oder einer Siedlung in seinen Grundzügen erfassen.“ (Leipziger Neueste Nachrichten, 19. 12. 1937)

Deutschland

Landschaft / Volkstum / Kultur

Ein Handbuch von Dr. Hans Pflug. 645 Seiten Text, 130 Abbildungen auf 64 Tafeln, 39 Zeichnungen und 2 farbige Karten. — In Leinen RM. 6.50, Halbleder RM. 8.50.

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

Vor der Jahrhundertmitte

Verstrickung – Gefahr – Verheißung

Ist es die Erinnerung an die friedlichen Jahrzehnte vor dem Großen Krieg, welche den weltpolitischen Zustand seither als übermäßig angespannt und kaum mehr mit den gewohnten Mitteln lenkbar erscheinen läßt? Es kann diese Erinnerung allein nicht sein, denn für frühere Notzeiten ist keine der unseren entsprechende Weltstimmung nachgewiesen, die ja alle Völker auf der Erde gleichzeitig in nie abreißender Spannung, Ungewißheit und Sorge erhält. Überhaupt ist der Zustand auf Erden, wenn man den Blick von Einzelheiten des Lebens und der Politik aufs Ganze lenkt, ohne Analogie. Mehr als je hinken darum die Vergleiche und lügen die Prophezeiungen, welche aus ähnlichen Zuständen und Ereignissen der Geschichte auf ähnliche Folgen, von einem früheren politischen Ablauf auf Form und Dauer eines Regimes, von Erscheinungen im Kulturleben auf „Verfall“ oder „Aufstieg“ schließen. Der „Verfall“ des Römischen Reiches mit seinen Cäsaren, Massen, Gladiatoren ist für solche Prophezeiungen bis zum Überdruß ausgebeutet worden, obwohl eine Unzahl von heute mitspielenden Umständen und Mächten trotz mancher äußeren Ähnlichkeit ganz andersartig zu bewerten sind als die Erscheinungen einer Zeit, in welcher der Kreis ums Mittelmeer die Welt bedeutete. Unser Weltzustand ist nun einmal in bedeutenden Hinsichten völlig beisspiellos (wenn auch, was selbstverständlich ist, vieles Einzelne an frühere Zeiten erinnert). In dem gespannten Gefüge des neuen Weltzustandes sind durch die Volksmassen, Riesenarmeen, die Menge der Wirtschaftsgüter, den Verkehr und vieles andere verblüffend neue Quantitäten aufgetreten, und damit haben sich auch die Qualitäten des sozialen Gefüges, die psychologischen Situationen, die Anpassungs- und Dressurverhältnisse des Menschen, die Art des Handelns, der Organisation, des Krieges mannigfach verändert. Alte Werte und Symbole versinken, und neue suchen sich an ihre Stelle zu setzen.

Es ist nun so, daß wir uns zwar in einer sehr gewandelten Gesamtlage auf Erden befinden, im großen und ganzen aber, mit Hinblick wenigstens auf die Weltpolitik, wenig neuartig denken und die entsprechende Handlungsweise im besten Falle erst zu ertasten suchen. Die politische Weltrevolution ist den Revolutionen einzelner Nationen noch nicht nachgefolgt. Das Deutsche Reich, Italien, Rußland und in Ansätzen andere Völker haben auf ihre Weise und entsprechend den Umständen und Ideen ihrer verschiedenartigen Revolutionen neuartige Qualitäten der Epoche sichtbar werden lassen, und hier wird viel neuartiger gelebt als in England, Frankreich, Skandinavien usw. Aber aus der neuen Weltlage heraus zu einer alle Völker gleichzeitig bewegenden politischen Erkenntnis oder Haltung*,

* Natürlich meinen wir hiermit nicht Übereinstimmung in sachlichen Konflikten oder die Verschmichtigung einzelner Streitpunkte, sondern einen neuen universalen politischen Stil, der die Politik in Übereinstimmung mit der neuen Problematik bringt.

zu einem wahrhaft modernen Verfahren bei den politischen Auseinandersetzungen zu kommen, das ist noch nicht geglückt. In der internationalen Weltpolitik bedient man sich also vorwiegend der alten Denkweise und Mittel, man zeigt das gleiche psychologische Verhalten wie früher, vor allem in Ländern wie England, Amerika, Frankreich, welche durch die Größe ihrer Hilfsmittel, Glück im Kriege oder Sicherheit ihrer Lage Vorzüge genießen, die Gefahren und Gesetze dieses merkwürdigen Zeitalters noch nicht in ihrer vollen Schärfe wahrnehmen und an den Ideen des neunzehnten Jahrhunderts hängen. Das Völkerkonzert vermag also nicht aus der neuen Weltlage heraus wirksam zu handeln, sucht nur die nächstliegenden Probleme zu lösen und die Lösung allgemeiner Probleme zu verschleppen. Neue Weltpolitik ist nicht oder nur in unzureichenden Ansätzen wahrzunehmen.

Die neue Weltepoche entzieht sich, wie gesagt, dem Vergleich mit den Zuständen der Vergangenheit auf mehr als eine Weise. Die Totalität der Weltverflechtung, die Umwertung von Zeit und Raum, die Gleichzeitigkeit des politischen Bewusstseins aller Völker, die Veränderung der äußeren technischen Hilfsmittel und das Auftreten ungeheurer Volks- und Menschenmassen usw. verhindern auch zunächst die „autarke“ Beruhigung und endgültige Festigung der Völker *nur in sich*. Sie werden unbarmherzig gezwungen, in der chaotischen Weltmaschinerie mitzuwirken. Viel zu viele möchten darin freilich das Haupttriebwerk, beileibe nicht nur der Auspufftopf, eine Ventilschindel oder die Brennstoffzuführung sein. Übernationale Bestrebungen laufen durch die Spießrutenstraße der totalen Nationen, die sich durch völlige Durchorganisation und Einsatzfähigkeit im Sinne national-politischer Zweckmäßigkeit auszeichnen.

★

Machtentfaltung und Aufrüstung stehen im Mittelpunkt aller heutigen Politik, gleichsam als das oberste Gesetz einer energiegeladenen Zeit und doch zugleich als eine merkwürdige Unfähigkeit, die sich ankündigenden Weltzustände auf andere Weise Gestalt gewinnen zu lassen, als durch „totale“ Kriege. Während dieser beispiellosen Militarisierung ist die Welt von der bösen Ahnung erfüllt, daß es nicht gelingen werde, mit der Rüstung rechtzeitig innezuhalten. Das Übermaß der einsehbaren Mittel muß schließlich eine kaum vorstellbare Explosion hervorrufen. Sehr unsicher erscheint die Lenkung des weltpolitischen Prozesses in der Weise, daß sie die Verheißungen unseres Zeitalters ohne vorherige gräßliche Not verwirklicht. Das Übermaß der Mittel stellt in Frage, ob die kriegsrischen Maschinerien einen höheren politischen Sinn noch fruchtbar erfüllen können, also klare Entscheidungen herbeizuführen geeignet sind, oder ob sie nicht ganz vorwiegend den Charakter verzweifelter Versuche der Selbstbehauptung aufweisen. Alle Welt wähnt sich auf beispiellose Weise gefährdet und angegriffen. Die Existenz als Nation erscheint unmöglich ohne eine bis zur äußersten Grenze getriebene Aufrüstung. Nie wird vom Angriff als vom Zweck der Aufrüstung gesprochen, die offizielle Ideologie ist überall die Verteidigung. Jeder Angriff wird propagandistisch als Verteidigung getarnt, viel sorgfältiger und ausschließlicher als in früheren Zeiten, und sogar die Kriegserklärungen werden vermieden.

Man spürt das Ominöse der Kriege und führt sie doch, ihnen dabei mit propagandistischen Künsten den Charakter wahrer Kriege absprechend.

Aber der weltpolitische Zustand fordert nun einmal das Übermaß der Rüstungen, welche sich so lange steigern müssen, bis die neuen Qualitäten der Welt erkennbar und anerkannt werden. Hiermit werden sich auch geistige Richtlinien, sittliche Erkenntnisse und politische Taten einstellen, welche die heutigen Zustände im allgemeinen wie im besonderen abzulösen berufen sind. Die Rüstung ist für den, der die erstaunliche Neuartigkeit der Weltlage begriffen hat, eine unvermeidliche Begleitererscheinung der die Welt umgestaltenden großen Prozesse. So notwendig sie zunächst ist, so gefährlich ist sie auch, weil man ihre Folgen schließlich nicht mehr beherrscht und sich fatalistisch in die Katastrophe hineinbegibt, anstatt vorher zur notwendigen Erkenntnis und Tat zu gelangen. Die Menschen sind eben doch zu unzulänglich, als daß sie anders als durch eine entsekkliche Erfahrung belehrt werden könnten.

Ebenso sehr wie die Weltlage die große Rüstung fordert, ebenso wenig scheint es auf die Dauer mit ihr gehen zu können. Der paradoxe Satz „es geht und es geht nicht“ gilt in dieser Epoche des Überganges überhaupt für sehr viele Vorgänge. Es geht ohne Eroberungen ebenso wenig wie mit Eroberungen. Es geht mit der Freiheit ebenso wenig wie ohne Freiheit, mit einem Übermaß von Lenkung ebenso wenig wie mit zu geringer Lenkung. Es geht ebenso wenig kapitalistisch wie antikapitalistisch. Es geht nur mit den alten, seit Jahrtausenden bekannten politischen Methoden, und es geht gar nicht mehr mit diesen Methoden. Solche Paradoxe gibt es zahllose in diesem krampferfüllten Zeitalter. Seine tolle Energie bringt die Vorzüge wie die Nachteile riesenhaft zur Geltung, aber das Maß der Dinge ist zerstört. Die Rüstung erinnert an wehrhafte Einseitigkeiten im Reich der Natur. Unser Zeitalter trägt die Aufrüstung als das vorwiegende Symbol seiner Politik am Kopf wie der Narwal seinen spiralig geformten, erstaunlich verlängerten Stoßzahn.

★

Man muß sich fragen, ob sich denn große Völker überhaupt noch entscheidend besiegen, vernichten und ausschalten können. Dazu treten weitere Fragen. Kann ein europäisches Volk noch so kolonisieren wie früher? Kann das Britische Weltreich aus den Fugen gebracht werden? Kann es selbst andere Gruppen aus den Fugen bringen? Hätte ein Aufruhr der farbigen Völker gegen Europa überhaupt die Art von Folgen, wie man sie oft prophezeien hört? Kann China von Japan beherrscht werden? Schon die Folgen des Weltkrieges bezeugen ein Mißverhältnis zwischen dem erreichbaren Sieg und dem Nutzen, den man von diesem Siege haben kann. Entweder muß man nach solchen Kämpfen im Grenzzitalter wirklich den Mut haben, den Gegner „total“ zu vernichten, oder man muß ihn leben lassen und feststellen, daß ein Volk und ein Reich wieder über die Gehege eines Friedensvertrages hinauswächst und daß sich auch ohne Schwertschlag Machtumlagerungen größten Stils vollziehen. Nach einem neuen Weltkriege würde man wahrscheinlich entdecken, daß man die neuen durch Friedensverträge umrissenen Tatsachen weder vollziehen, noch hinnehmen, noch überhaupt wünschen kann, und

daß sich die ersehnten Jahrzehnte eines echten Friedens noch viel weniger (von den Siegern und zum Vorteil der Sieger) herstellen lassen als nach dem Weltkrieg. Solche berechtigten Zweifel deuten auf einen Zustand, der über die alten politischen Methoden und über die alte Art der Völkerordnung und Problemabwägung ganz und gar hinausgewachsen ist. Einzelne politische Entscheidungen und Kräfteverschiebungen scheinen unerhört an Wert verloren zu haben, weil wir alle im gleichen großen Neße zappeln. Wir leben in einem gestaltlosen, jedenfalls noch nicht gestaltbaren politischen Zustand sehr unheimlicher und analogieloser Art, wir stehen vor den Toren eines neuen Zeitalters und vermögen nicht darauf zu antworten, ob wir in die Anarchie hineingleiten oder in eine neue Zeit mit höchst eigentümlichen neuen Gesetzen, welche die Maßstäbe vernichten, mit denen wir heute noch das Weltgeschehen zu beurteilen suchen. Die Abmessungen der herausziehenden Vorgänge würde man sich im Verhältnis zur alten Weltpolitik etwa so vorzustellen haben, wie die moderne von unglaublichen Energien durchzogene Welt der Kraftmaschinen, Hochöfen, Ozean- und Luftriesen im Verhältnis zur Welt der Geräte, Werkzeuge, Spinnstühle, Postkutschen und Kleinstädte. In dem Augenblick, in welchem es uns gelingt, eben dies Verhältnis im politischen und sozialen Leben überall zu erblicken, es quantitativ und qualitativ zu begreifen, beginnen wir erst, wie wir schon hervorhoben, der Zeit und der Zukunft angemessen zu denken und zu urteilen.

Die Zukunft gestaltet sich offenbar zunächst durch immer wiederkehrende ungeheure Versuche der *Erzwingung*. Das Ausmaß dieser Erzwingungen auf den verschiedensten Gebieten ist das, was dem Zeitalter mitten in der Verwirrung sein heroisches und energisches und zielbewusstes Gepräge verleiht. Aber die Summe der Erzwingungen wird auf der ganzen Welt zu einem anderen Endergebnis führen, als man jetzt annehmen möchte. Schon die militärischen und politischen Erzwingungen des Weltkrieges haben zu einem anderen Ergebnis geführt, als es den Soldaten wie den Politikern vorschwebte.

Wir schließen aus alledem auf einen ganz außergewöhnlichen Übergangszustand zwischen Epoche und Epoche. Ein durch Jahrtausende geprägter alter Zustand versinkt, ein neuer Zustand meldet sich auf verblüffende Weise an. Wir werden uns an eine unerhörte Gefahr und Unsicherheit, an einen unberechenbaren Universalprozeß zu gewöhnen haben, der keineswegs auf das „Glück“ von Individuum, Völkern und Menschheit abgestellt ist. Auf einer neuen Ebene wiederholt sich die Unsicherheit der Vorzeit, der Traum von einem friedlichen und glücklichen Dasein ist zunächst ausgeträumt. Seelenlos wuchern die Organisationen und Maßnahmen als mechanische Schutzwälle gegen die allorts drohende Anarchie. Friede ohne Friede, Krieg in Friedensform, Friede als ewiger Krieg, ein ewiges Taumeln am Rande eines vulkanischen Allkrieges, diktatorisch niedergehaltene Explosionsgefahr in Permanenz, das „Glück“ immer mehr in Sturmumwehte Dasein verwiesen! Ist es das, was von nun an sein wird? Läßt sich etwas Derartiges überhaupt ertragen? Gewöhnt sich der Mensch wirklich an alles? Steht hinter alle dem eine seelische Ermattung, Friede aus Verzweiflung und Gleichgültigkeit und Dumpfheit, nicht aber aus dem Sieg einer klaren Lebensform? Nun, wir wissen

nichts, und wir prophezeien nichts. Eins aber ist sicher, daß nämlich alles zu den seltsamsten Vorgängen, Gestungen, Ordnungen, Zuständen weitergärt und weitertreibt.

★

Während wir die Tatsache eines heraufziehenden neuen Weltzustandes anerkennen, melden sich Zweifel. Im großen und ganzen ist ja der Mensch der gleiche geblieben, und gewiß sind auch viele politische Grundprobleme seines Daseins unverändert die alten. Immer noch handelt es sich um Essen, Trinken, Kleidung, Liebe, Familie, Ehrgeiz, Arbeit, Vergnügen, um Landbesitz, Sichausbreiten, Städte bauen, Kolonisieren, Handel treiben, Werke schaffen, Staatssysteme entwickeln, Kriege führen, zudem um die Schaffung der Mittel und Werkzeuge für all diese Zwecke und Ziele. Wenn heute die Italiener Abessinien erobern, die Japaner sich Chinas zu bemächtigen und sich dort auszubreiten trachten, die Araber Palästinas sich gegen die Fremdherrschaft empören, eine zur Macht gekommene Schicht in Rußland sich mit allen Mitteln zu behaupten versucht und in Spanien der Bürgerkrieg wütet, so sind das Vorgänge, die nichts wirklich Neues aussagen. Ist es doch sogar eine Zeitmode, das ewig Menschliche in unserer Politik mit dem verblüffend ähnlichen ewig Menschlichen der Vergangenheit zu vergleichen! Aber insgesamt sind unsere einzelnen Zustände doch — und das ist hier das Entscheidende und Neue — in einen vom früheren sehr abweichenden Weltzustand eingebettet. Sie werden vom Bewußtsein der Menschheit keineswegs in der Weise aufgenommen, wie man früher Kriege und Eroberungen hinnahm. Abessinien, Spanien, China, Mittelmeer, Bolschewismus, Faschismus, Nationalsozialismus — alles bleibt in höchst gefährlicher „totaler“ chemischer Reaktion. Wenn es irgendwo brennt, dann steigt sofort die Temperatur in aller Welt. Im Einzelnen also geht vieles nach alter Analogie und nach bekannten Gesetzen vor sich, aber keiner dieser Vorgänge ist auch nur einigermaßen so abschirmbar, wie es noch im neunzehnten Jahrhundert der Fall war. Die politischen Vorgänge sind nur noch in ihrer totalen Einordnung zu bewerten, die erforderlichen Erkenntnisse indessen sind allein schon wegen des Übermaßes der mitwirkenden Elemente unerhört schwer zu gewinnen, und die Lenkung der Vorgänge ist von entsprechender, fast zweifelhafter Schwierigkeit. Überall auf Erden herrscht das Gefühl vom erschreckend Vorläufigen und lähmend Ungewissen der Vorgänge und Zustände. Auch die kräftigste Teilentscheidung bleibt mit dieser Unsicherheit behaftet. Erzwingungen und Entscheidungen von welthistorischer Gebärde werden sehr rasch hinfällig und vergessen, belanglos erscheinende Kleinigkeiten hingegen können Lawinen auslösen. Alle Welt weiß, daß die wahre Weltpolitik des Zeitalters erst auf die Szene zu treten hat. Inzwischen werden viele Betrachtungen über die geopolitische Lage, wirtschaftliche und sonstige Interessen, neue Mächtegruppierungen, Farbig und Weiß, den Stillen Ozean und die Wirkung des Flugzeugs angestellt. Denkt man schon an Machtentfaltung und Kriege, so ist die Frage, ob denn irgendeine Machtgruppe, selbst nach einem geglückten Kriege, der g a n z e n W e l t (dieses Problem wäre dann tatsächlich gestellt!) ihr Gesetz vorschreiben könnte. Würde man einen Weltfrieden oder wenigstens einen befriedigenden Weltzustand herbeizuführen

vermögen? Unter dem Gesichtspunkt der Machtfülle und inneren Verwandtschaft, über welche eine siegende Gruppe mit solchen Zielen verfügen müßte, kämen heute nur die verbündeten Reiche der Angelsachsen in Betracht. Aber einer Verbündung des Britischen Weltreiches und Nordamerikas stehen große Schwierigkeiten im Wege, und was außerhalb des angelsächsischen Machtbereiches liegt, stellt sich so eigenwillig und machtvoll dar, daß eine angelsächsische Weltherrschaft in dem Sinne, wie die Römer den alten Erdkreis beherrschten, nicht durchführbar erscheint. Noch viel weniger durchführbar aber erscheint irgendeine andere Vorherrschaft. Wahrscheinlich ist nur, daß die Zukunft des zwanzigsten Jahrhunderts während eines Kampfes um die angelsächsische Stellung geformt werden wird.

Vorherhand fühlt man, daß die einzelnen Völker sich wie zu ungeheuren Sprüngen zusammenkauern und aus dem Käfig auszubrechen drohen, in welchen sie die moderne Entwicklung und die Erreichung des Grenzzustandes gepreßt hat. Die ganze Welt ist infolge der vollzogenen Teilung der Erde und der Zunahme der Bevölkerungen wie ein einziger großer Käfig geworden, besser gesagt, es gibt viele vernachbarte Käfige. Überall bereiten sich Sätze von Käfig zu Käfig vor (Japan-China!). Die Dinge wälzen sich fort wie in ungeheuren politischen Nachtmaren. Immer abenteuerlichere Sprünge in dieser verkäfigten Welt werden in den kommenden Epochen zeigen, worauf wir zusteuern. Der Dompteur der Neuzeit ist noch nicht gefunden. Einige Gruppen scheinen in sich gebändigt, aber die Bändigung des Gesamtzustandes steht noch aus. Ist sie vollziehbar?

★

Noch einmal erinnern wir an die weitgehende Unwandelbarkeit des Menschen. Die alte menschliche Substanz verharrt in eigensinniger Bosheit und ewiger Güte. Wir sehen sie in einer gründlich veränderten Welt nach wie vor in Wirkung. „Plus que tout change, plus reste toute même chose.“ Es war der große Fehler des neunzehnten Jahrhunderts, von einer Änderung der Umwelt eine entsprechende Änderung der Verhaltensweise des Menschen zu erwarten. Aber es ist ein ebenso verhängnisvoller Fehler, zu glauben, die Welt wäre die gleiche geblieben und man müsse versuchen, mit den alten Methoden darin zurechtzukommen. Man kann weder über das Beharren vieler menschlicher Eigenschaften noch über die Veränderung der Umwelt hinwegspringen. Technik, Wissenschaft, Organisation und ihre Folgen ausschalten zu wollen, bleibt utopisch, abgesehen davon, daß damit eine Katastrophe ohnegleichen verbunden wäre. Eine Reihe von menschlichen Verhaltensweisen und die politischen Grundprobleme ausschalten zu wollen, ist indessen ebenfalls utopisch.

Es bleibt nur die Vorstellung, daß die Umwelt sich nach und nach sowohl durch Evolutionen wie durch Revolutionen so umlagert, daß sie als weniger fremd und unbeherrschbar empfunden wird, sich gleichsam wieder auf natürliche Weise um den Menschen und die Völker lagert. Das Zeitalter der mechanischen Organisation und der künstlichen Erzwingung wiche dann einem solchen krampfloseren Wachsens und Wirkens, und in Zukunft würde wieder mehr Vertrauen auf die ewig im Menschen bewährten Kräfte gesetzt, die um so mehr in den Mittelpunkt

allen Wirkens treten müssen, weil ohne sie die Aufgaben der Epoche in keiner Weise zu lösen sind. Zu einer Zeit, in welcher der Weltzustand umschlägt, müssen freilich alle wirtschaftlichen, politischen, sozialen Aufgaben fast hoffnungslos schwierig erscheinen. Aber vor der aus der Ruhe des Herzens und der inneren Sicherheit ausstrahlenden Macht, die sich mit Freude und Tatkraft paart, wird die Weltwirrnis weichen. Wir vertrauen auf die Männer dieses Schlages unter allen Völkern der Erde.

Der geistige wie der sittliche Weg, das organisatorische wie das seelische Bestreben, das politische wie das kulturelle Wollen der Zukunft wird Erfolg haben, wenn ein schwer ausdrückbares Bewußtsein vom Rechten und Richtigen und vom rechten und richtigen Maß eine Weltstimmung hervorruft, aus der heraus die Dinge sich verheißungsvoller behandeln lassen als durch die Summation noch so zahlreicher wirksam erscheinender Maßnahmen und überhasteter Erzwingungen. Die Lösung dadurch, daß wir alles auf einen möglichst gewaltigen Nenner bringen, ist mehr als zweifelhaft, die Vernichtung der vielen anderen Nenner, die Gesetze des Lebens sind, ist gefährlich und führt an den Rand des Abgrundes. Es gilt ja dann nicht mehr das herrlichste Gesetz auf Erden, das Gesetz vom Maß, dem die wahre Macht und Herrschaft auf die Dauer einzig und allein entspringen. An die Stelle echter Macht mit ihrer stillen und mächtigen Wirkung und ihrer leichten und doch festen Lenkung setzt sich allzu leicht das Gewalttsame. Freilich ist es eine unerhört schwere, aber um so lohnendere Aufgabe, in diesem gigantischen Weltprozeß das ewige Maß der Dinge zu bewahren oder, wo es zerstört wurde, wieder aufzufinden.

Die Organisation der Massenwelt wird — so notwendig sie in Erscheinung treten mußte — auf die Dauer den Weltprozeß allein nicht richtig zu tragen und zu meistern imstande sein. Bei den verschiedenen Versuchen der organisatorischen Totalität handelt es sich um Initialzündungen, welche die Weltmaschine des zwanzigsten Jahrhunderts nach einem neuen Verfahren wieder in Gang bringen. Aber die großen strukturellen und geistig-sittlichen Wandlungen werden jeweils erst aus den Vorgängen und Ereignissen selbst allmählich erkennbar, ertastbar und gestaltbar werden. Und hier beginnt das Wirkungsfeld der Menschen, die die wichtigsten Menschen der Zukunft sein werden: die innerlich Sichereren, die ruhig Gestaltenden, die wesenhaft Herrschenden.

Als das erstaunlichste Ereignis des zwanzigsten Jahrhunderts wird dereinst ins Bewußtsein treten das Fortschreiten der Umlagerung aller Dinge bis zur Erreichung eines neuen und auf ewige Werte gegründeten Lebens. Ohne Zweifel wird die kaum mehr analysierbare Unsumme von Vorgängen, Entwicklungen und Ereignissen eines Tages, den Notwendigkeiten des Zeitalters und der Sehnsucht der Menschen entsprechend, sich in tausend verborgenen Kanälen unterirdisch vereinigt haben und einen unerhörten Stimmungs- und Lebensumschwung herbeiführen. Das wäre, wenn man so will, ein Augenblick weltgeschichtlicher Gnade.

Vier Jahre Frankreich

Unter dem allgemeinen Vorbehalt, ohne den es unstatthaft wäre, im zeitgeschichtlichen Geschehen zu unterstellen, daß es irgendwo mit einem bestimmten Ereignis beginne und sich jahrweise begrenzen lasse, darf man wohl behaupten, daß für die Lage, in der sich gegenwärtig Frankreich befindet, der 6. Februar 1934 ein Stichtag gewesen ist. Dieses Datum eröffnet, als in den Straßen um das Palais Bourbon Polizisten und antiparlamentarisch demonstrierende Zivilistenmassen einander beschießen, eine Periode von weitreichender Bedeutung, und innerhalb ihrer breitet sich für den Betrachter ein erster Abschnitt aus, der gegenwärtig, vier Jahre später, abschließt. Er bildet das Vorgelände für künftige Ereignisse, die vermutlich noch viel bedeutsamer ausfallen werden, wenn heute auch weder die Grundzüge ihres Ergebnisses noch Einzelheiten zuverlässig vorausfagbar sein mögen. Die vergangenen vier Jahre nehmen in der Geschichte allerdings sämtlicher Großstaaten einen besonderen Rang ein. Überall hat sich in dieser Zeit an dem Bestehenden Sinnfälliges verändert, und die Erwartung kommender, das Gegenwärtige an Tragweite noch überbietender Dinge ist nicht für Frankreich allein charakteristisch. Was sich in Frankreich in dieser Zeit zugetragen hat, verläuft überdies in einem engen, oft ursächlich definierbaren Zusammenhang mit den Tatsachen und Unternehmungen der übrigen europäischen, sogar — wenn man Sowjetrußland nicht zu Europa rechnen will — außereuropäischen Staatenwelt. Manches, das sich dabei in Frankreich und an seiner internationalen Position geändert hat, kann der Chronist belegen als die Auswirkung außerfranzösischer Vorgänge, und anderes, das sich außerhalb Frankreichs gewandelt hat, wäre vielleicht unterblieben, wenn gewisse innerfranzösische Sachverhalte ihm nicht Vorschub geleistet hätten. Die gleiche Ursachenverknüpfung läßt sich an allen übrigen Staaten beobachten. Gleichwohl bleibt es ratsam, den Weg, den ein Land innerhalb einer bestimmten Zeitspanne zurücklegt, und die Aussichten, die sich ihm ankündigen, zuvörderst aus seiner eigenen heimischen Disposition zu begreifen, aus den Guthaben, die es besitzt oder entbehrt. Macht man diesen Versuch im Fall Frankreichs, so stößt man auf das genannte Datum, und schon in der Art und Weise, wie sich der 6. Februar 1934 im Verlauf der letzten vier Jahre den Franzosen selber jeweils zur Erinnerung präsentiert hat, findet man angedeutet, warum und wie gerade dieser Tag für Frankreich zu einem historischen geworden ist. In den Jahren 1935 und 1936 war er die Gelegenheit zu Feierlichkeiten, bei denen man auf der Rechten, genauer bezeichnet: in den faschismusbegeisterten Formationen, proklamierte, am 6. Februar 1934 sei der erste Sturm auf die „Bastille der freimaurerischen Republik“ geglückt; im Jahre 1937, nachdem die faschistischen Verbände aufgelöst und ihre Agitationen lahmgelegt worden waren, gab Blum die Gegenparole aus: der 6. Februar gehöre in die Ehrenliste der Linken, da in der Abwehr, die er herausforderte, die Linke sich siegreich zur Volksfront geeinigt

habe. Und diesmal? Es spricht manches dafür, daß in diesem Jahre jede laute Kundgebung unterbleiben sollte. Weder die Linke noch die Rechte hat, wenn sie die letzten vier Jahre mit klaren Sinnen betrachten, Anlaß, sich mit jenem Datum zu brüsten. Der Tag ist der Parteiengeschichte entwachsen. Seine unmittelbaren Auswirkungen haben die Rechte längst enttäuscht, und seine mittelbaren Folgen drängen seit Ende 1937, unaufhaltbar scheinend, über die bloße Tatsache der Volksfront und einer von ihr parlamentarisch gestützten Regierung hinaus. Der 6. Februar gehört heute in die französische Nationalgeschichte, und der Platz, der ihm darin angewiesen ist, dürfte für keinen nachdenklichen Franzosen mit Freudenfeiern vereinbar sein. Wie verhält es sich damit? Was hat sich in diesen vier Jahren in Frankreich verändert, und aus welchen näher- und tieferliegenden Ursachen?

Die Tatsache, daß Frankreich heute nicht mehr das ist, was es vor vier Jahren vorstellte, springt so handgreiflich in die Augen, daß sie nicht näher umschrieben zu werden braucht. Verändert hat sich die internationale Position des Staats, und ein Wandel ist im Gange in den innern Verhältnissen. Was Frankreich vor vier Jahren war, ließ sich damals konkret, positiv angeben. Auf einen summarischen Nenner gebracht: außenpolitisch betrachtet, die Großmacht, die, pochend auf Verträge und fußend auf eigenen und verbündeten Militärrüstungen, fast unangefochten den Kontinent reglementierte, geleitet von Vorstellungen der klassischen Tradition: Isolierung Deutschlands, gute Nachbarschaft mit England, einer monopolhaften Sicherheitsdoktrin und dem Widerstand gegen jedwede Revision des Territorial- und Relationsstatus. Innenpolitisch betrachtet, eine liberal-bürgerliche Laienrepublik, wo man sich den Luxus erlaubte, einen imponierenden Zustand wirtschaftlicher Wohlhabenheit und sozialer Stetigkeit durch eine Höchstleistung an unfruchtbarem und unstabilem Regierungsbetrieb zu kompensieren. Heute gibt es davon weder das eine noch das andere, und auch dem eifrigsten Nachdenken dürfte wohl mißlingen auszufundschaffen, wie solche Zustände demnächst wiederkehren könnten. Dem jungen Franzosen, der sich heute mit der Erforschung der seinem Vaterland im Jahre 1938 gestellten Aufgaben journalistisch oder sonstwie die politischen Sporen verdienen möchte, wird wohl manchmal zumut sein, wie seinen Altersgenossen vor gut hundert Jahren, denen Talleyrand versicherte, wer nicht vor 1789 gelebt habe, wisse nicht, wie köstlich das Leben sein kann. Was den Franzosen, den natürlichen Schülern der Descartes und Pascal, das Leben gegenwärtig so unköstlich, so unendlich macht, ist nicht so sehr, daß diese alte gute Zeit von vor 1934, dieses insulare Idyll im Schatten des Kriegsglücks und angesichts revolutionschwangerer Nachbarn, unwiderruflich dahingegangen sei, sondern es ist ihr eigenes Unvermögen, die Dinge von heute und für morgen auch nur zu definieren. Ohne eine Formulierung dazustehen, von dem Tatbestand, mit dem man leibhaftig zu tun hat, nicht eine Definition zu haben, das ist ein Zustand, der den Franzosen annutet wie das Übel aller Übel, schlimmer als die Gewißheit naher Gefahr. Und wer im Lande hätte heute eine solche Formel, sei es für das, was Frankreich international bedeutet und zu erwarten hat, sei es für das, was in seinem eigenen Haus sich zu-

trägt und ankündigt! Nur Negatives, allenfalls endlos Hypothetisches vernimmt man zur Antwort, wenn der Franzose, diese rassigewordene Skepsis, fragt, woran er nun, nachdem vor vier Jahren die Nachkriegsstabilität abbrach, eigentlich sei.

Über die Gründe, aus denen die Veränderungen erklärt werden können, besteht, was die Einzelheiten angeht, keine Übereinstimmung. Wie könnte das anders sein, da die Ereignisse noch so frisch sind und da wohl in keinem zweiten Land Europas das historisch-rationalistische Denken, als eine Methode zur Legitimierung der Standpunkte, so sehr wie in Frankreich ein Element der politischen Defensive und Offensive ist! Übrigens haben die politischen Fronten, wenn sie sich gegenseitig die Verantwortung für das Geschehene nachsagen, in einem gewissen Sinn alle gleich recht. Keine nämlich kann einen reinen Schild vorweisen, und auch von den Personen, die seit Ende 1933 in der Regierung, im Parlament oder auf andern wichtigen politischen Posten, einschließlich der Opposition, Frankreich vertreten haben, hat bis auf wenige Ausnahmen jede ihr Maß von Mitschuld zu tragen. Es ist bequem und sogar plausibel, wenn die Linke Herrn Laval anklagt, er habe durch die Sabotierung der englischen Völkerbundpolitik die Liquidation der entmilitarisierten Rheinlandzone zu verantworten, einen Vorgang, der wie kein zweiter Frankreichs europäischer Position geschadet hat. Nicht minder vertretbar ist, wenn die Rechte heute den Radikalsozialen wieder vorhält, sie hätten, statt einer klaren bürgerlichen Koalitionspolitik, auf deren Basis eine stabile, auch im Ausland respektierte Regierung hätte entstehen können, eine demagogische Parteipolitik betrieben, in deren Verlauf die Finanzen ruiniert, die Wirtschafts- und Sozialverhältnisse verwirrt und die Armee vernachlässigt worden sei. Aber wen können solche und ähnliche Argumentationen befriedigen? Sie sind unnütz. Wenn eine Erklärung des Vergangenen mehr Sinn haben soll als bloße agitatorische Selbstrechtfertigung oder Analyse um der Analyse willen, dann muß, was sie ausagt, auch geeignet sein, in künftiger politischer Praxis fruchtbar zu werden. Eine politische Wahrheit muß, selbstverständlich, immer auf einer absoluten Wahrheit beruhen, aber ihre Eigentümlichkeit ist, daß sie einen pragmatischen, in Handeln und Verhalten umkehrbaren Charakter hat, und es ist dabei immer ein einziger, ein Kerngedanke, auf den die Diagnose sich konzentriert.

Untersucht man unter diesem Gesichtswinkel die Meinungen, die das politische Frankreich über seine letzten vier Jahre äußert, so darf man sich nicht an Einzelheiten halten und auch nicht an eine Betrachtung auf kurze Sicht, sondern man muß zusehen, was über die allgemeinen Züge, über die Generalursachen der Veränderungen an Vorstellungen von längerer Gültigkeitschance besteht. Man wird dann bemerken, daß die Ansichten im Grunde gar nicht so weit auseinandergehen, wie es auf den ersten Blick scheint, und daß auch, den Gedanken zu Ende gedacht, die künftigen Dinge wenigstens in der Problematik ihrer langfristigen Entscheidung zutage treten. Es gibt einen Punkt, an dem die Meinungen, wenn nicht vollzählig, so doch in weit überwiegender Mehrheit sich treffen. Er steckt in der These, daß die Krise, in der sich Frankreich befindet, eine Vertrauenskrise sei, und daß die Ausbrüche an Aufstand und Gegenaufstand, die sich im Innern ereignet haben und vermutlich noch kommen werden, verursacht seien durch den Mangel an Ver-

trauen, der zwischen Regierung und Bevölkerung die Verbindung unterbrochen habe. Dieser Mangel an Vertrauen, so kann man die These fortführen, enthalte den Keim für die Uneinigkeit, für die Widersprüche, die seit Anfang 1934 so drastisch im Vordergrund der französischen Geschichte auftreten, und daraus schließlich sei die Aktions- und Orientierungslosigkeit entstanden, die Frankreich in den letzten vier Jahren Etappe um Etappe seine europäische Vorzugsstellung gekostet habe. Die These ist, was den innerfranzösischen Sachverhalt anbelangt, augenscheinlich richtig, und in einem tiefern Sinn läßt sich aus ihr auch manches ableiten, was das Verständnis für die so wenig erfolgreiche Außenpolitik erleichtert. Aber wie müßte eine Regierung aussehen, der die Bevölkerung vertrauen würde?

Was sich in den vier Jahren seit 1934 in Frankreich ereignet hat, besagt, auf eine einfache Formel zugespißt, daß sich die Apparatur der Verfassung heil halten konnte, weil die republikanischen Traditionsgruppen, voran die Radikalsozialen, in dieser Zeit gegen den in politische Bewegung getretenen Teil des Bürgertums, der am 6. Februar auf die Straße gezogen war, den in sozialer Bewegungsbereitschaft befindlichen Teil der handarbeitenden Massen auszuspielen vermochten. Die Gründung der Volksfront im Sommer 1935, der Rücktritt Laval's Anfang 1936, die Kammerwahlen im Mai desselben Jahres, die Regierung Blum einen Monat danach und auch noch die erste Regierung Chautemps im Juni 1937 waren Termine in diesem Prozeß. Aber die Vertrauenskrise ist dabei nicht gelöst worden. Die beiden Regierungen der Volksfront konnten zwar die aktive Bedrohung der Verfassung, die sich in den „fascistischen“ Formationen und Tendenzen anzeigte, abwehren; sie vermochten sogar, dem Mißtrauen, womit der eine Bevölkerungsteil ihnen die Mitarbeit (und seine Ersparnisse) verweigerte, eine Zeitlang das Vertrauen entgegenzuhalten, das der andere Bevölkerungsteil ihnen demonstrativ und parlamentarisch versicherte. Aber das war eine Scheinlösung. Minus mal Minus ergibt in der Politik nicht Plus. „Die Klammer, von der die Volksfront als eine ideologische Einheit zusammengehalten wird, besteht in der Vorstellung von einer Kommunisten, Sozialisten und bürgerliche Linke gemeinsam und vordringlich im Innern bedrohenden Gefahr. In dem Ausmaß, wie es der Regierung Blum oder sonst einer Volksfront-Regierung gelingen wird, dieser Gefahr den Boden zu entziehen und das Regime zu sichern, verliert das Gebilde der Volksfront seinen eigenen Boden unter den Füßen*.“ Das ist es, was in Paris seit Monaten die Geschäftsführung erschwert. Die handarbeitenden Massen sind, einmal vor vier Jahren in Marsch gebracht, nicht bereit, sich wieder, gleich dem Mohr, in die Kulisse zur Statisterie zurückzuziehen. Der bürgerliche Staat, zu dessen Erhaltung sie aufgeboten werden mußten, ist nicht das, was ihren Wünschen entspräche, und sie selber passen in dem Zustand, in dem sie sich als Arbeiter und Menschen heute befinden, nicht in die Funktion eines Garanten der liberalen Dritten Republik. Aus diesen Tatsachen, die sich in den Ereignissen um die Jahreswende und seither veranschaulicht haben, rechtfertigt sich der Ein-

* Siehe „Die Regierung der Volksfront“, Beitrag des Verfassers im Juliheft 1936 der „Deutschen Rundschau“.

druck, daß mit dem Beginn des Jahres 1938 ein neuer, wichtiger Abschnitt in der Zeitgeschichte Frankreichs bevorsteht. Die französische Bürgerdemokratie, die zwischen 1934 und 1938 bewiesen hat, daß sie imstande war, sich gegen die aus ihren eigenen Reihen, aus dem Dritten Stand, hervorgegangene Bedrohung zu schützen, und zwar mit den ihrem Staat verfassungseigentümlichen Mitteln des Parlaments und des Wahlrechts, wird nun zu erproben haben, ob sie auch mit der aus dem Vierten Stand neu heraufgezogenen Gefahr fertig zu werden versteht.

Die Frage, die sich damit stellt, ist für die europäische Staatsgeschichte nicht neu. Es gibt kein Land von moderner, technischer Zivilisation, das sich mit ihr nicht schon zu beschäftigen gehabt hätte. Frankreich hinkt mit seiner sozialen Problematik hinterdrein. Die Frage ist in einem Teil Europas auf konservative Weise gelöst worden, in einem andern ist daraus, nachdem sich solche Lösungsversuche als trügerisch erwiesen, eine Revolution oder ein Staatsstreich geworden, wobei vom ursprünglich bürgerlichen Staat zumeist nicht viel mehr übrigblieb. Ungemein vieles, was sich im Fall Frankreichs heute als historisches und soziologisches Vergleichsmaterial heranziehen läßt, spricht dafür, daß die Aussichten für eine konservative, den Vierten Stand einbürgernde Lösung erheblich größer sind als für einen Staatsstreich oder gar eine Revolution. Frankreich ist ein natürlich wohlhabendes, beinahe aus eigenem Boden lebensfähiges Land mit einer auf gesunden Menschenverstand und logisches Denken erzogenen Bevölkerung; durch seine gesamte Geschichte, auch in der Zeit der Feudalität und des Königtums, geht ein deutlicher, überragender Zug von Bürgerlichkeit; seine Industriearbeiterschaft hat zwar zu einem beträchtlichen Teil ihren Sitz in der Hauptstadt, also an der politisch empfindlichsten Stelle, aber sie beläuft sich auf höchstens ein Viertel der Bevölkerung; sie ist — und nicht ohne Recht — unzufrieden mit ihren materiellen Lebensbedingungen, aber nur verschwindend wenige sind erwerbslos; Frankreich hat eine Erfahrung im Wandel der Regime hinter sich wie keine andere europäische Nation; die Armee ist in der Leitung und Truppe republikanisch staatsreu; das Parlament besteht aus zwei Kammern, von denen die eine konservativ ist, und beide balancieren gegeneinander; sofern dem Franzosen ein Begriff wie „Weltanschauung“ und ein Erlebnis wie das eines „Mythos“ überhaupt zugänglich sind, decken sie sich für neun Zehntel der Bevölkerung mit den (als christlich empfundenen) Ideen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; und schließlich steht denen die das republikanische Regime verkörpern, der Anschauungsunterricht von anderthalb Jahrzehnt europäischer Staatskrise und deren lokaler Auswirkung zu Gebot. Einer Prognose, die sich an solche und ähnliche Argumente hält, läßt sich allerdings auch manches entgegenhalten, und darunter einiges, das wohl besonders ernst genommen werden muß. Das eine ist, daß dort in Europa, wo die konservative Lösung der Vertrauenskrise des bürgerlichen Staats wirklich und für dauernd gelungen ist, die bestehende Verfassung niemals nötig hatte, sich durch eine gegenrevolutionsartige Bewegung des Vierten Standes zu sanieren. Das zweite ist, daß sie bisher nur dort gelang, wo die parlamentarische Demokratie nicht absolut verwirklicht war, sondern bloß relativ, das heißt im Rahmen einer

entweder von Königtum und Kirche autoritativ gekrönt oder (wie in der Schweiz) föderativen, uralten Verfassung. Das dritte schließlich ist, daß Frankreich heute und wohl auch noch für geraume Zeit in einer internationalen Atmosphäre lebt, die ihm schwerlich Zeit und Nerven gönnt, um den komplizierten, von ständigem Hin und Her und von Leerlauf begleiteten Weg zu gehen, der vor jeder konservativen Lösung zurückgelegt sein will.

★

Der vorstehende Text wurde gesetzt, bevor am 14. Januar das Kabinett Chaumemps zurücktrat. Die Ereignisse, die sich während der Regierungskrise, der längsten, die Frankreich seit 1932 erlebt hat, zugetragen haben, und die Bildung der neuen Regierung Chaumemps verdeutlichen die Diagnose, die hier gegeben wurde, aktuell und sinnfällig. Zwischen der ersten und dieser zweiten Regierung Chaumemps besteht ein Unterschied, der Beachtung verdient. Er liegt darin, daß die Vertrauenskrise, die bereits dem ersten Kabinett Chaumemps im Lande die spontane Gefolgschaft des sozial streitbaren Teils der Handarbeiter entzogen hatte, nun offen übergegriffen hat auf die parlamentarische Repräsentanz dieser Schichten. Die Kommunisten haben sich von der Regierung getrennt, die Sozialisten distanzieren. Das neue Kabinett gleicht bedenklich jenem, mit dem derselbe Chaumemps am 27. Januar 1934, genau vor vier Jahren, stolperte und den 6. Februar einleitete. Die Vertrauenskrise wird an dieser Stelle, gewissermaßen Gewehr bei Fuß, nicht haltmachen. Die Realität, die einmal die Volksfront war, wird weiter zerbröckeln. Ob die Krise sich, wenn Chaumemps demnächst kapitulieren muß, noch mit dieser Kammer, und falls Neuwahlen ausgeschrieben werden sollten, überhaupt noch mit den üblichen Mitteln formal-parlamentarischer Legalität lösen läßt, ist zweifelhaft. Man kann sich heute kaum vorstellen, daß Frankreich die Voraussetzungen für eine seine Existenzbedingungen sichernde Innen- und Außenpolitik wiedererlangen könnte, ohne daß der Prozedur, die in den Jahren 1936 und 1937 zur Vernichtung der rechtsrevolutionären Formationen führte, die Ergänzung folgt, bei der die Autorität eines bürgerlich-demokratischen Staates die linksrevolutionäre Gefahr von heute, voran die kommunistische Agitation, unter Einsatz körperlicher Gewalt einzudämmen hätte. Wird ein solcher Versuch, der vermutlich überraschend glatt gelingen würde, gewagt werden, und wann und wie? Diese Fragen werden in den nächsten Monaten die französische Tagespolitik beherrschen, und von ihrer Beantwortung wird vielerlei abhängen, auch außerhalb Frankreichs.

Sozialismus in Frankreich

Nur mit Mühe erkennt der ausländische Beobachter klare Linien in den sozialen Kämpfen Frankreichs. Wenn wir den „Allgemeinen Gewerkschaftsverband“ und seinen Generalsekretär Jouhaux betrachten, so bietet sich uns das Bild eines Ringens um verbesserte Lebenshaltung der Arbeiterschaft, ähnlich wie wir es auch kennen. Der Generalsekretär der C. G. T. — ehemals Zündholzarbeiter, jetzt einer der Leiter der Bank von Frankreich und führende Persönlichkeit im obersten Wirtschaftsrat des Landes — ist ein Mann, dessen Gehirn unablässig in Ziffern arbeitet, in der Errechnung von Kraft- und Widerstandsmöglichkeiten, ein Mann, der um jeden Preis den Erfolg will. Und da er sich nun einmal auf die Seite der Arbeiter geschlagen hat, so will er eben den Erfolg in der Richtung der Lohnerhöhungen, der Verkürzung der Arbeitszeit, des bezahlten Urlaubs, der Fürsorgemaßnahmen usw. Der „Plan“, der bei der Vereinigung der sozialistischen und kommunistischen Organisationen festgelegt wurde, betraf folgende Punkte:

1. Beseitigung der Krise: Programm für die öffentlichen Arbeiten und Kampf gegen die häuerliche Not,
2. Verstaatlichung des Kredit- und Bankwesens,
3. Verstaatlichung der Schlüsselindustrien,
4. Einsetzung eines nationalen Wirtschaftsrates.

Es gibt Leute, die in Jouhaux, der der Repräsentant von fast 3000 Gewerkschaften, das will sagen von etwa 5 Millionen Menschen ist, den wahren Beherrscher Frankreichs sehen, und es ist wohl selbstverständlich, daß der Mann, der seinerzeit der Aufforderung Blums, in die Regierung einzutreten, widerstand, der es ablehnt, die ihm anvertrauten Organisationen in das Fahrwasser enger politischer Gebundenheit geraten zu lassen und ihnen dadurch nicht nur die Freiheit, sondern vor allen Dingen die Macht erhält, häufig genug in der Lage ist, der Regierung seinen Willen auszudrücken. Seine größten Schwierigkeiten liegen an anderer Stelle: innerhalb des „Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes“ spielt sich ein Kampf um die führenden Posten ab. Schon vor längerer Zeit hat sich der Generalsekretär des Verbandes Nord, Dumoulin, in den „Syndicats“ dahin geäußert, daß man die Gewerkschaften vor der „Kolonisierung“ durch die Kommunisten bewahren müsse. Der „Allgemeine Gewerkschaftsverband“ befinde sich in einer Wachstumskrise. Seine Mitgliederzahl habe sich in aller kürzester Zeit von einer Million auf fünf Millionen erhöht. Man habe die zur Lenkung solcher Massen nötigen Kadres nicht schnell genug schaffen können, und nun sei die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, daß überall, wo ein Sozialist zögere, eine Verantwortung zu übernehmen, ein Kommunist in eine leitende Stellung hineinschlüpfe, der stets der Unterstützung durch seine Partei sicher sein könne. Dumoulin äußerte seine Meinung dahin, daß vor allen Dingen die politische

Tätigkeit sich auf Städte, Gemeinden und Wahlkreise zu beschränken habe und daß Fabriken und Werkstätten der Gewerkschaftsbewegung vorbehalten bleiben müßten. Er warf den Kommunisten vor, daß sie den Versuch machten, die Gewerkschaftszellen zu ihren Parteizellen zu machen.

Diese kommunistische Taktik ist deshalb so gefährlich, weil der französische Arbeiter auf einem Niveau und unter Verhältnissen gelebt hat, die die große Masse z. B. der deutschen Arbeiter als völlig unwürdig betrachten würde. Die Wirtschafts- und Sozialreformen haben dem französischen Arbeiter nur einen Teil dessen gegeben, was die Arbeiter anderer Länder längst als ihr gutes Recht betrachten. Die alten Arbeiterführer wissen das sehr wohl und sind sich auch darüber klar, was überhaupt zu erreichen ist, und was voraussichtlich nicht erzielt werden kann. Von den fünf Millionen Gewerkschaftlern waren vier Millionen bis vor kurzer Zeit „Wilde“, und diese vier Millionen, die plötzlich den Himmel auf Erden zu sehen glauben, sind nun nicht mehr in Schranken zu halten. Vier Millionen Menschen setzen aber selbst einen Mann wie Jouhaux unter Druck, besonders da in dem entscheidenden Punkt der Erfolg ausblieb. Trotz der Lohnerhöhungen wurde nämlich die Kaufkraft der Masse nicht gesteigert und infolgedessen ihre Lebenshaltung auch nicht verbessert. Die Gewerkschaftsführung gibt daher dem Drängen der Massen mehr nach, als es der eigenen Erkenntnis entspricht, um von ihren Leuten nicht als Verräter gebrandmarkt zu werden, und gerät auf diese Weise nicht nur in Konflikt mit der Regierung, sondern häufig genug ganz unmittelbar mit den Realitäten des Lebens. Ein Beispiel dafür ist die 40-Stunden-Woche. So präsentiert sich vor den Augen der Welt diese sichtbarste Seite des französischen Sozialismus mit dem Gepräge des marxistischen Klassenkampfes. Aber nach einem Ausspruch Jean Jaures' ist der französische Sozialismus französischen Ursprungs, französischer Eingebung, französischen Charakters. Eine Epoche wie die unsere, die so stark überzeugt ist von der Blut- und Boden- gebundenheit der geistigen Lebensäußerungen eines Volkes, wird besonderes Verständnis für diese Auffassung haben. Das Wort Jaures' lenkt jedenfalls unsere Aufmerksamkeit auf die Mentalität des französischen Menschen an sich und weist über die bloßen Wirtschaftskämpfe hinaus. Es hat zwar auch in Frankreich stets Marxisten gegeben; man denke nur daran, daß der Schwiegersohn von Karl Marx — Lafargue — Franzose war, aber die Versuche zur „Entnationalisierung“ des französischen Sozialismus haben nur Zersplitterungen über Zersplitterungen hervorgerufen. Seine eigentlichen Ahnen sind die Utopisten, und er baut mehr auf den Ideen der französischen Revolution und auf philosophischen und religiösen Grundlagen als auf den Marxschen Wirtschaftstheorien auf. Der religiöse Sozialist St.-Simon, der Genossenschaftssozialist Fourier, der Staatssozialist Louis Blanc, der Mutualist Proudhon waren bezeichnenderweise keine grundsätzlichen Gegner des Privateigentums, sondern bekämpften nur dessen Mißbrauch. Nach ihrer Auffassung sollte Eigentum nicht Recht, sondern Verpflichtung bedeuten und an die Stelle des freien Wettbewerbes eine planmäßige zentralistische Ordnung treten. Der französische Sozialismus wurde mehr und mehr zu einem philosophischen und religiösen System, dessen Kern der Sieg des Gewissens und des

Geistes, die Schaffung einer durch Ordnung, Schönheit, Freiheit und Güte bestimmten Weltanschauung bildete. Es handelte sich dabei weniger um die Solidarität des Proletariats als um die der Menschheit; nicht um Interessen, sondern um Humanität. Diese Form von Sozialismus, zu der eine nur vom Arbeiterinteresse diktierte und auf Enteignung aller Produktionsmittel eingestellte Wirtschaftspolitik nicht paßt, erklärt sich aus der geistigen Struktur des Franzosen. Das französische Volk ist das Volk der mittleren Linie, des Ausgleichs, das danach strebt, Extreme durch eine versöhnliche Formel einander anzunähern. Dieses Streben nach der mittleren Linie kennzeichnet das ganze französische Leben. Die Rolle des „Français moyen“, der „classes moyennes“ ist charakteristisch dafür.

Wodurch sollte sich nun die sozialistische von den bürgerlichen Parteien Frankreichs unterscheiden?

Nach eifrigen, jahrelangen Diskussionen darüber bildete sich schließlich die Idee der „économie dirigée“ heraus, also der gelenkten Wirtschaft. Dieser Neosozialismus nähert sich in gewissem Sinne dem Neokapitalismus, zu dessen ideologischen Führern unter anderen auch der französische Völkshafter in Berlin, François-Poncet, gehört. Als aus der sozialistischen Partei, der zu jener Zeit Leute wie Marcel Déat und Maquet nicht angehörten, der Ministerpräsident hervorging, gewann die marxistische Richtung erhöhten Einfluß. Eine Enteignung aller Produktionsmittel wurde zwar nicht beabsichtigt, wohl aber die Verstaatlichung der Großbetriebe als Hauptforderung aufgestellt und in diesem Sinne eine starke Beeinflussung der Gewerkschaften ausgeübt, wie auch der Syndikalistien, die gemäß den Lehren Sorels den Gedanken der direkten Aktion in den Vordergrund stellen.

Derartige marxistische und syndikalistische Formen pflegen sich jedoch nicht lange in Frankreich zu halten; man betrachtet sie höchstens als Übergangsstadium, so wichtig sie auch zur Zeit erscheinen mögen.

Von dem Gedanken der „économie dirigée“ führt die Linie weiter zum korporativen Staat. Der Begriff des korporativen Staates ist allerdings noch sehr ungeklärt und stark umstritten. Einerseits stößt er auf das tiefe Mißtrauen des Franzosen gegenüber allem, was überhaupt mit dem Staat irgendwie in Zusammenhang steht, denn: „sowenig Staat wie möglich“ ist die Parole, die man jenseits der Grenze in allen Tonarten hören kann. Andererseits zeitigt er höchst unrealistische Konzeptionen, die in den Gedankengängen vom „Königtum des Menschen“, vom „Geistkönigtum“ und vom „Königlichen Staat“ ihren Niederschlag finden.

Es sind natürlich vorwiegend die Kreise der Wirtschaft, die der „économie dirigée“ eine starke Ablehnung entgegengetragen. Zwar sieht man zum Teil ein, daß der ungehemmte Wirtschaftsliberalismus unmöglich geworden sei, doch wehrt sich der ausgeprägte französische Individualismus gegen den Gedanken, die Wirtschaft endgültig unter die Bevormundung der Politik geraten zu lassen und dadurch die Initiative des Einzelnen zu unterbinden. Damit ist aber die Sache nicht erschöpft. Sein biologisches Denken läßt den Franzosen den nationalen Wirtschaftskörper als lebendigen Organismus erfassen mit ihm innewohnenden art-

eigenen Gesetzen, und man darf wohl sagen, daß eine fast ehrfürchtige Scheu ihn davon zurückhält, diese Gesetze, die er als Naturgesetze im wahrsten Sinne empfindet, zu beugen. Trotzdem ist selbstverständlich der französische Wirtschaftler, ebenso wie jeder andere, nüchtern genug, um Zahlen sprechen zu lassen; nicht umsonst ist der Franzose als vorzüglicher und sparsamer Hausvater bekannt.

So führte der „Temps“ im Juli des verflossenen Jahres eine bewegliche Klage über das Mißverhältnis zwischen den Preisen des Großhandels und des Kleinhandels und die Steigerung der Produktionskosten. Der Index für den Großhandel sei vom Mai 1936 bis Juni 1937 um 49% gestiegen, der für industrielle Produkte allein um 61%. Dagegen habe für den Kleinhandel in Paris nur eine Steigerung von 28% stattgefunden. Die Erhöhung der Stundenlöhne wird für fast sämtliche Industriezweige mit etwa 80% veranschlagt. Wenn man die Nebenbelastung durch Sozialversicherung, bezahlte Urlaube usw. berücksichtige, so beliefen sich in vielen Fällen die Kosten pro Arbeitskraft auf einen noch höheren Prozentsatz. Allerdings seien die Gehälter der Angestellten nicht im gleichen Maße gestiegen wie die Löhne der Arbeiter.

Jedoch haben die Produktionskosten im Ganzen um 50% zugenommen. Noch einige andere Faktoren kämen hinzu, so daß man die Zunahme der Gesamtgestehungskosten auf etwa 80% veranschlagen müsse. In der französischen Wirtschaft machen sich auch bereits Anzeichen der Ermüdung bemerkbar, jedenfalls — so betont der „Temps“ — haben die Sozialvergünstigungen die Kaufkraft der Masse nicht gestärkt.

Da man nun aber behauptet, der „Français moyen“ arbeite jeden zweiten Tag für den Staat, und da der Staat an sich dem Durchschnittsfranzosen als die Wurzel alles Übels erscheint, ist man sehr schnell bereit, von einem 50prozentigen Etatismus im Bereich der Wirtschaft zu sprechen und in ihm die Hauptursache für das ganze Wirtschaftschaos zu suchen. Es ist also kein Wunder, wenn einerseits der „économie dirigée“ mit Mißtrauen begegnet wird, nämlich bei all denen, die in ihr nicht nur eine vom Staat gelenkte, sondern von der Politik völlig beherrschte Wirtschaft fürchten, andererseits gewisse Kreise in einem organisch gewachsenen Ständestaat die einzige Rettungsmöglichkeit erblicken. Die Schwierigkeit liegt aber in dem „organisch Gewachsensein“. Alles, was man heute mehr oder weniger künstlich — um nicht zu sagen gewaltsam — schafft, ist nicht organisch gewachsen. So schrieb ebenfalls der „Temps“ vor einiger Zeit: „Die handwerklichen Zünfte entsprachen ehemals dem Stand der städtischen Wirtschaft. In dem Maße, wie sich die nationalen Wirtschaften entwickelten, vollzog sich der Fortschritt von Industrie und Handel jenseits dieser Bindungen. Wäre es möglich, dem Rahmen einer nationalen Wirtschaft eine Institution anzupassen, die auf einen kleinen lokalen Handel zugeschnitten war?“ Er fürchtet außerdem eine Verschärfung der Konflikte zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der h a l b der Korporationen.

Ferner erscheint ihm die mit einer solchen Ordnung verbundene Monopolstellung der Korporationen als eine Gefahr, und die Position des Verbrauchers zwischen herrschsüchtigen Berufsorganisationen und einem „état-gens d'armes“,

zwischen Scylla und Charybdis also, hat wohl in der Tat wenig Verlockendes. Denn dieser „état-gens d'armes“ würde die unvermeidliche Folge von sehr ausgedehnten Machtvollkommenheiten der berufsständischen Zusammenschlüsse in der angedeuteten Form sein. Soweit ungefähr die Gedankengänge des „Temps“. Mar Hermant, Präsident des „Comité général des Assurances“, hat sich bei der Jahresversammlung am 12. 4. 1937 über die Gefahren des Etatismus und der Wirtschaftsdiktatur geäußert. Hermant sagt etwa folgendes: Wohl sei — wie die Dinge zur Zeit liegen — eine Organisation der verschiedenen Berufe durch erfahrene Vertreter dieser Berufe die einzige Möglichkeit, einen vernünftigen Ausgleich zu finden zwischen einem fessellosen Existenzkampf und einer geknebelten Wirtschaft, aber es sei ein Unding, zu verlangen, daß die regionalen Berufsorganisationen in wenigen Tagen beinahe ein korporatives Gesetzgebungswerk vollbrächten: Löhne und Gehälter festsetzen, die Arbeitsbedingungen regeln, die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ordnen. Diese Aufgabe, die den Syndikaten gestellt wurde, wäre um so schwieriger, als in vielen Fällen die Anordnungen Gesetzeskraft erhalten sollten. . . . es sei durchaus nicht unmöglich, ein ganzes Netz von berufsständischen Zusammenschlüssen zu schaffen, die jedoch durch tägliche Bemühungen und durch fortwährende Verbesserungen ebenso dem Bedürfnis nach Unabhängigkeit und persönlicher Verantwortung gerecht werden müßten wie der Forderung nach einer festen Ordnung, die dem engstirnigen Egoismus einen Riegel vorschiebt. Aber Hermant sieht die größte Gefahr für die nutzbringende Tätigkeit derartiger Organisationen in dem Hineingleiten in die Diktatur des Staates.

Ähnlich äußert sich der Präsident der „association nationale d'expansion économique“, Etienne Fougère. Auch nach seiner Meinung muß die Möglichkeit für den Staat, in das Wirtschaftsleben einzugreifen, begrenzt sein.

Als dritter Kronzeuge sei Joseph Barthélemy genannt, professeur de la faculté de Droit de Paris. Ein kurzer Ausspruch von ihm mag hier wiederholt werden: „la liberté est une et toute réglementation abusive de l'économie doit fatalement aboutir à une dictature politique“.

Wenn wir hier ein zögerndes und vorsichtiges Aufgreifen des Gedankens des korporativen Staates festgestellt haben, das einstweilen noch nichts anderes bedeutet, als die Vermeidung seiner schroffen Ablehnung, so finden wir andererseits begeisterte Anhänger eines vollkommen durchgeführten ständischen Aufbaues. Besonders interessant ist die Zusammenstellung von Ständestaat und monarchischem Prinzip. Im Gegensatz zu der Besorgnis, die Wirtschaft könne unter die Diktatur der Politik geraten, tritt uns hier, umgekehrt, die Ansicht entgegen, daß der korporative Aufbau in einer Demokratie die Vormundschaft der stärksten berufsständischen Organisation bedeuten würde. Der ständische Aufbau erfordere unbedingt die erbliche Monarchie als Schutz gegen Annäherungen von seiten der Wirtschaft.

Es bleibt noch eine weitere, dem Franzosen eigentümliche Art der Auffassung zu erwähnen. Ich sprach bereits von seiner Neigung, biologisch zu denken. In diesem Zusammenhang seien zwei charakteristische Werke erwähnt, Baumgarten:

la mission de la France au XXIème siècle. Und Fourgeaud: l'homme devant le capitalisme. Baumgarten betrachtet den Staat wie einen menschlichen Organismus. Er behandelt alle politischen und ökonomischen Fragen von diesem Gesichtspunkt aus. Die Abschnitte des Buches tragen Titel wie: 1. Assimilation der Substanzen im Organismus, 2. Gesunderhaltung der Körperbewegung, 3. Beseitigung organischer Abfallprodukte, 4. Das Drüsenystem, 5. Gesichtssinn, Gehörsinn, Geruchssinn, Geschmackssinn, Tastsinn. Die Gedankengänge des Verfassers laufen aus in dem „Königtum des Menschen“, das den „Königlichen Staat“ schafft.

Fourgeaud geht ebenfalls von der biologischen Grundlage aus. Er überträgt die Begriffe der Biologie auf das wirtschaftliche und soziale Leben und spricht von der Aufspeicherung der Energie als Sinn der wirtschaftlichen Tätigkeit, über den Kampf des Menschen gegen das verändernde Milieu und vieles andere mehr. Im Gegensatz zu Baumgarten, der in der Maschine das große Übel sieht, begrüßt Fourgeaud die Möglichkeit, den Menschen durch sie frei und unabhängig und zum Herrn über seine Zeit zu machen. Die Zukunft gehöre der Freizeitgestaltung. Die erzwungene Freizeit der Arbeitslosen deute bereits in diese Richtung. Er ist der Vertreter einer „économie planée“, die, nach seiner Meinung, wenn auch nach Überwindung von vielerlei Schwierigkeiten, durchaus zu verwirklichen wäre.

Das Gesagte gibt nur ein annäherndes Bild von all den verschiedenen geistigen Strömungen in dem heutigen Frankreich, das einstweilen noch von einer großen Friedlosigkeit, der „inquiétude française“, zwischen den Extremen hin und her gerissen wird. Doch leise beginnt die für das französische Leben so charakteristische mittlere Linie sich abzuzeichnen, auf der vielleicht die Geister zur Einigung gelangen werden.

Schon einmal hat Frankreich in einer überwältigenden Synthese die scheinbar stärksten Gegensätze versöhnt, hat — im Gallikanismus — den transzendenten christlichen Gedanken mit seinem immanenten religiösen Nationalismus zu einer Einheit verschmolzen. Der weithin sichtbare Ausdruck für diese gewaltige Leistung seines Geistes ist die Heiligsprechung der Jeanne d'Arc durch die römische Kirche im Jahre 1920. Wird es ihm jetzt wiederum gelingen, eine gemeinsame Formel zu finden, unter der zwei feindliche Gewalten einst werden Frieden schließen können; das harte Gesetz der Wirtschaftsrealitäten und die soziale Forderung, die in letzter Konsequenz dem Göttlichen im Menschen zum Siege verhelfen will?

DIE EWIGE WIRKLICHKEIT

Als Berlin noch in der Hand der Franzosen war, die hier eine Besatzung unterhielten, sprach der Philosoph Johann Gottlieb Fichte zur deutschen Nation. In der siebenten seiner damals (1808) gehaltenen Reden sagt er: „So trete denn endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unserer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechtes glaube oder ob man an alles dies nicht glaube, ja wohl vermeine, daß das Gegenteil von diesem allen statffinde. Alle, die, entweder selbst schöpferisch und hervorbringend, das Neue leben oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Nichtigte wenigstens entschieden fallen lassen und aufmerkend dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht so weit wären, die Freiheit wenigstens ahnen und sie nicht hassen oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben: alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche.“

Übereinstimmend damit sagte in jener Zeit Frau von Staël in ihrem Buch „Über Deutschland“, das Napoleons Polizei verfolgte und vernichtete, die Überlegenheit der Deutschen über die anderen Völker „bestehe in drei Eigenschaften, der Unabhängigkeit des Geistes, der Liebe zur Einsamkeit, der Eigenartigkeit der einzelnen Menschen“.

Wozu bemerkt sei, daß die französische Schriftstellerin Germaine Baronin de Staël-Holstein, Tochter des Bankiers und Staatsministers Jacques Necker, aus einer m ä r k i s c h e n Familie stammte.

★

Der General von der Marwitz schreibt in seinen Lebenserinnerungen von Scharnhorst, dem Neubildner des preussischen Heeres: „Scharnhorst — der bürgerlicher Herkunft war — hatte durchaus nichts Militärisches in seinem Aussehen und Wesen. Er sah vielmehr aus wie ein nachdenklicher, alter Schreiber. So steht er auch in seiner Bildsäule in Berlin da. Er ist gewiß der erste Mensch, dem man bloß wegen guter Anstalten, die er gemacht (nämlich als Kriegsminister), unter Feldherrn eine Bildsäule gesetzt hat. Alles Dauerhafte und Wesentliche, was zwischen 1807 und 1813 eingerichtet ist, rührt von ihm her. Er hatte ein eigenes Talent, mit dem Könige umzugehen und sich durch seine Brüskerien nicht abschrecken zu lassen. Wenn dieser (der für die große Heeresreform Scharnhorsts schwer zu haben war) eine Sache zurückwies, so schwieg er und brachte sie den anderen Tag wieder vor, und den dritten wieder, und wenn der König sagte: „Schon hundertmal gesagt, will's nicht haben!“ oder: „Bleiben mir vom Hals! Gar nicht mehr von reden hören!“ so schwieg er wieder und rückte nach ein bis zwei Wochen aufs neue damit hervor, bis der König teils aus Ungeduld, teils in dem Gedanken, es

möchte doch wohl gut sein, weil der so darauf veressen sei, zuhörte und nachgab. Auch war er unermüdet arbeitsam und dachte an nichts als an sein Geschäft."

★

Ein furchtloser Verteidiger des guten alten Rechts der schwäbischen Stände gegenüber der Königsmacht war Ludwig Uhland. Solange Volk und Fürst sich nicht über eine Verfassung geeinigt hatten — was etwa vier Jahre dauerte — verbot ihm sein Gewissen, ein Amt anzunehmen und dem Könige den Treueid zu schwören. Er hat diesen Verfassungskonflikt als einer der ersten politischen Tyrifer Deutschlands, der in Walther von der Vogelweide ein Vorbild sah, mit weitverbreiteten Versen begleitet. In Uhlands Augen war der Dichter kein abseitiger Träumer, sondern wie in alten Zeiten zugleich ein Held und als Persönlichkeit eigenen Rechtes eingelagert in Volk und Staat. Aller Glanz auf Erden, aller Herrscherruhm ist nichtig und vergänglich, wenn er nicht vom Dichter oder der Sage aufgefangen und weitergetragen wird. Aus der Hand des Sängers empfangen die Könige ihr Urteil. Der Tyrann, der den Dichter verachtet oder verlehrt, ist ewiger Vergessenheit geweiht. Das ist der politische Sinn eines seiner berühmtesten Gedichte, wo es am Schluß heißt:

„Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch."

★

Durch Patent vom 1. November 1837 hob, bald nach seinem Regierungsantritt, Ernst August König von Hannover das Staatsgrundgesetz von 1833, das mit dem Landtag vereinbart und von allen Staatsdienern beschworen war, durch einseitigen Machtspruch auf. Während das Volk schwieg, erklärten am 18. November sieben Lehrer der Göttinger Landesuniversität folgendes:

„Die untertänigst Unterzeichneten können sich nach ernster Erwägung der Wichtigkeit des Falles nicht anders überzeugen, als daß das Staatsgrundgesetz seiner Errichtung und seinem Inhalt nach gültig sei. Sie können daher, ohne ihr Gewissen zu verletzen, es nicht stillschweigend geschehen lassen, daß dasselbe ohne weitere Untersuchung und Verteidigung von seiten der Berechtigten, allein auf dem Wege der Macht, zugrunde geht. Ihre unabweisliche Pflicht vielmehr bleibt, wie sie hiermit tun, offen zu erklären, daß sie sich durch ihren, auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müssen. Wenn die ehrerbietigst unterzeichneten Mitglieder der Landesuniversität hier als einzelne auftreten, so geschieht es nicht, weil sie an der Gleichmäßigkeit der Überzeugung ihrer Kollegen zweifeln, sondern weil sie sich so früh als möglich vor den Konflikten sicherzustellen wünschen, welche jede nächste Stunde bringen kann. Sie sind sich bewußt, bei treuer Wahrung ihres amtlichen Berufes, die studierende Jugend stets vor politischen Extremen gewarnt und, soviel an ihnen lag, in der Anhänglichkeit an ihre Landesregierung befestigt zu haben. Allein das ganze Gelingen ihrer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte ihrer Lehren als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald sie vor der

studentischen Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, eben sobald ist der Segen ihrer Wirksamkeit dahin. Und was würde Seiner Majestät dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verlegt haben?

Fr. Chr. Dahlmann. E. Albrecht. Jakob Grimm. Wilhelm Grimm.
G. Gervinus. H. Ewald. Wilhelm Weber."

Auf diese mutige Erklärung hin wurden diese sieben Träger berühmter Namen durch Ernst August — der der Ansicht war, Professoren und Tänzerinnen könne man für Geld soviel haben, wie man wolle — sofort entlassen und aus dem Lande gejagt. Anteil und Beifall der Nation begleitete sie. Seitdem waren die deutschen hohen Schulen Herde der freiheitlichen Bewegung. Gern entsann man sich früherer Beispiele einer ähnlichen, aufrechten Haltung gegenüber Königsthronen. Jakob Grimm schrieb darüber: „Die Geschichte zeigt uns edle und freie Männer, die es wagten, vor dem Angesicht der Könige die volle Wahrheit zu sagen. Das Befugtsein gehört denen, die den Mut dazu haben. Oft hat ihr Bekenntnis gefruchtet, zuweilen hat es sie verderbt, nicht ihren Namen. Auch die Poesie, der Geschichte Widerschein, unterläßt es nicht, Handlungen der Fürsten nach der Gerechtigkeit zu wägen. Solche Beispiele lösen den Untertanen die Zunge, da wo die Not drängt, und trösten über jeden Ausgang.“ — Andererseits steigerte sich das Mißtrauen gegen die Regierungen. Dahlmann sagte dazu: „Kann eine Landesverfassung wie ein Spielwerk zerbrochen werden, dann ist über Deutschlands nächste Zukunft entschieden, aber auch über die Zukunft, die dieser folgt. Solange wir leben, hält's wohl zusammen, so lautet der gefeierte Wahlspruch einer Politik, welche alles beseitigt, nichts zu Ende bringt als die alte Ehre des deutschen Namens und die gesellige Gesinnung des deutschen Volkes. Der Himmel will die Herzen der Mächtigen dieser Erde prüfen.“

★

Als im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. den Thron Preußens bestieg, ging es wie Frühlingshauch durch Deutschland. Die zersplitterte und gedrückte Nation hoffte von diesem schwung- und geistvollen Fürsten, daß er der geniale Gestalter einer freieren und größeren Zukunft sein würde. Aber obwohl der König seine Aufgabe in diesem Sinne, als ein Vollender Friedrichs des Großen, auffaßte, auch alles andere als ein Absolutist war, sondern von Anteil und Zustimmung der Besten getragen sein wollte, kam es zwischen ihm mit seiner aufrichtig christlichen und romantischen Gesinnung und den vielfach radikaleren und rationaleren Zeitgenossen zu lauter Mißverständnissen, die durch ungeschickte Maßnahmen und Verbote seitens der Regierung nur gesteigert wurden, so daß der alte Fürst Wittgenstein 1847 zu Barmhagen sagte: „Ich bin elf Jahre lang unter der früheren Regierung Polizeiminister gewesen, aber mein Lebtag habe ich nicht soviel von Bücherverboten, Untersuchungen, Schriftstellerverhaftungen und dergleichen gehört wie jetzt. Der vorige König verstand in solchen Sachen

auch keinen Spaß, aber von zehn Sachen, die an ihn kamen, sagte er gewiß bei neun: „Dummes Zeug“ und ließ sie fallen.“ —

Damals ist es eine Frau, Bettina von Arnim, gewesen, die mutig vor die Reihe der Männer trat und in ihrer Schrift „Dies Buch gehört dem König“ (1842) dem Fürsten darlegte, wie er als wahrer Folger des Alten Friesen nur Aug in Aug mit dem Schicksal, entschlossen bis zum Letzten, die gefährvolle Unsterblichkeit erringen könnte. Sie schreibt da u. a.:

„Wenn einmal ein großer Geist geboren würde mit unverderbbarer fester Charakterstärke, und der käm' unter eine Krone zu stehen, und er begreift seine Mission recht, was er nämlich der Menschheit schuldig ist, wenn er seine wahre Unsterblichkeit gründen will, nicht aus Eitelkeit, sondern aus hohem weitsehemdem Geist, der aus Ehrfurcht vor der Wahrheit sich keine Lüge erlaubt, nicht in der Politik und nicht in seinem Herzen und nicht über seine Fehler, der würde eine unerreichbare Höhe über der Menschheit einnehmen. Wie ein glänzender Stern würde er dastehen, und die Menschheit würde dann erst begreifen, was das bedeuten will, auf einer so hohen Stellage als der Thron ist, ihr Ebenbild wahrzunehmen, um zu begreifen nämlich, wie sie sein sollte und was sie aus sich machen sollte. Das ist gewiß, die Menschheit würde hinter so einem Fürsten nicht lang zurückbleiben, im Gegenteil, sie würde ihm bald vorherlaufen und ihm den Weg ebnen über alle finsternen Klüfte des Aberglaubens und der Angst um nichts, wo er all das Sehnen, was der Menschheit den Busen schwellt, aus eigenen unverkümmerten Himmelsgaben stillt, sie würde ihn auf ihren Schultern tragen ins Paradies des Bewußtseins. Das heißt, wo der Geist freies Spiel hat und braucht sich nicht mehr zu verbergen vor dem Vorurteil, was mit gewappneter Faust ihm ins Gesicht sonst geschlagen und hat ihn betäubt ganz, jetzt aber geblendet von seinem Glanz ihm unterliegt, da muß dann auch die Lieb' offenbar sein zwischen Fürst und Volk, das wird schon der erste Schritt zur Sündenlosigkeit, daß eine ganze Nation nicht mehr zu heucheln braucht, und braucht nicht mehr Glocken zu läuten, weil Geburtstag ist und Kirchenfeierlichkeiten zu halten, wo der Prediger sich ein Loch in den Kopf studiert, eine Festpredigt zu halten, wo man ein Tedeum singen soll, daß ein so „edler“ Fürst die Zeiten regiert.“ —

*

Ungefähr zur selben Zeit beschwor der junge Theodor Fontane im plastischen Umriss seiner Balladen die Gestalten der friderizianischen Zeit herauf: „Joachim Hans von Zieten, Husarengeneral“ und andere mehr. In ihm bildete sich jene politische Erkenntnis aus, die er sein Leben hindurch gegenüber der Reaktion wie der Demokratie eindrucksvoll in tausend Nuancen verfochten hat, daß nämlich Herrschaft und Freiheit zusammengehören, daß es im alten Preußen, gerade in den Tagen, da der „Krückstock wacker umging“, nicht an aufrechten Männern gefehlt und daß die klugen und weisfunden Könige deren Rat und Mitarbeit nur geschätzt hatten. So richtete er 1848 folgende Verse an den „Märzminister Grafen von Schwerin“, einen Nachkommen des Helden von Prag:

„Du bist von jenen Alten
Im Geiste noch gezeugt,
Die keinem Stirnefalten
Jemalen sich gebeugt.
Du sprichst noch wie der Zieten
Sonst wohl bei Hofe sprach,
Was dem die Schranzen rieten,
Er fragte nichts danach.

Der Zieten, ja beim Fürsten
Zu Tafel saß er gern,
Einst aber andres Dürsten
Trieb ihn zum Tisch des Herrn;
Erst als er da genossen
Von Christi heil'gem Mahl,
Ernst noch und abgeschlossen
Trat er in Schloß und Saal.

Der König sieht den Degen,
Und wie so fromm er schaut;
Da ruft er ihm entgegen:
„He, Zieten, schon verdaut?“
Der hört es, unter Bliken
Blickt er den König an,
Daß selbst das Aug' des Friesen
Nicht Stich ihm halten kann.

Dann laut: „Für Euch in Nächten
Geblutet hab' ich gern,
Nun will ich auch mal fechten
Für Christum, meinen Herrn!“
Wohl stußet da und staunet
Das höfische Geschlecht,
Der König aber raunet:
„Still, Zieten, Er hat recht!“

So war's und — ist's geblieben
Durch ein Jahrhundert fort:
Die Hohenzollern lieben
Ein freies Manneswort.
Auch du, für heil'ge Rechte
Ficht weiter, sonder Scheu:
Trenlos sind alle Knechte,
Der Freie nur ist frei!“

In den Jahren nach 1871 haben tiefblickende Beobachter des deutschen Lebens oft darüber geklagt, wie die Zahl der ursprünglichen und schöpferischen Menschen bei uns im Abnehmen begriffen sei. Theodor Fontane fand, daß einem überall eine „grenzenlose Fadheit und Flachheit“ entgegengähne und der „gebildete Durchschnittsmensch“ als Blüte der Nation gelte. Wilhelm Raabe bezeichnete die Losung der Zeit mit den Worten: „Stramm, stramm, alles über einen Kamm!“ Gegen diese Mängel der Gegenwart erhoben ungefähr gleichzeitig Friedrich Nietzsche und Paul de Lagarde ihren prophetischen Weckruf, der hernach bei der Jugend des kommenden Jahrhunderts neues Leben erzeugen sollte. Wir bringen aus Paul de Lagardes „Deutschen Schriften“ folgende Stelle über die Persönlichkeit (1874):

„Wie zum Wasser der Sauerstoff der Luft, so muß zum Wissen die Persönlichkeit hinzutreten, um es verdaulich zu machen. Das war ja der Sinn von Schulen und Universitäten in den guten, alten Zeiten, die Jugend mit ganzen Männern, mit Meistern in persönliche Berührung zu bringen. Aber Personen kommen nur fort in der religiösen Atmosphäre, und diese Atmosphäre fehlt uns. Was wir jetzt an Personen haben, stammt aus der alten Zeit. Gegenwärtig gedeiht allenfalls der korrekte Beamte, der streng wissenschaftliche Gelehrte, der Volksvertreter wie er sein soll: alles Zinkguß, inwendig hohl und je nach Bedarf wieder einzuschmelzen, Götzen, aber keine Götter.“

Amerikanischer Horizont

Dem aufmerksam vergleichenden Auge zeigt sich seit Jahren dort, wo Amerika liegt, ein eigenartiges Lixienspiel, neuartige Formen übervölben den gewohnten Horizont: die Neue Welt erneuert sich. Für den nicht tiefer Schauenden ist diese Erneuerung mit dem Namen *Roosevelt* so eng verknüpft, daß er versucht wird, den Präsidenten als den Urheber der neuen Dinge anzusehen; am deutlichsten kommt dies in dem weit verbreiteten und irreführenden Schlagwort vom „*Experiment Roosevelt*“ zum Ausdruck. Wäre es nur ein Experiment, so wäre also der Präsident ein Experimentator, der am Stoff der amerikanischen Nation seine Verwandlungsübungen machte. Aber in der Nation selbst vollzieht sich ein Wandel, der jedes willkürliche Experiment von außen ausschließt. Noch ein zweites Schlagwort, tiefer greifend als jenes erste, hat sich herumgesprochen: „*Roosevelt-Revolution*“. Auch dies führt in die Irre. Denn drüben ist eine Umbildung, eine wesentliche zwar, im Zuge, aber keine Revolution. Alles ist seit Generationen vorbereitet; es handelt sich nicht um einen politischen Aufbruch, sondern um einen Reifungsprozeß. Die Nation reift heran zum Staatsvolk. Roosevelt ist der Vollstrecker dieses tausend- und millionenfältigen Willens. Diese Erkenntnis tut seiner Leistung keinen Abbruch. Im Gegenteil: was gibt es Größeres für einen Staatsmann, als für die Spanne seiner Generation Vollstrecker des Willens der Nation zu sein? Das Amerikanertum als Ganzes wandelt sich; und es handelt sich weder um Experiment noch Revolution, sondern um den Aufbau eines neuen geistigen und politischen Profils, das durchaus verwurzelt ist im Gewordenen von gestern und Raum läßt für den Ausbau von morgen.

Die neuen Grundsätze haben sich verdichtet aus den Erfahrungen der großen politischen Prüfungen: 1916—1918, 1920—1921, 1930—1933. Seit der Schöpfung der amerikanischen Verfassung vor 150 Jahren hat sich, unter ständig ändernden Formen, ein ununterbrochener Kampf abgespielt zwischen den Kräften der persönlichen Freiheit und der staatlichen Ordnung. Dieser Kampf, so alt wie die Neue Welt, ist in ein neues, entscheidendes Stadium getreten; die Gewichte haben sich langsam, aber unentwegt verschoben: die staatliche Ordnung als Träger und Former des Einzelschicksals hat die ersten Proben bestanden und steht offenbar vor ihren entscheidenden Siegen. Zweihundert Jahre amerikanischer Geschichte sollen ihre Erfüllung finden. Man hat ein Wort gefunden, das gut in allen amerikanischen Ohren klingt und als Motto doch die neue Willensrichtung anzeigt: „*to make democracy working*“. „*Democracy*“ gilt dem Amerikaner immer noch als Inbegriff der politischen Existenz. Für den europäischen Betrachter ist der Begriff an sich entwertet worden; er fragt, was geschieht wirklich? Und auch jenes Motto selbst kündigt, daß der Amerikaner unsicher geworden ist; der Begriff bleibt ihm teuer, aber ob er noch wirksam ist? Ob die Lebensform, die er meint, noch lebens- und arbeitsfähig ist? Man will sie zu neuem Leben,

zu neuer Schaffenskraft erwecken, man will sie „working“ machen. Wir fragen weiter: steckt nicht in jenem Motto schon der Zweifel des Amerikaners selbst, in der Frage nach einer wirksamen Lebens- und Staatsordnung der Ruf nach neuen Grundsätzen des politischen Gestaltens?

Zwei Begriffe sind zur Hoffnung des jungen Amerika geworden: „Planning“ und „Strategie“. Sie sind in aller Munde, ihre möglichen Inhalte werden allgemein durchdacht und praktisch erprobt. Das ist schon eine Antwort. Man ist nicht aus theoretischer Absicht, sondern aus praktischer Not auf diese neuen Ansätze gekommen. Sie werden „amerikanisch“ in Angriff genommen und sind doch ein höchst bedeutsamer Vorstoß über den Zirkel einer zweihundertjährigen Geschichte hinaus: über eine im 18. Jahrhundert verwurzelte individuelle Freiheit, von der sich zu lösen dem Amerikaner besonders schwer wird, über die Freiheit einer Wirtschaft, die zur Willkür entartet ist, und nirgends so hemmungslos wie in Amerika, und vor allem über den Staat als Nothelfer zum gestaltenden Staat. Eine entartete Freiheit des „Geschehenlassens“ (laissez faire) wird abgelöst von einem klaren und entschiedenen Willen zur staatlichen Führung. Einige nicht zu unterschätzende Bastionen des Alten stehen noch. Und die eben durch die Zeitungen gehende Nachricht, daß Henry Ford noch einmal wagen konnte, der staatlichen Führung den Fehdehandschuh hinzuwerfen, zeigt deutlich genug, wo die Widerstände, stark und massiv noch, sitzen. Wie die Staatsführung selbst diese Seite der Ereignisse beurteilt, sagen summarisch, aber deutlich die kürzlichen Worte des Innenministers: ein Kampf stehe bevor „mit jenen 60 amerikanischen Familien, die durch einige 200 Konzerne die Hälfte der amerikanischen Wirtschaft und mehr als die Hälfte einer Bevölkerung von 120 Millionen kontrollieren“. Und ähnliche Worte sprach am 8. 1. 1938 Roosevelt selbst in seiner letzten Rede, um allerdings zugleich seinen Glauben zu bekennen, daß nur wenige „Industrielle und Bankiers“ sich künftig der besseren Einsicht widersetzen würden. Am 11. 12. 1937 schrieben diesseits des Atlantik die „Times“ unter dem Thema „Changing U. S.“: „Bürger werden Politiker, und Politiker begreifen, daß sie Bürger sind.“

Der neue Plangedanke.

Aufgestört durch die Krise des Jahres 1921 fanden einzelne Köpfe neue Wertmaßstäbe, die sich langsam, aber heute deutlich sichtbar durchgesetzt haben. Am bekanntesten wurde damals die Schrift von Stuart Chase: „Tragödie der Verschwendung“, die auch in Deutschland durch die Übersetzung des Jahres 1927 weitere Verbreitung fand. Kürzlich hat der Vorsitzende des „National Planning Board“, einer der Schöpfungen der Roosevelt-Regierung, die bitteren Worte gesprochen: „Wir haben Verbrechen gegenüber dem Land begangen — Aber ich glaube, daß wir im Begriffe sind, die Klippe zu überwinden.“

Wie weit Amerika heute seine Plangedanken spannt, dafür legt Zeugnis ab ein Werk, das im Juni 1937 von dem „National Resources Committee“ der Regierung veröffentlicht wurde: „Technological Trends and National

Policy.“ Das gesamte Feld des jüngsten amerikanischen Erfinderschaffens von der angewandten Bodenkunde und den Mechanisierungsproblemen der Industrie über den Stand der Metallurgie bis zu den neuen Werkstoffen, wie Kohlenbenzin und künstlicher Kautschuk, wird zur Darstellung gebracht und auf seine möglichen Folgen für die gesamte soziale Entwicklung der nächsten Generation untersucht. Gerade diese Seite der Betrachtung, die Überprüfung nämlich der technischen Entwicklung in ihrer Auswirkung auf die soziale Gemeinschaft, ist etwas Neues für Amerika und zeugt vom Erwachen eines Bewusstseins, das die Verantwortung gegenüber der kommenden Generation ernst nimmt. Im Vorwort heißt es: „Vorwegnahme der Zukunft ist der Schlüssel zu einem wirksamen Plan für die beste Nutzung unserer nationalen Reserven.“ Das Dokument ist der erste große Versuch, die technologische Entwicklung in ihren vermutlichen Wirkungen auf die gesamten Lebens- und Arbeitsbedingungen Amerikas während der nächsten 10 bis 25 Jahre zu bestimmen und von der Zukunft her zu werten. Die Absicht des Unternehmens wird klar ausgesprochen. Im Gegensatz zu der überwundenen Plan- und Gedankenlosigkeit gegenüber dem geistigen und technischen Geschehen soll die Wichtigkeit einer nationalen Anstrengung unterstrichen werden, die gesamte innere Politik sich beständig ändernden Situationen so schnell wie möglich anzupassen, und zwar „bei möglichst geringem sozialem Verlust“. Das Werk kommt zu dem Ergebnis, daß sofort eine zentrale und dauernd tagende Planstelle bei der Bundesregierung zu schaffen sei. „Diese Stelle hätte innerhalb der als Muster dienenden Bundesverwaltung die Aufgabe, die zahlreichen Sonderplanstellen zu führen und zu ergänzen, von denen bereits 47 Planstellen der Einzelstaaten, 400 Bezirksplanstellen und 1100 städtische Planstellen an der Arbeit sind.“ Der Vorschlag zielt also auf eine klare Einordnung und Ermächtigung des schon am 30. 6. 1934 geschaffenen „National Planning Board“. Einzelne Staaten sind auf dem Gesetzeswege schon weit in die neuen Aufgabenbereiche vorgestoßen; Muster solcher Staatsplangesetze sind u. a. bereits in Ohio, Indiana und New York in Wirkung gesetzt. Für das gesamte Bundesgebiet ist die planwirtschaftliche Ordnung der Kraftwirtschaft in Angriff genommen. Die ganze Bitternis über versäumte Jahre kommt in dem Satz zum Ausdruck: „Man hätte es schon — nämlich den ‚National Power Survey‘ — vor 10 Jahren tun sollen“; und für die frühere Lässigkeit in diesen Dingen zeugt die Feststellung, daß zwar der Kongreß schon 1920 in der „Federal Water Power Act“ ein solches Unternehmen gefordert, aber Roosevelt erst am 19. 8. 1933 die zuständige Körperschaft mit der notwendigen Autorität und mit Mitteln ausgestattet habe. Aus dieser Bemerkung spricht wiederum ein höchst bedeutsamer geschichtlicher Wandel: es gab zwar auch früher theoretische Ansätze, aber erst Roosevelt hat sich persönlich in die Schanze geworfen, um sie politisch, allen individuellen Widerständen zum Trotz, durchzupauken.

Aus all den im Gange befindlichen oder durchgeführten Planvorhaben der letzten Jahre greife ich nur drei heraus: 1. das Tennessee Valley, 2. das Mississippi Valley, 3. den Mittelwesten. Mit jedem dieser geographischen Be-

griffe ist eine Aufgabe umrissen, die seit langem vielleicht schon gesehen wurde, aber nicht bewältigt werden konnte, weil man es immer wieder mit zufälligen, unzureichenden, örtlichen Mitteln versuchte, mit einer „guerilla“ gegen die Elemente (um einen Vergleich von drüben aufzugreifen); bis endlich jetzt der einzig mögliche Weg der nationalen Planung und Bewältigung beschritten wurde. Roosevelt hat im November 1937 in seiner Rede vor dem Bundeskongress die Gliederung des ganzen Riesengebiets der USA. in sieben Planregionen angekündigt. Die regionalen Pläne werden danach von den örtlichen Behörden ausgearbeitet und in der Bundesplanbehörde aufeinander abgestimmt (koordiniert). Der Westeuropäer, seit langem schon an eine straffere staatliche Initiative gewöhnt, kann nur schwer begreifen, was für eine gewaltige Wandlung diese neuen politischen Denkformen für Amerika bedeuten und welche Steigerung der nationalen Potenz von einer Politik nach diesen neuen Grundsätzen der Sparsamkeit und Ordnung zu erwarten ist. Es wäre jedenfalls irrig, aus vorübergehenden Flauten, wie sie der Präsident in seiner Neujahrsansprache vor dem Bundeskongress selbst für die beiden letzten Monate des Jahres 1937 umrissen hat, auf eine innere Gefährdung der neuen amerikanischen Linie zu schließen. Einzelne Maßnahmen des sogenannten „New Deal“ mögen immerhin verfallen oder auch an einer gewissen inneren Obstruktion scheitern, das Wesentliche bleibt: die Nation ist ergriffen und überzeugt von dem Gedanken eines starken Staates, einer staatlichen Führung des gesamten öffentlichen Lebens und einer nicht nur technischen, sondern auch sozialen Planung des wirtschaftlichen Sektors.

T. V. A.

Die „Tennessee Valley Authority“ gilt seit ihrer Schöpfung am 18. 5. 1933 als das technische und soziale Planlaboratorium der USA. Es untersteht als Behörde unmittelbar der Bundesregierung, bearbeitet und betreut ein Gebiet von etwa 110 000 qkm (was etwa dem deutschen Reichsgebiet südlich der Mainlinie entspricht). Zur Grundlage des ganzen Tennessee-Plans gehört die Entwicklung und innere Abstimmung der 3 000 000 Wasser-PS des Gebiets; aber das Ziel ist, wie immer wieder als Wesentlichstes unterstrichen wird, der Aufbau einer in sich fest gefügten Arbeits- und Lebensbasis (to plan the future of industry and social life). Dabei gilt es die Bewältigung einer Reihe von Aufgaben, die sich aus der einzigartigen Entwicklung Amerikas in der Epoche 1789 – 1931 ergeben, und die, trotz allen technischen und zivilisatorischen Aufschwungs, doch gekennzeichnet ist durch einen unvergleichlichen Raubbau am Boden und an seinen Schätzen. Das soziale und nationale Gewissen der Vereinigten Staaten entzündet sich heute am Willen ihres Volkes, diese Sünden eines Zeitalters, das Freiheit mit Willkür verwechselte, durch einen gewissenhaften, planvollen, pflegerischen Neubau auszutilgen. Das heißt also für den Tennessee-Plan: Wiederaufforstung, Rettung des Bodens vor weiterer Erosion, Wasserplanwirtschaft, Flutkontrolle, Regulierung des Grundwasserstandes – alles Aufgaben, die in sich zusammenhängen, weil sie auf gemeinsame Versäumnisse zurückführen. Auf diesen neuen

Grundlagen soll eine neue, wohlgegliederte Landwirtschaft entstehen und eine nach neuen Standorten verteilte Industrie. Wir haben dafür den Begriff „Landesplanung“ geschaffen; aber man möge nicht vergessen, daß der „Laboratoriumsversuch“ des T. V. A. bereits die Fläche Süddeutschlands umfaßt, und daß nach diesem Modell noch viel weitergreifende Pläne in Angriff genommen sind, die man nicht mehr mit deutschen oder französischen, sondern nur noch mit europäischen Maßstäben vergleichen kann. Hier fängt vielleicht das amerikanische Vorhaben überhaupt erst an, für den deutschen und den europäischen Betrachter wirkliches Interesse zu bekommen.

M. V. C.

Dem „Mississippi Valley Committee“ ist ein Riesengebiet zur Planung anvertraut. Es entspricht etwa der zehnfachen Fläche des deutschen Reichsgebiets. Es bedeutet nicht nur geographisch, sondern auch geschichtlich eine Weiterführung, ins Großräumige übertragene Anwendung des Tennessee-Vorhabens. Die Abstimmung und der Ausgleich vieler einzel- und zwischenstaatlicher Interessen erfordert, gerade gegenüber den starken föderalistischen Neigungen der Einzelstaaten, nicht nur starke Führungsqualitäten, peinliche Abwägung bis ins Kleinste und Kleinste, sondern auch ein Maß von Bundesautorität — gesamtstaatlicher, kontinentaler Energie —, wie sie sich auch in Amerika erst in Jahren harter Kämpfe zwischen den bundesstaatlichen, einzelstaatlichen und lokalen Kräften sammeln kann. Diese Ballung der zentralen Energie ist ja aber gerade der für die gegenwärtige amerikanische Epoche (seit 1933) entscheidende Vorgang; man soll sich durch gelegentliche Rückschläge, wie sie in einer offenen politischen und nicht zuletzt auch sozialpolitischen Feldschlacht unvermeidbar sind, nicht den Blick für den Vorgang als Ganzes trüben lassen. Das Entscheidende ist auch hier die Konzentration der nationalen Energien auf ein flächenmäßig zwar gewaltiges, aber im Ganzen doch regionales Vorhaben. Um einen Begriff auch von den äußeren Ausmaßen des Mississippi-Vorhabens zu geben, sei darauf hingewiesen, daß heute schon die Erdbewegungen am unteren Mississippi (Dämme, Stauanlagen usw.) jene beim Bau des Panamakanals ums Doppelte übersteigen. Die Katastrophe von 1936 hat nicht nur die Nation alarmiert, sondern traf auch bereits auf eine Organisation, das M. V. C., die geistig und technisch imstande war, das Ereignis in ihrer Planaufgabe gewissermaßen aufzufangen. Was früher der „guerilla“, dem Kleinkrieg, überlassen wurde, örtlich oder bezirklich aber nie gelöst werden konnte, ist nun einem national, d. h. gesamtträumlich denkenden Generalstab anvertraut; was der örtlichen und einzelstaatlichen Taktik nicht gelingen konnte, soll von der national (im europäischen Vergleich kontinental) planenden Strategie geleistet werden. 1935 veröffentlichte das M. V. C. einen Bestands- und Planbericht, der nicht nur für das neue nationale Arbeitsethos Zeugnis ablegt, sondern auch durch die Großzügigkeit seiner gedanklichen Linienführung auffällt; die Bedeutsamkeit der Aufgabe wird u. a. durch folgende Sätze ausgedrückt: „Der Lebensstand im Tal kann außerordentlich verbessert werden. Es muß nicht den Weg des Niltals oder der Täler des Euphrat und Tigris gehen,

wo der Sand in die alten Bewässerungskanäle und die blühenden Gärten trieb, oder der zerstörten Täler von China. Wir besitzen heute ein Wissen, das den älteren Zivilisationen mangelte. Wenn wir dieses Wissen für unsere Pläne sammeln, wenn wir das Gemeinsame höhersetzen als örtliche Eifersuchten und Interessenkonflikte, haben wir die Zukunft in unserer Hand."

Für die durch die Waldverwüstung des 19. Jahrhunderts heraufbeschworene unheimliche Erosion der wertvollen Böden, die durch vernichtende Sandstürme schwer gefährdete Landwirtschaft des gesamten Mittelwestens, der größten Nährkammern des ganzen Staatenbundes mit seinen 120 Millionen Menschen, erhofft man von der neuen politischen Wendung, die 1932 einsetzte, in letzter Stunde eine Rettung der großen nationalen Reserve, des Bodens selbst; was der einzelwirtschaftliche Egoismus verdarb, soll durch den neuen Grundsatz: Politik vor Wirtschaft, Staat vor Einzelinteresse noch gerettet werden. Der schon erwähnte Bericht faßt zusammen: „Die Nation kann ein Mississippi-Tal, so wie es hier entworfen wurde, schaffen, wenn sie es als Gemeinschaft so will."

Der Mittelwesten.

Der Alarm geht über das ganze riesige Land, vom Atlantik bis zu den Rockies. Es ist höchster Alarm, SOS, nach 150 Jahren einer fast gedankenlos dahinhandelnden Nation. Auch der Mittelwesten zwischen Mississippi und Rockies ist in größter Gefahr; die Katastrophen des letzten Jahrzehnts haben auch hier die Erkenntnis durchgesetzt, daß nur die Gemeinschaft des ganzen Volkes noch retten kann und eine straffe zentrale Führung. In dem Bericht des „Great Plains Committee“, das ebenfalls unmittelbar Washington untersteht, ist das Ergebnis einer 100jährigen Fehlpolitik rücksichtslos dargelegt. In einem Lande, das seit Generationen in einem oberflächlichen und selbstsicheren Prosperity-Glauben lebte, gehört gewiß Mut dazu, eine solche unerbittliche Abrechnung vorzulegen; auch dieser Mut und diese Selbstkritik gehören zu der neuen Wende: man will rücksichtslos die Augen öffnen, um dann mit einem ernüchterten und von unten auf neu bauenden Volk Staatspolitik treiben zu können. Der Präsident des „Great Plains Committee“ schreibt: „Mit unserer großen Nationalsfarm — damit ist der Mittelwesten gemeint — geht's buchstäblich bergab! Sie ist weniger wert als vor 10, 20, 30 oder 100 Jahren . . . Das ist's, was wir aus den Flutkatastrophen und Sandstürmen, den ausgewaschenen Hängen herauslesen müssen, aus den Feldern, die einst von brauner und schwarzer Erde strohten und jetzt grau geworden sind . . . Wir müssen unser Programm während der allernächsten Jahre in Gang bringen.“ Und welch bitteres Bekenntnis: „Die Eroberung des Großen Westens“ hat sich als eine Illusion erwiesen. Viel von unserer Pionierarbeit Kontinent auf und ab war auf falschen Grundsätzen aufgebaut. Im halbtrockenen Mittelwesten haben wir landwirtschaftliche Methoden versucht, die einigermaßen auf den feuchten Osten passen mochten. Aber auch im Osten, wo der Regen in kurzen, harten Niederschlägen kommt, sind wir nach den Methoden Nordeuropas

verfahren, wo zwar die Niederschlagsmengen ungefähr gleich sind, sich aber viel gleichmäßiger aufs ganze Jahr verteilen.“ „Wir haben Verbrechen gegen das Land begangen.“ („We have committed crimes against the land.“)

Arbeitsdienst greift ein.

Im März 1933 wurde der amerikanische Arbeitsdienst, „C. C. C.“, das „Civilian Conservation Corps“, gegründet. Er gehörte von den ersten Tagen der Regierung Roosevelt zu dem großen Aufbauprogramm, durch das wir hier nur einige „Schnitte“ legen können, um auf den e i n h e i t l i c h e n D u r c h - b r u c h z u m S t a a t hinzuweisen. Der amerikanische Arbeitsdienst ist freiwillig; die Mannschaften gehen in Ablösungen durch etwa 2000 Lager, die durchschnittlich seit fast 5 Jahren mit etwa 300 000 Mann belegt sind. Um die Jahreswende mögen, auf diese Jahre verteilt, etwa 2 500 000 Arbeitsmänner durch die Lager gegangen sein. In einem Bericht vom Frühjahr 1937 ist zu lesen, daß der Arbeitsdienst 130 000 Kilometer Straßen gebaut hat, 1 000 000 000 Bäume gepflanzt, 3 000 000 Staumehre angelegt, 6 000 000 Morgen erodiertes Land bearbeitet, Feuer und Wasserfluten bekämpft. Diese Aufstellung verrät, wie eng die Aufgabe des Arbeitsdienstes mit der gesamten nationalen Selbstbesinnung, ihrem Plan und Arbeitsprogramm verknüpft wurde. Er ist mehr als Nothelfer, er ist ein unersetzliches Stück des konstruktiven Staatsplans. Zur rechten Bewertung der Lage, in die das Land sich selbst getrieben hat und wie der Amerikaner sie heute als geschichtlich bedingt sieht, mag folgender Aufriß noch nützlich sein: „Siedler strömten während einer niederschlagsreichen Epoche ins Land. Der Angriff erlitt einen Rückschlag, als eine Reihe trockener Sommer während der 80er Jahre kamen. Der Strom schwoll wieder an, bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts wieder eine niederschlagsarme Zeit einsetzte. Die Siedler schlugen die Wälder ab, brachten große freie Rinderherden auf die primitive Naturweide und pflügten schließlich, als Kraftmaschinen und Mähdrescher ihren Einzug hielten, riesige Gebiete um, die vordem nie unterm Pflug gewesen waren. Die Natur schien freundlich gesonnen, sie schenkte herrliche Ernten. Aber dann bockte sie wie ein ausgenutztes Tier. Zweimal, besonders 1934 und 1936, kamen dramatische Katastrophen. Staub füllte das Land, Ernten schlugen fehl, Vieh starb, Menschen wurden nur durch fremde Hilfe vorm Hunger gerettet. Das Grundwasser sank tiefer und tiefer, unter den Stand Tausender von Brunnen, die Flüsse verloren sich im Sand, Dünen überlagerten Acker fruchtbaren Landes und wandelten es in Wüste.“

Wenn nicht alles trügt, hat diese äußerste Not das Land geweckt. Und nur vor diesem Hintergrund einer großen geschichtlichen Wende, die die gesamte Haltung eines Volkes umprägt, ist die Arbeit und das Streben der Roosevelt-Regierung zu verstehen.

Wenn man von ihren Erfolgen sprechen will, läßt sich folgendes nicht übersehen: nach der vorübergehenden, aufwärtsstrebenden Welle des Jahres 1932, der ein heftiger Rückschlag folgte, setzte mit dem Antritt der neuen Regierung

1933 zunächst ein inflationärer Anstieg ein, der auch sofort, noch im Jahre 1933, durch einen neuen Rückschlag gefährdet wurde. Im Oktober 1934 begann ein neuer, stetiger Aufstieg, der erst in den beiden letzten Monaten des Jahres 1937 zum Stillstand kam; nicht aus inneren Gründen, sondern infolge einer ungünstigen Entwicklung des Außenhandels. Im Herbst 1936 war der Produktionsstand des bis dahin günstigsten Jahres 1929 erreicht. Die Dürre und Insektenplage des Sommers 1936 konnte den Gesamtaufstieg nicht mehr beeinträchtigen. Das wirtschaftlich schon erholte Land war imstande, durch Umsiedlung von Bauern, Beschäftigung der am härtesten Betroffenen bei staatlichen Bauvorhaben (Straßen, Brunnen, Bewässerungsanlagen), durch Aufkauf von Vieh, große Kreditschöpfungen, die Gefahr aufzufangen und den Schaden durch produktive Maßnahmen (Arbeitsdienst) auszugleichen.

Es gehört zu den Grundsätzen des Roosevelt-Programms, daß der Staat aktive Wirtschaftslenkung (drüben: Konjunkturpolitik) betreibt. Während in der vergangenen Ära der vorbildlich ausgebaute Konjunkturdienst sich bewusst auf die beratende Aufgabe beschränkte und den Rest (das Wichtigste!) der „privaten Initiative“ überließ, wird jetzt durch massive staatliche Maßnahmen unmittelbar und gestaltend, führend, in die wirtschaftlichen Abläufe eingegriffen. Es wurde bewußt mit Hilfe außergewöhnlicher staatlicher Kreditschöpfungen und entsprechende „Notstandsarbeiten“ eine Staatskonjunktur in Gang gebracht, die allmählich, so wie es dem Neuen Plan entsprach, in die sogenannte Privatkonjunktur umschlug. Roosevelt sagte: „Das Defizit von heute begründet den Überschuß von morgen.“ (Vor der Regierungsübernahme, als es galt, einen durch die Krise von 1929 – 1932 erschütterten Gegner politisch zu schlagen, hatte er anders gesprochen: „Drei lange Jahre hat sich die Bundesregierung auf dem Wege zum Bankrott befunden. Auf diese Weise hat sich ein Defizit von 5 Milliarden angehäuft.“ Den in beiden Sätzen ausgedrückten Stellungswechsel konnte Roosevelt sich vor dem Lande leisten, weil er inzwischen — Erfolg gehabt hatte.)

Roosevelt begründet die staatliche Kreditpolitik mit dem „Versagen des Privatkapitals“; die Regierung befinde sich in der Rolle des „kompensierenden Faktors“. Es handelt sich nach seinem Programm um eine vom Staat eingeleitete und geführte Verlagerung der innerwirtschaftlichen Kräfte. Es ist das Wort geprägt worden (übrigens aus dem *geft r i g e n* Sprachschatz!): „Amerika kauft sich die Prosperität.“ Kostenpunkt: 13 Milliarden! Aber die Regierung ist der Überzeugung, daß, angesichts der reichen natürlichen Hilfsquellen des Landes, der erheblichen Steigerung des Volkseinkommens, des einzigartig günstigen Zinsendienstes jede Störung der Kreditstruktur durch die eingeführte staatliche Kontrolle des Kreditapparates vermieden werden kann.

Es soll jedoch auf keinen Fall durch diese letzten Sätze der Eindruck erweckt werden, als ob der „Amerikanische Horizont“ mit dem „Horizont Roosevelt“ zusammenfalle. Das Entscheidende ist das Erwachen des Volkes zur inneren Wahrheit seiner Lage und seine entschlossene Bereitschaft, nach neuen Grundsätzen in ein neues Jahrhundert zu marschieren.

Amerikanisches Universitätsleben

Wenn wir die amerikanische Universität verstehen wollen, müssen wir starre Vergleiche zu Hause lassen; Fragen wie die, ob sie auf derselben Höhe stehe, wie unsere, ob sie mehr Praxis als Wissenschaft treibe und dergleichen, sind unbeantwortbar, weil sie zu einfältig gestellt sind. Sie setzen jenes abgezirkelte Schulwesen voraus, das drüben nicht vorstellbar ist.

In der flüssigen, demokratischen Lebensbreite der Staaten hat vieles nebeneinander Platz, was bei uns ängstlich auseinandergehalten wird. Kirchliche, private und staatliche Hochschulen liegen zuweilen am selben Ort. Und es gibt keine Regel, die angäbe, welche besser sei. Hervorragende Namen wie Harvard oder Chicago sind privat. Doch ich möchte hier von der Staatsuniversität sprechen, die ich am besten kenne.

Jeder Staat pflegt seine Staatsuniversität, die meist in landschaftlich bevorzugter Lage bei einem kleinen Städtchen gebaut ist. Von weit her strömt da die Jugend zusammen und bildet eine eigene Welt. Diese Studenten und Studentinnen haben die sehr verschiedenwertige Mittelschule hinter sich und sind 17 bis 18 Jahre alt, wenn sie zur Universität kommen, sind aber geistig jünger als ihre gleichaltrigen europäischen Kommilitonen. Sie werden zunächst nur von der unteren Stufe der Gesamtuniversität, dem College, aufgenommen. Das College ist daher ein Mittelding zwischen unseren ersten Semestern und unseren sämtlichen höheren Mittelschulen und Seminaren. Es gibt im College schriftliche Proben, Noten, Examen am Ende der Semester. Doch geht das Studium in vorgerückteren Klassen und späteren Semestern schon in den Universitätsbetrieb über. Nach vier College-Jahren verläßt die große Mehrzahl der Studenten mit ihrem B. A. (Bachelor of Arts) Ausweis die Universität und geht ins Geschäftsleben und Lehrfach. Die streng geflebte Minderheit bleibt zum eigentlichen Fachstudium.

Aus all dem ergibt sich die uneuropäische Flüssigkeit der Hochschule: bei Studenten und Professoren gibt es viele verschiedene Grade von Vorbereitung und Tüchtigkeit nebeneinander. Und ich habe oft erlebt, wie wenig die geringe Vorbildung auf einer entlegenen kleinen Mittelschule für die entscheidende spätere Tüchtigkeit der Studenten ausmacht. Es gehört zum Erfreulichsten, wie junge Männer und Frauen, die von nirgendwo herkommen, plötzlich irgendwo Feuer fangen und sich dann mit unverwüßlicher Tatkraft aufarbeiten. Nichts ist ihnen dann zu viel. Ich könnte von vielen erzählen, doch liegt mir ein Fall zunächst, den ich letztes Jahr erlebt habe. Ein wettergebräunter Mann, 29 Jahre alt, faß groß und hager in meiner Geschichte der Philosophie und fiel mir sofort durch seine scharfsinnigen Bemerkungen und Zweifelsfragen auf — die Vorlesung geht oft ungezwungen in Gespräch über. Ich erfuhr, daß er vor neun Jahren das College verlassen und sich als Arbeiter in Ölfeldern und Häfen umhergetrieben habe. Nun erfuhr er die Macht der Philosophie an sich; und als ich ihm sagte, daß Philosophie



Vorderansicht des Verwaltungsgebäudes der Universität von Oklahoma

als Hauptfach Deutsch und Griechisch erfordere, machte er sich hinter beides und konnte nach einem Jahr schon lesen, was ihn anging.

Das alles wird schon ein Gefühl für das demokratische, das will hier sagen volksverbundene Wesen der amerikanischen Universität gegeben haben. Sie ist das Heerlager der Demokratie und nicht das Privileg eines Standes oder beruflicher Sonderinteressen. Heerlager heißt auf lateinisch campus, und so heißt auch das Gesamtwesen der amerikanischen Universität „the campus“. Die Staaten sind stolz auf ihren Campus: ganze Städte von lichten, schmucken Gebäuden zwischen hohen Bäumen, vorbildlichen naturwissenschaftlichen Instituten, ihren Stadien, Schwimmhallen, Sport- und Spielplätzen, den weiten blühenden Gärten und schattigen Parkanlagen. Jeden Frühling besucht die letzte Klasse der Mittelschüler den Campus, da gibt es Wettkämpfe in Sport und Musik und ein fröhliches Lagerleben. Jeden Herbst kommen die alten Herren und die Mütter zurück zum Wiedersehensfest, dem „homecoming“: alle Studentenhäuser sind geschmückt zum Willkommen, eine Parade der Studentenverbindungen und ein Fußballspiel feiern die Verbundenheit zwischen Universitäts- und Staatsleben.

Das amerikanische Volk glaubt opferfreudig an Erziehung. Wie sehr die Universität auf Entwicklung angelegt ist, mag das Beispiel von Oklahoma zeigen: dieser jüngste Staat der Union wurde erst 1907 als Staat gegründet. Seither hat sich seine Universität aus einem kleinen bescheidenen College zur führenden Schule des Südwestens erhoben und zählt 6200 Studenten. Ihr wissenschaftlicher Verlag hat sich besonders durch Veröffentlichungen zur Erkenntnis der Indianer bekannt gemacht, deren letztes großes Zufluchtsgebiet Oklahoma war;

auch die Kunstschule der Universität hat in der gleichen Richtung auf Erschließung der starken künstlerischen Begabung der Indianer gewirkt und hat ihren Anteil an der veränderten Indianerpolitik der Roosevelt-Verwaltung.

Zum Unterschied von der europäischen Universität kennt die amerikanische keine theologische Fakultät. Dafür bewegt sich ihr öffentliches Leben in religiösen Formen. Jedes akademische Jahr wird mit einem kurzen Gottesdienst eröffnet und beschlossen. Den neuen Studenten werden die Pfarrer der verschiedenen Kirchen vorgestellt. Außerdem haben sich die Kirchen zusammengetan, um eine „Religionschule“ zu unterhalten, die mit der Universität lose verbunden ist. Bibel und Kirchenfunde werden da studiert, öffentliche Vorträge gehalten — ein gelehrter Rabbi vertritt das Alte Testament. Und die Kirchen haben alle ihre regen Studentengruppen, ernste junge Leute, die um religiöse und soziale Lebensbeseinnung bemüht sind. Auch manche Professoren sind in solchen Gruppen außerdienstlich tätig. Es war auch mir immer eine große Freude, in solchen Zusammenkünften mitzuwirken.

Die Studentenschaft gliedert sich in Gruppen. Erst in spätern Semestern wohnt man einzeln, um dem Studium ungestörter obzuliegen. Die Tausende der College-Studenten aber finden sich in sogenannten Bruder- und Schwesterschaften, fraternities und sororities. Diese leben in großen Gemeinschaftshäusern, die um den Campus herum ganze Quartiere bilden und baulich zum Sehenswürdigsten in den Staaten gehören. In diesen Palästen inmitten wohlgepflegter Gärten, die von den „Füchsen“ (dort heißen sie „Frösche“) im Stand gehalten werden, in wohllich schönen Hallen mit riesigen Kaminen leben die besser Bemittelten mit ihrer „Hausmutter“, ein eigenartiger amerikanischer Beruf, diesen Jünglingen als Hausmutter vorzustehn. Daneben baut der Staat die dormitories, ähnliche Häuser, bei denen das Kasernenmäßige möglichst vermieden wird, für die weniger Bemittelten; auch die dormitories haben ihre Hausmütter. Die fraternities und sororities bilden nationale Vereinigungen, so daß ein Mitglied über die ganzen Staaten hin seinesgleichen auffuchen kann und in einer neuen Stadt rasch Anschluß findet. Die Häuser sind mit Buchstaben des griechischen Alphabets gekennzeichnet; es sind die Anfangsbuchstaben eines moralischen Sinnspruchs in griechischer Sprache, der vor Nichtmitgliedern streng geheimgehalten wird. Es gibt auch sonst „Geheimnisse“, deren teilhaft zu werden für viele der kindliche Traum ihres Lebens ist. Vor zwei Jahren wurde ich gewürdigt, von einer fraternity zum Ehrenmitglied aufgenommen zu werden. Da ich mich bei Gott verschwören mußte, nichts zu verraten, so kann ich nur andeuten, daß die Aufnahme eine sehr feierlich religiös-mittelalterlich verbrämte Handlung ist; draußen stehn Wachtposten gegen Störung durch feindliche Gruppen oder Neugierige, drinnen geht es großartig schaurig zu. Die Nacht vor der Aufnahme wird der Prüfling durch besondere Märchenaufgaben am Schlafen verhindert, so daß er beeindruckbar durch das Fegefeuer der Aufnahme geht, und am Schluß wird er nochmals das Opfer übermütigen Schabernacks, bevor er sich ausschlafen kann. Nachher darf er die wertvolle Bruderbroche tragen, die er im Fall einer Verlobung seiner



Ausblick auf den Union Tower mit dem American Iris Society Test Garden und einer Ecke des College of Education Building. Universität Oklahoma

Braut als Verlobungszeichen anheftet. Solche Verlobungen werden dann von seiner fraternity und ihrer sorority gebührend mitgefeiert.

Solche Romantik bringt Farbe und Aufregung ins Studentenleben. Aber hauptsächlich bringen die fraternities den „Brüdern“ jenen Schliff bei, den sie ja nicht durchweg von Hause aus mitbringen, und üben und stärken den Sinn für Gemeinschaft, die wie jede von Parteiung und vom Leichtsinne der Einzelnen bedroht ist. Ich hatte oft Gelegenheit, den Ernst zu bewundern, mit dem die Führer um die Erhaltung ihrer Gemeinschaft ringen. Jede Woche findet eine Sitzung statt, in welcher Schwierigkeiten behoben, Anregungen gemacht und Tadel ausgesprochen werden. Der Außenstehende sieht von diesen Sorgen nichts, denn nach außen herrscht lächelndes Schweigen. Eine fraternity muß ein gewisses Niveau halten, wenn sie nicht im Daseinskampf unterliegen will. Wenn sie licherlich wird, ihren Namen oder Kredit verliert, so bekommt sie keinen Nachwuchs und stirbt ab. Auch die Schulleistungen zählen mit und werden in der Campuszeitung veröffentlicht.

Außer diesen geschlossenen Vereinen gibt es natürlich freie Vereinigungen: da wird Musik, Gesang, Schach gepflegt, da werden öffentliche Fragen erörtert, werdende Schriftsteller kommen zusammen, um sich ihre Versuche vorzulesen. Im Herbst und Frühling geht's auch etwa hinaus in die Wildnis, zu einem Picnic: beim lodernden Feuer unter funkelndem Sternenhimmel habe ich mich schon öfters an Studentenwit warm gelacht. Dieser persönliche Verkehr zwischen Studenten

und Professoren gehört zum Universitätsleben, manche Professoren halten ihr wöchentliches „offenes Haus“ für ihre Studenten.

Das gesamte soziale Leben des Campus ist einem Beamten und einer Beamtin der Universität unterstellt, hochbezahlten Studentenberatern. Diese Berater walteten als Jugendrichter, schlichteten Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitstudenten, denn es kommt sehr häufig vor, daß Studenten irgendwelche Arbeit verrichten, um ihr Studium zu verdienen. Auch die heiklen sexuellen Schwierigkeiten führen oft zum Berater. Er ergänzt die sachliche Erziehung nach der moralischen Seite hin.

Auch unter den Professoren besteht mehr öffentliche Geselligkeit als in Europa. Auf jedem Campus gibt es ein Klubhaus der Fakultät, wo man sich zu verschiedenen Anlässen trifft: wissenschaftliche und politische Vorträge und Aussprachen wechseln ab mit Tees, Bällen, Festen oder man kommt auch einfach, um Tennis oder Billard zu spielen oder Zeitschriften zu lesen. Das Klubhaus dient auch dazu, berühmte Gäste zu beherbergen, Sprecher oder Künstler.

Im Forum wird die nationale und die Weltpolitik öffentlich erörtert. Letztes Jahr hatten wir im Forum Massenbesuch, wenn das Für und Wider in Spanien oder Roosevelts Vorschlag der Bundesgerichtsreform diskutiert wurde. Einmal wurden auch die Vertreter der größten Zeitungen des Staates eingeladen, um über die Aufgaben der Presse zu sprechen, und die klaffenden Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit wurden den Herren deutlich zu Gemüt geführt.



Der Haupteingang des Campus der Universität von Oklahoma. Auf der linken Seite ein Teil des Engineering Building. In der Mitte das Geology Building und auf der rechten Seite das Art Building

Der Philosophie-Klub dient neben fachphilosophischen Zusammenkünften der Besinnung auf die Grundsätze, die täglichen Problemen der Politik und des Lebens zugrunde liegen. Auch allgemeine weltanschauliche Fragen, wie das Verhältnis von Vernunft und Glaube, finden regen Zuspruch und entfesseln zähe Meinungskämpfe, die zuweilen nachher in einer Studentenkeipe auf dem Campus bei einem Glas Bier noch fortgesetzt werden.

Hochschule der Kameradschaftlichkeit: das gilt zum Teil auch für die Kollegen; man vergibt sich nichts, wenn man sich zueinander ins Kolleg oder Seminar setzt oder gemeinsam einen Kurs unternimmt. Als ich vor sieben Jahren nach Oklahoma kam, fand ich zwar vorzüglich entwickelte Kunstschulen und Kunstgeschichte, einschließlich orientalische, aber keine Ästhetik. Vor zwei Jahren gelang es mir nun, meine allgemeine Ästhetik durch eine praktische Einführung zu unterbauen, bei der ich alle departments zur Mitarbeit gewinnen konnte. Der Landschaftsgärtner machte den Anfang, indem er von seiner Arbeit erzählte und sie im Campus aufwies. Dann kam ein Architekt, ein Plastiker, der eine ganze Ladung Figuren mitbrachte, eine Malerin, eine Tänzerin, zwei Musiker, Vertreter der Literatur, des Sprechens, Theaters und Kinos. So wurde die Welt der Künste umschritten, künstlerisches Schaffen und Aufnehmen bewußt gemacht oder kritisch auf den Mangel künstlerischer Kultur hingewiesen. Ähnlich hat auch ein Fachkollege die wissenschaftlichen departments zur Mitarbeit an einem Kurs gewonnen, der auf Erkenntnistheorie und Metaphysik hinzielt. Solches „team-work“ ist um so bedeutungsvoller, als es nicht nur eine Abmachung zwischen Einzelnen ist, sondern wie jeder neue Kurs von der Fakultätsversammlung gutgeheißen wird. Auf gut demokratisch ist dadurch jeder genötigt, sich für eines jeden Arbeit zu interessieren oder wenigstens Notiz davon zu nehmen.

Das Herz der Universität ist das College. Es geht auf die mittelalterliche Überlieferung zurück. Damals gab es drei Fakultäten, die für das Heil des Körpers, das Heil des Bürgers und das Heil der unsterblichen Seele sorgten, die Fakultäten der Medizin, der Jurisprudenz und der Theologie. Diesen vorgelagert war die Schule der sogenannten sieben freien Künste, wo man sich die notwendigen Vorfertigkeiten aneignete. Dieser mittelalterliche Plan liegt der Zweigliederung der englisch-amerikanischen Universität zugrunde. In den Staaten fiel die Theologie, wie schon bemerkt, an die verschiedenen Kirchen zurück. Neben den übrigen bleibenden Fakultäten der Medizin und der Rechtskunde entwickelte sich eine Mehrzahl von Fachschulen, zusammengefaßt als graduate school. Und das vorgeordnete College blieb als gemeinsame Vorbereitung für das Fachstudium erhalten. Mathematik, Naturwissenschaften, alte und neue Sprachen, Schule für Journalisten, die in Amerika eifrig geförderten Gesellschafts- und Staatswissenschaften, Psychologie, Soziologie, Geschichte, theoretische und praktische Wirtschaftskunde, Philosophie und die verschiedenen Künste ergeben ein ungemein reiches und bewegtes Gesamtbild des College. Bei Vergleichen mit der kontinentalen Universität muß man sich dieser anglo-amerikanischen Zweigliederung in College und graduate school bewußt bleiben. Nicht das viel umfangreichere amerikanische Gesamtgebilde, sondern nur die graduate school, die Spitze, ent-



Schule des Petroleum Engineering Building und die Raffinerie, der einzigen auf einem Universitäts-Campus in Amerika (Oklahoma)

Photos: Roy E. Heffner. Norman. Oklahoma

spricht unserer Hochschule. An den Lehrer stellt dieses Doppel- und Massenwesen große erzieherische Anforderungen, er muß Schulmeister und Gelehrter in einer Person sein können. Überall ist dieses ungeheure Wagnis einer Volkserziehung unter Wahrung hoher Qualität in ständiger kritischer Bewegung.

Dieses lockere, flüssige, bewegte Wesen erlaubt dem Lernbegierigen weiten Spielraum, obzwar andererseits diese Beweglichkeit durch die Vorschriften der departments auch wieder eingeengt wird. Auch nach dem Master- oder Doktor-Examen ist der junge Akademiker begünstigt. Der Andrang an die höheren Schulen und die Vervielfältigung der Studien erzeugen einen großen Bedarf an jungen Hilfskräften. Als assistent oder instructor kann er meistens unterkommen und seine Studien lehrend fortsetzen. Außerdem gewähren die größeren Universitäten ihren berühmten sabbatischen Urlaub für Professoren, die sieben Jahre gelehrt haben, die ihr Freijahr zu Studien, meistens in Europa, benutzen. So gibt es Gelegenheiten für eben flügge gewordene doctores, ihre praktischen Erfahrungen als Stellvertreter zu sammeln. Diese Erleichterungen der akademischen Laufbahn tragen zur Freude am Studium bei und bedingen jene Steigerung mit, die auf allen Gebieten des Geistes in Amerika zu beobachten ist.

Auch Stiftungen für Studenten und für angehende Akademiker sind aus dem Universitätsleben nicht wegzudenken. Sogar Staatsuniversitäten erhalten Museen und Sammlungen von privaten Gönnern. Wegen der engen Verflechtung der Industrie mit den Naturwissenschaften geht zwar der Löwenanteil an diese. Doch es gibt auch einige große geisteswissenschaftliche Stiftungen. So wohnte ich z. B.

vor acht Jahren der Eröffnung eines wundervollen Gebäudes bei, das dem department für Philosophie an einer der zwei Universitäten in Los Angeles geschenkt worden ist. Im Kreuzgang um den Hofgarten liegen Klassenzimmer und die Räumlichkeiten für die philosophische Zeitschrift „The Personalist“. Im kirchenähnlichen, turmgeschmückten Hauptgebäude liegt unten das Auditorium, oben die große Fachbibliothek. Diese Stiftung stammt von einem Vater, dessen zwei Söhne dort Philosophie studiert hatten und dann im Weltkrieg gefallen waren.

Ein amerikanischer Wig lautet zwar, die Universität sei ein Sportplatz mit Studiengelegenheiten für körperlich Schwachbegabte, doch braucht man diese Selbstverspottung nicht für bar zu nehmen. Der Sport geht nicht über das hinaus, was wir auch in Europa kennen, und wenn man bedenkt, daß Amerika keine allgemeine Dienstpflicht kennt, so kommt man zu der lekerischen Ansicht, daß die europäische Jugend mehr körperliche Ausbildung hat als die amerikanische. Allerdings haben auch die amerikanischen Staatsuniversitäten ein militärisches department, wo praktisch und theoretisch Wehrwissenschaft getrieben wird, und meistens sind zwei Wochenstunden für ein Jahr oder so obligatorisch. Die Fußball- und Handballspieler sind ausgewählte, halb berufliche Mannschaften, welche die großen Spiele von Universität zu Universität liefern, zu denen unter großem Hallo und Tamtam zusammengetrommelt und aufgeboten wird. Aber überschätzt wird die rein körperliche Erziehung keineswegs. Die einseitige Bevorzugung eines Lebenswertes würde der amerikanischen Lebensauffassung durchaus widersprechen, denn die verlangt die volle Entfaltung aller Menschenmöglichkeiten, sofern diese in Freiheit nebeneinander sich behaupten können.

Es gibt bekanntlich heute schon eine ganze Reihe von amerikanischen Trägern des wissenschaftlichen und literarischen Nobelpreises. Solche Leistungen entspringen natürlich nicht nur isolierter Genialität, sondern erwachsen aus der breiten Vorbereitung wissenschaftlicher Arbeit und gründlicher Zusammenarbeit. Die Forderungen, die in einem Doktorexamen gestellt werden, sind streng. Ja, es ist schon zu der für Europa beschämenden Tatsache gekommen, daß amerikanische Universitäten Anlaß hatten, vor billigen europäischen Titeln und ihrer Käuflichkeit zu warnen. Die freudige Aufnahme einer Anzahl von führenden deutschen Wissenschaftlern beruht auf sachlicher Bereitschaft.

Ich darf aber wohl annehmen, daß die steigende Weltbedeutung amerikanischer Wissenschaft bekannt ist. Immer noch unbekannt scheint dagegen die Kulturarbeit der amerikanischen Universität zu sein. Ich habe schon auf die Künste hingewiesen — in Europa ist es selbstverständlich, daß man Musikwissenschaft nur treibt, wenn man sich auch ausübend mit Musik beschäftigt. Drüben gilt dasselbe auch für Literatur und Künste. Das drama department sorgt dafür, daß auf dem Campus-Theater das Drama leibhaftige Gestalt annimmt, und im kleinen Studio-Theater drängen sich selbstgefertigte Stücke ans Rampenlicht. Zum englischen department gehört auch „creative writing“, auch wird gelesen, registriert, chorgesprochen. Die Fremdsprachen haben ihre Klubs, die Konversation pflegen, deutsche, französische, spanische Stücke und Lieder ausführen. In Oklahoma sind

die Fremdsprachen an einer gemeinsamen Vierteljahrszeitschrift „Books Abroad“ beteiligt, die vom Universitätsverlag herausgegeben wird und sich einer Verbreitung über die ganze Erde erfreut, sogar in Siam. Die fremdsprachigen Literaturverteilungen werden da der amerikanischen Öffentlichkeit in kurzen Aufsätzen und Buchbesprechungen nähergebracht. In all diesen Dingen herrscht die Hoffnung, daß auf breiter Grundlage und bescheidenen Anfängen Vollkommeneres erwachsen möge.

Den Höhepunkt dieser vielfältigen Bestrebungen bildet in Oklahoma die jährliche Oper. Musik, Malerei, Drama und Tanz wirken da zu einem gemeinsamen Werk zusammen, das den Campus monatelang in Atem hält, von den Beratungen an, was man aufführen könne bis zur zweimaligen Aufführung kurz vor dem Schluß des zweisemestrigen Jahres.

Es kann nicht fehlen, daß solche Bemühung auf das Land ausstrahlen muß, und tatsächlich sind erfreuliche Auswirkungen schon heute nicht zu übersehen. Amerika ist in starker Bewegung, und was vor zehn Jahren galt, ist heute schon wieder weit überholt.

Das Ideal der amerikanischen Universität ist nicht mehr das der mittelalterlichen Universitas, deren vier Fakultäten den Umfang der Schöpfung ausschritten. An seine Stelle tritt der Glaube an den totalen Menschen. Er ist die Einheit in der Vielfalt seiner Entwicklungsphasen, er ist die Brücke, die seine gegensätzlichen Lebensinteressen überspannt. Ich kann diesen Glauben am besten durch einen Vorgang verdeutlichen: jedes Jahr wird nämlich ein Vertreter jedes Staates für drei Jahre nach Oxford in England entsandt, das ist die sogenannte Rhodes scholarship. Begreiflich ist der Kampf um diese Auszeichnung heiß. Man wird niemals einen Athleten noch einen einseitig fachwissenschaftlichen Intellektualisten erwählen. Man verlangt vielmehr eine philosophische Umsicht, Tüchtigkeit im Einzelnen, aber Weitblick im Ganzen, moralische und kameradschaftliche Führereigenschaften und Aufgeschlossenheit für die Nöte der Zeit. Man sieht auf den ganzen Menschen.

Schopenhauer und das Jahrhundert

Sein Bild wandert von einer falschen Zeit aus gesehen durch die Vorstellung der Nachwelt. Schopenhauer — das ist der alte, böse, verbissene Menschenverächter, der Greis mit dem zornig gesträubten weißen Haar zu beiden Seiten des verknitterten harten Gesichts mit den kalten, strengen, verneinenden Augen. Wenn sein Name fällt, denkt man an das Bild des Pessimisten — des Verkünders des ewig unbefriedigten Willens, der sich nur sich selbst negierend zum Schweigen und zur Erlösung bringen kann. Der alte Schopenhauer, der sein Werk längst hinter sich hatte und Jahrzehnt um Jahrzehnt gierig auf den verspäteten Erfolg wartete, hat sich vor die Erscheinung des Zwanzigers geschoben, der einst das entscheidende Werk schuf — und hat damit die Stellung des Phänomens in seinem Jahrhundert wunderbar verfälscht und die Erscheinung Schopenhauer aus der eigentlichen Wirklichkeit und den wirklichen Beziehungen des Geistes, wenigstens für die allgemeine Betrachtung herausgestellt.

Als Arthur Schopenhauer im Freistaat Danzig geboren wurde, war Beethoven 18 Jahre alt; Kant hatte gerade die „Kritik der reinen Vernunft“ in der zweiten Auflage herausgebracht, und die französische Revolution hatte noch nicht begonnen. Der Sohn des Kaufherrn Heinrich Floris Schopenhauer, dessen Vorfahren aus Holland nach der Weichselstadt eingewandert waren, war ein Kind des 18. Jahrhunderts — während die allgemeine Betrachtung ihn als eine Gestalt der Mitte, ja sogar der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts empfindet. Als er, schon weit gereist und kundig fremder Länder und Sprachen, die Universität Göttingen bezog, hatte Goethe gerade den ersten Teil des Faust und die Wahlverwandtschaften herausgebracht, die Heidelberger Romantik, die erste Wendung zum Wirklichen, hatte eben erst eingesetzt, und Wilhelm von Humboldt begann seine Reform des preussischen Unterrichtswesens. In der Zeit, in der der junge Privatgelehrte, der zuvor, den Wunsch des Vaters respektierend, als Kaufmannslehrling jahraus, jahrein den Kontorfessel bestiegen hatte, zu seiner Arbeit kam und das entscheidende zentrale Buch seines Lebenswerkes schrieb, erschienen Uhlands Gedichte und Arnims „Kronenwächter“ — und in dem Jahr, in dem der Verlag Brockhaus in Leipzig nach seinem ersten Konversationslexikon „Die Welt als Wille und Vorstellung“ von Dr. Arthur Schopenhauer erscheinen ließ, legte der Geheimrat Goethe der Welt seinen „Westöstlichen Divan“ vor. Der Kammergerichtsrat Hoffmann lebte noch, der junge Grillparzer hatte gerade seine „Ahnfrau“ geschrieben — und von den Müllerliedern waren gerade erst die Texte neu: die Musik kam erst fünf Jahre später.

Man muß sich, um der Erscheinung Schopenhauers die rechte Nachbarschaft zu geben, dies wieder einmal möglichst eindringlich vergegenwärtigen. Die Leistung

dieses Lebens ist Leistung junger Jahre, nicht Werk eines verbitterten Alters. Die Daseinsverneinung ist Protest eines jungen Menschen gegen eine Welt, die dem Ideal sich nicht beugen will — und zuletzt ist der Aufbau des Systems auf den Willen auch Konsequenz junger persönlicher Erfahrungen im Reich des Sinnenlichen und des Triebs. Die Welt als Wille und Vorstellung ist nicht das späte Ergebnis bitterer Erlebnisse eines langen Daseins, sondern Dokument junger empfundener Forderungen an die Welt — ist Romantisch, wie es sich für das Jahrzehnt zwischen 1810 und 1820 gehörte. Schopenhauer ist trotz Schelling der erste Romantiker der Philosophie, derjenige, der ihr die Wendung vom Allgemeinen des Denkens zunächst zum Allgemeinen des Existenzgefühls — und damit im weiteren Verlauf zuletzt zur Auflösung im Individuellen gibt. Es war nur eine letzte Konsequenz, wenn Julius Bahnsen zwei Menschenalter später den Schleier der Maja, den Trug der Individuation fallen und den all-einen Willen Schopenhauers in seine Willensmonaden zerfallen ließ. Der geistige Vorgang, an dessen Beginn sich Schopenhauer mit seinem Werk von 1819 stellte, und an dessen Ende die Existenzphilosophie ihr Haupt erhob, bekam damit nur noch eine philosophische Umschreibung, als der Prozeß bereits entschieden war.

Etwas Sinnbildhaftes bekommt von hier aus gesehen auch der viel berufene Haß Schopenhauers gegen Hegel. Es war nicht nur die gesunde Abneigung des Jüngeren gegen den berühmten Vorgänger, der ihm den Raum streitig machte und den Weg verstellte: es war ein überpersönlicher, metaphysischer Gegensatz, der sich hier auswirkte — und zugleich ein Haß gewissermaßen von der Zukunft her. Hegel war die letzte grandiose Deutung und Durchleuchtung der Welt vom fast Anti-Persönlich-Geistigen aus — eine Deutung zugleich so sehr von der Wirklichkeit des Geistigen, des einen Pols des Lebens her, daß ein so instinkt-sicherer Kopf wie Schopenhauer unbedingt schon etwas von der kommenden Zukunftsherrschaft dieser Welt spüren mußte. Diese Welt war ihm wesenfremd und wesenfeindlich, schon weil sie zuletzt auf dem Weg über die auch noch geistige Ordnung der „Fabrikware der Natur“ für das Individuum und nun gar für das geniale Individuum höchstens noch einen Raum als Geschäftsführer der anderen, der Massen, übrig ließ: er fühlte, wie diese Welt des verwirklichten Geistes, die Hegel sah, zum mindesten ebenso stark war, wie seine des an sich selber zehrenden Willens, des Einzelnen, der den Geist nur als Laterne und als Mittel zur Befreiung vom Wirklichen empfand. Er hat sicher zuweilen selber den Gegensatz zwischen sich und dem Verfasser der Phänomenologie als den Gegensatz zwischen dem Verbundenen und dem Unverbundenen erkannt, zuletzt als ein Gegeneinander von Erkennen und Deuten — von Denken und Dichten, von überpersönlichem und allzu persönlichem Individuum. Was man später fälschlich den Kampf zwischen Geist und Seele genannt hat, nimmt hier seinen Anfang, obwohl man Schopenhauer nur in Andeutungen zum Vertreter der Seele machen kann, weil er, wenn auch als einer der Letzten, selbst ebenfalls noch unter dem Bann der großen Geistigkeit der Zeit von 1800 stand.

Der Kampf zwischen Schopenhauer und Hegel blieb nicht auf ihre Lebenszeit beschränkt: er hat das Jahrhundert beherrscht und herrscht heute noch, wenn auch

mit einer seltsamen Verschiebung. Die Betrachtungsweise Hegels, des unwirklich allgemeinen Propheten des Geistes, ist in die Wirklichkeit eingegangen, Ordnungsprinzip und Deutungsmittel realster Vorgänge geworden: Schopenhauer, mit dessen Willen als Grundwesen der Welt zum erstenmal das Reale, die Wirklichkeit, erfolgreich in die philosophischen Bezirke einbrach, ist in ungeahntem Ausmaß Herr der geistigen Bereiche geworden. Zuerst versuchten Eduard von Hartmann und Julius Bahnsen die feindlichen Welten der Dialektik und der Willensmetaphysik zusammenzuzwingen: dann kam Friedrich Nietzsche und gab dem Erbe Schopenhauers die Wendung ins Moderne. Aus dem bloßen Willen, der nichts will als Wollen (bei Bahnsen später sogar nichts als Nicht-Wollen) machte Nietzsche den Willen zur Macht: aus Schopenhauers genialem Menschen wurde unter seinen Händen der Übermensch. Über dem Werk Nietzsches aber, mit einer merkwürdigen Beimischung der Lebensangst, der der Zarathustradichter mit seiner Begriffsdichtung immer zu entgehen suchte, erwuchs die moderne Existenzphilosophie, in der nun das von Hegel dem Weltgeschehn geopfert Individuum heimlich als neuer Träger des Ganzen wiederkehrt. Die Entscheidung über den endgültigen Sieg, die immer nur ein Ausgleich wird sein können, steht noch aus — zumal Schopenhauer noch auf einem zweiten Wege Herr des Jahrhunderts geworden ist, nämlich über die Musik. Nicht so sehr durch ihre tief sinnige Deutung als einer unmittelbaren Darstellung des Weltwillens selber ohne jede Zwischenschaltung der Idee, deren die anderen Künste bedürfen, als vielmehr durch den Einfluß, den er auf den zweiten großen Spätromantiker des Jahrhunderts, auf Richard Wagner, geübt hat. Wagner, durch Herwegh auf Schopenhauer hingewiesen, hat in der Erzählung seines Lebens selbst bekannt, wie tief der Eindruck der Lektüre auf ihn gewesen sei, wie er selbst erst jetzt — es war im Jahre 1854 — seinen Wotan verstanden hätte. Die beiden großen Sensualisten mußten eines Tages zusammenkommen — schon weil sie beide aus der Kraft dieses sensuellen Daseins das gleiche Gefühl der Sicherheit und Unangreifbarkeit besaßen, um das ihr gemeinsames Opfer, Friedrich Nietzsche, zeit seines Lebens in heißem Bemühen gerungen hat. Sie hatten beide eine verwandte Grundbeziehung zur Musik als Vorgang, obwohl Schopenhauer sein Leben lang an Mozart und Rossini festhielt und für Wagners Schaffen keinerlei Verständnis aufgebracht hat: sie mußten, aus der Verwandtheit ihrer Grundanlage, aus der naturbedingten ständigen Spannung in ihrer Beziehung zur Welt bei dem Erlösungsgeanken, besser bei dem Erlösungsbedürfnis ankommen. Die Romantik von Novalis bis zu Hoffmann spielte mit dem Gedanken der Erlösung: für Schopenhauer wie für Wagner wurde von ihrem individuellen Verhältnis zum Leben aus die Erlösung über den Gedanken hinaus ein lebendiger Faktor des Daseins, ersehntes Ziel eines Lebens, das nie bloßes Dasein, sondern immer Wollen, Spannung, Forderung war. Wagner hat oft bekannt, wieviel er auch von dem Denker Schopenhauer empfangen hat: der Ring, der Parsifal sind voll tiefer Beziehungen auf die Gefühls- und die Gedankenwelt Schopenhauers, worüber der feindgewordene Nietzsche dann wieder die Lauge seines überlegenen Sports ausgegossen hat. Auf dem indirekten Weg über Wagners Dichtung ist Schopenhauers

Erlösungssehnstucht viel weiter in die Welt gedrungen als auf dem direkten Weg über sein Werk.

Sehr eigen ist, wie schon der junge Schopenhauer das späte Jahrhundert und seinen Wandel in der Betrachtung von Geschichte und Natur vorwegnimmt. Für Hegel ist die Geschichte noch alles, weil in ihr sich der Weg des Geistes zu sich selber verwirklicht: für den ersten Wirklichkeitsmenschen Schopenhauer ist sie belanglos, ewig wiederkehrender Jank von Kindern um Nüsse und Spielmarken, Geschrei um ein Nichts, in dem nur Narren eine Entwicklung zu sehen vermögen. Der junge Schopenhauer hatte zu früh in die Werkstätten der Histerie geblickt, als er auf der großen Europareise mit den Eltern in den Arsenalen von Toulon die Sträflinge und Gefangenen für Napoleon Munition herstellen sah: das Elend und die fürchterliche Not, die er dort erlebte, zerbrachen für ihn das Pathos der Geschichte und ihre Romantik. Seitdem haßte er Napoleon und nicht nur Napoleon: die ganze Weltgeschichte wurde für ihn ein neuer Schleier und Trug — über den der junge Mensch mit seiner internationalen Schulung verächtlich und leise blasiert zugleich hinweg sah. Die Geschichte wurde ihm von der Einzelwirklichkeit her unwirklich — obwohl er konsequenterweise von seinem System aus auch das Leid des Einzelnen nur für ein Trugbild vom Prinzip der Individuation aus hätte ansehen müssen. Dafür löste er gleichzeitig die Natur aus der Betrachtung des 18. Jahrhunderts und schuf die Grundlagen für die heutige Anschauung der Beziehungen der Lebewesen untereinander. Wie seine Geschichtsbetrachtung die Voraussetzungen für den Antiheroismus etwa Bernhard Schaws schuf, der Schopenhauer überhaupt so manches verdankt, so wurde seine Wertung der organischen Welt Grundlage für die moderne Ansicht vom Leben der Tiere, der Pflanzen. Er zerstörte die Fundamente der sentimentalen Naturbetrachtung, mit der sich das 18. Jahrhundert begnügt hatte: er legte den Grund zur Individualisierung auch der Tierwelt. Er sah auch dort den Kampf ums Dasein, die gegenseitige Vernichtung — den Willen, der unerlöst an sich selber zehrte und immer neue Leiden schuf. Die moderne Biologie wie die neue Tierdarstellung haben ihm die ersten Unterlagen zu verdanken, wenn auch die Einzelheiten im Lauf der Zeit härter, schärfer, unbarmherziger geworden sind.

„Der junge Schopenhauer hat sich mir als ein merkwürdiger und interessanter Mann dargestellt“, schreibt Goethe im November 1813 an Knebel. „Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sirkleva in das Kartenspiel unserer neueren Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passieren lassen; ich finde ihn geistreich, und das übrige lasse ich dahingestellt.“ Fünf Jahre später sitzt Goethe, wie Arthurs Schwester Adele berichtet, über dem Hauptwerk, das ihm der Verfasser sofort zugehen ließ: er hat sich's in zwei Teile zerschnitten, und schon nach einer Stunde schickt er einen Zettel an Fräulein Schopenhauer und läßt sagen, er glaube, daß das ganze Buch gut sei. Später erzählt dann Ottilie der Freundin, der Vater sitze über dem Werk und lese es mit einem Eifer, wie sie es noch nie an ihm gesehen. Er meinte, auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; schließlich aber hat er das Buch dann doch nicht zu Ende gelesen. Der scharfsinnige Eigensinn, wie er Schopenhauers Wesen glänzend umschrieb, hat ihn zuletzt doch wohl nicht mehr

festgehalten, und die fremde Welt hatte, trotz der mannigfachen Beziehungen, die ihn mit Schopenhauer auf dem Gebiet der Farbenlehre verbanden, wenig mit der seinen zu tun. Der alte Herr war im Grunde schon weiter als der junge Autor, den die Mutter einst zu ihm gebracht hatte. Schopenhauer beherrschte die eine Hälfte seines, des 19. Jahrhunderts; Goethe griff darüber hinaus in eine Welt, deren Vision er allein hatte. Die grimme Triebwelt, die hundert Jahre später ihre dramatische Verdichtung bei Frank Wedekind fand, interessierte ihn doch nicht mehr so sehr; er war über dies Alter schon hinaus im Bereich einer Zukunft, von der Schopenhauer wenig sah. Er überließ ihm die Gegenwart und die nahe Zukunft, obwohl die die Welt als Wille und Vorstellung so wenig beachtete, daß der größte Teil der Erstauflage nach kaum zehn Jahren eingestampft wurde: seine Welt ging zuletzt doch mehr nach der Eingestung Hegels. Er schrieb den zweiten Faust, der das Zeitalter der Technik und der Tüchtigkeit vorwegnahm — und er sah dahinter noch ganz andere Umwälzungen voraus, als sie der Romantiker Schopenhauer ahnte. Er sprach darüber mit Adam Mickiewicz, sehr unpathetisch und sachlich; mit Arthur Schopenhauer hat er sich nicht mehr über sein Buch unterhalten. Er hatte ihn mit seinen Erkenntnissen und Einsichten trotz all des Neuen, was der Jüngere brachte, schon damals, als Schopenhauer gerade 30 Jahre alt war, weit hinter sich zurückgelassen und hat dem Jahrhundert einen Weg gezeigt, den es erst heute langsam wieder zu sehen beginnt. Goethe konnte sich wohl für den eigensinnigen Scharfsinn und scharfsinnigen Eigensinn des jungen Mannes interessieren: sowohl der Kantische Anteil des Systems wie die Schopenhauerische Willensmythologie blieben ihm fremd — und das Platonische konnte er auch nur ganz unmetaphysisch real von seinen eigenen eidetischen Fähigkeiten aus aufnehmen. Er ahnte vielleicht, daß er damit im Grunde die ganze Welt Schopenhauers aus den Angeln hob, indem er ihrer noch mittelalterlich befangenen Halbwirklichkeit seine wirkliche Erfahrung des Realen entgegenstellte. Er hatte schon recht, wenn er ihn bereits 1819 nicht mehr zu Ende las. Das 18. Jahrhundert, das sich da noch einmal romantisch aufbäumte, hatte er lange schon hinter sich.

Sturz der Göttin

Das seltsame Schicksal des Fräulein Aubry

Erzählung

Copyright by the Author 1938

II.

„Das kleine Fräulein Angelika' — wenn ich solche Sprüche der Annäherung schon höre!“

So war Großmutter zornig aufgebraust, als ich ihr die Erzählung ihres Bruders wiedergab.

„Als ob der Geist allein den Menschen ausmacht! Angelika war wahrhaft groß; sie besaß die große Liebe!“

Und auf Onkels Blindheit für die tatsächliche Vollendung dieses Daseinsweisend, hatte seine Schwester den grimmigen Satz geprägt:

„Nur die Nacht vermag nicht zu prüfen; ihr ist alles eine Dunkelheit. Um die arme Göttin' aber war das Licht, das keine Prüfung scheut.“

Wieder sprachen wir von Angelika Aubry . . . und daß wir es konnten, ja, daß wir überhaupt etwas von dieser Frau und ihrem herben Schicksal wußten — wir verdankten es dem Menschen, welchem Großmutter's streiterische Einfalt ein „Herz der Dunkelheit“ nachsagte, nur weil er ein helles Hirn besaß (und seine große Vorsicht vor den „Wettern“).

Dabei hatte Onkel Franz die „rührselige Weibsgeschichte“ mit derselben Sorglosigkeit betreut wie diejenige ihres Urhebers im Geiste, des Barons von Cloots:

★

Der hatte seinen Wortschwall gegen die „Gottesherrschaft“ kaum beendet, als er zum Prokurator von Paris gebeten wurde.

„Ihr seid das Evangelium des neuen Kultes!“ rief der Prokurator schwärmerisch dem Schwärmer zu. „Ich will ihm die Gemeinde schaffen!“

Anacharsis war begeistert.

„Am 20. Brumaire spielen wir vor dem Hochaltar der ehemaligen Kathedrale das großartige Ballett „An die Freiheit!“

„Gossees Machwerk?“

Der junge Baron strich seine spitze Nase. Als Stammgast der Oper war ihm das Zweckstück ihres Kapellmeisters, eine Kantate mit tänzerischen Zwischenakten, längst bekannt.

„Bürger Cloots, Ihr seid ein Geschmäckler des ancien régime!“ kanzelte der Prokurator Chaumette, ein früherer Zimmermann, den gebildeten Anacharsis ab, „Gossees Spiel gefällt dem Volke, das unser höchster Richter ist!“

„Und wer spielt die ‚Göttin der Vernunft‘?“ fragte der ehemalige Baron leichthin, um einem unfruchtbaren und gefährlichen Streitgespräche zu entgehen.

„Natürlich das beste Pferd im Stalle unserer Kunst!“ erwiderte der Prokurator mit dem Brustton einer bedenkenlosen Unentwegtheit.

„Die Maillard? — ein köstlicher Einfall!“

Anacharsis schüttelte das Lachen, so daß die sauber gepuderten Locken der Perücke bebten. Das Spitzentüchlein von dem Munde knüllend, gurgelte er:

„Diese Betschwester! — Sie hat — die Nase — eines — Hallenweibs!“
Tatsächlich war die berühmte Altistin ungewöhnlich dick.

Chaumette krausste seine knäbisch-glatte Stirn.

„Doch nicht die Körperfülle dieses Weibes —“

Chaumette rieb den Tabak in seine Nasenlöcher.

„Nein, ihre anrühige Gesinnung als Freundin dieser feilen Witwe Capet, der österreichischen Hochverräterin, macht sie unmöglich für das erhabene Sinnbild, auf welches die Jahrtausende ergriffen schauen werden. Nur — — wen dann?“

Chaumette schaute mit einem trostlosen Gesichte drein, als ob es außer der Maillard keine Künstlerin in Frankreich gäbe.

„Ich habe keine Zeit . . .“, rief er schließlich — wie erleichtert, „Euer Frauensinn wird Euch beraten, Bürger Cloots! Bestimmt Ihr!“

*

Und wie bestimmte Anacharsis „das erhabene Sinnbild, auf welches die Jahrtausende ergriffen schauen“ sollten?

Wäre Onkel Franz nicht der verlässliche Forscher, als welchen ihn seine wissenschaftlichen Arbeiten vor aller Welt erwiesen haben, ich selber glaubte an einen Lustsprung seiner spöttlerischen Erfindungsgabe.

Doch da er die Namen der beteiligten Personen, die Zeiten, Orte, Umstände — ja, selbst die Hausnummern der Pariser Straßen und die Bitterung des entscheidungsreichen Tages — auf das genaueste bezeichnet hat, vermag ich an der Glaubwürdigkeit seiner Erzählung nicht zu zweifeln, zumal sie durch das Testament der Tänzerin auf eigene Art bestätigt wird . . .

Wie also löste Anacharsis Cloots die Aufgabe?

„Natürlich hatte er sie vergessen . . .“

So gedachte Onkel in seiner bissigen Art der Szene und fuhr dann fort:

„Erst als am nächsten Tage das Pariser Volk die Anschläge umdrängte, die das ‚Fest der Freiheit‘ im ‚Tempel der Vernunft (vormals: Notre Dame)‘ marktschreierisch versprochen, fiel ihm sein Auftrag ein. Doch er war gerade arg beschäftigt, der vermeintliche Anacharsis! Er befand sich auf dem Weg zu seinem Schneider, einem geschäftigen und daher ungewöhnlich teuren Meister der Nadel, namens Deverité, den er mit der Verfertigung eines langschößigen Seidenfracks und einer Reithose aus Hirschleder beauftragt hatte. In dem Salon Deverité arbeitete der Gehilfe Franz-Paul Moraur, der Freund der kleinen Tänzerin Aubry . . .“

Hernach erzählte Onkel von dem so leichtsinnigen wie folgenschweren Gespräch zwischen den beiden, wie es Moraur seiner Freundin wiedergab. Natürlich war

auch der Gehilfe ein Anhänger der Bergpartei, die damals in der Blüte ihrer Allmacht stand. Zudem scheint es der normannische Fischersohn mit den kühnen Augen und der flinken Zunge dem schönheitsfreudigen Baron angetan zu haben. Jedenfalls kommt der Kleyer Schwärmer immer wieder auf Franz-Paul zurück, den „Volksmann ohne Tadel“ und „das Vorbild gesunden Verstandes“.

„In Wirklichkeit war er ein durchtriebener Schlingel“, meinte Onkel Franz, „ehrgeizig, wetterfest und insofern von gesünderem Verstande als die Cloots und Chaumette, als er vor anderem sein eigenes Dasein zu zimmern bedachte. Daß es dennoch mißlang — tja, der Zufall ist tückisch . . . Im übrigen umspinnt seinen frühen und fernen Tod — er starb im vierzigsten Jahr auf Haiti — unlösbar das Geheimnis. Doch damals war der Junge vom Tatendurst der großen Zeit gequält: ihm dünkte sein Leben und die Herrschaft der Bergpartei als ein einziger unteilbarer Triumph des Menschengeschlechts, dessen Sinnbild — die ‚Göttin der Vernunft‘ — seine Angelika werden mußte. — Wie ihr bemerkt haben werdet . . .“, wandte sich Großonkel schalkisch-lächelnd an seine Schwester und mich, „war der junge Mann verliebt . . . Die Tochter seines Lehrherrn hatte es ihm angetan. In der Rue Saint-Martin besaß der alte Aubry eine Schneiderwerkstatt und ein schmales, dreistöckiges Häuschen, die Nummer zehn. Es muß mit seinen vorgebauten Erkertürmchen und dem hochgeschwungenen frempigen Dach ganz schmuck gewesen sein, das alte Haus. Jedenfalls galt sein Besitzer bei den Krämern, Kutschern und Hallenleuten der Nachbarschaft als reich — zu Unrecht übrigens, wie das noch vorhandene Geschäftsbuch zeigt. Im Grunde war das baufällige Häuschen der einzige ererbte Besitz der Aubrys. Als ihre Tochter Angelika eben das fünfzehnte Jahr erreichte — es war am 22. August 1787 — trat der sechzehnjährige Franz-Paul zum erstenmal vor sie und war sogleich bezaubert von ihrer Anmut, die in der Tat eine außerordentliche gewesen sein muß. Denn wo immer ihr Name durch ihr ganzes, beinahe sechzigjähriges Leben bis in den Nachruf hinein erscheint, folgt ihm schattengleich die Anmut — wie ein Kennwort selbst in Feindschaft. Wen also wird's verwundern, daß der Fischersohn aus Le Havre, welchem der Unfall einer Sturmnacht das Bein und damit den Beruf der väterlichen Überlieferung zerstörte, in Angelika die weibliche Vollendung sah? Ein wenig hinkend trat der rothaarige Junge mit dem sommersprossigen Gesicht zu ihr; links reichte er die Hand. Doch die graugrünen Augen, blinkend im Lichte der Kühnheit durchdrangen sogleich das Herz Angelikas, wie sie selber es später bekannte. Was folgte, war ein rührendes Idyll. Am Tage arbeiteten die beiden unverdrossen, Moraux in der Werkstatt des ersten Stocks und Angelika in der nahen Klosterschule. Doch wenn über dem alten Paris der Abend sich senkte, der so erdenschwer und zugleich so himmelleicht ist wie sonst nirgendwo; wenn die kleine Familie Aubry gemeinsam mit dem Lehrlingen die kräftige Mahlzeit verzehrt hatte, begann in den Mansarden des dritten Stocks ein Traumreich zu erglücken. Dort wohnten die beiden — in zwei ärmlichen Kämmerlein mit Tisch und Stuhl und Gurtenbett. Doch ihren glühenden Kinderherzen entstrahlte der Glanz, der alles Irdische löst. Gemeinsam erfüllten sie die Schulaufgaben Angelikas; lasen die ewigen Dichter Frankreichs

und die kühnen Schriftsteller seines Tages, die Voltaire, Diderot, D'Alembert. So zog in ihre jungen Herzen früh die Forderung der Stunde ein. Doch sie war wie ein Gebet — rein und aus dem vollen Herzen einer ungebrochenen Gläubigkeit. Im schönen Schein der verwehenden Kindheit, der unwiederholbaren, lebten die beiden. Der Höhepunkt dieser abendlichen Feste im Geist war ‚ihre Illumination‘, wie der witzige Moraur meinte. Allabendlich in der ersten Stunde glühten die Vogenlampen der nahen Oper auf. Wenn der Beleuchter mit der Fidibusstange die Lampen an den schmiedeeisernen Kandelabern noch einmal entzündet hatte, begann ‚die große Schlussparade‘. Dann lehnten die beiden sich weit aus den Mansardenfenstern und schauten fiebrigen Blicks auf den Opernplatz hinunter: auf die lange Reihe der Staatskarossen, Galakutschen und Landauer; auf die Herren in Frack und großer Uniform; auf die Damen in kostbaren Gewändern; auf das laut schwachende und lachende, von den Darbietungen und der Geselligkeit angeregte Publikum der Oper. Da brannte in der Dunkelheit des dritten Stockes der Wunsch wieder lichterloh bis in den nahen Schlaf hinein: Einmal dabei sein dürfen — im Licht dort unten, bei den Oberen; einmal eine Rolle spielen in ihrem Kreis, und sei es die kleinste! Der Wunsch ging rascher in Erfüllung, als sich es beide erträumten, und auf sonderbare Weise . . . Der Herzog . . .“

Dunkel Franz hatte innegehalten und eine Weile nachdenklich vor sich hingesehen, als wären ihm die Fäden seiner Schilderung entglitten. Dann durchblätterte er die Akte Aubry, die vor ihm lag. An einer Stelle machte er halt, las ein paar Sätze und fuhr fort:

„Der Herzog von Berry also war es doch, dessen trauriges Schicksal noch einmal — beinahe ein Menschenalter später — in Angelikas Leben zerstörerisch eingreifen sollte . . . dieser Sohn Karls X. öffnete den beiden die Pforten einer ‚höheren Welt‘, als welche ihrem kindlichen Sinn das Opernhaus erscheinen wollte. Dort fuhr an einem Frühlingstage 1789, da Weildenduft die Sterbestunde des mittelalterlichen Paris verschönte, die herzogliche Karosse vor. Als ihr der jugendliche Bourbon entsteigen wollte, traf ihn ein eigenartiges Missgeschick: die seidene Kniehose riß im Schritt. Der Vierzehnjährige sank auf den Hinterrück und offenbarte sich dem Hofmeister. ‚Zu einem nahen Schneider!‘ rief der dem Kutscher zu. So kam Franz-Paul — durch die Abwesenheit des Meisters — zu seiner ersten selbständigen Arbeit und zur Erfüllung jenes Wunsches, welcher sein sehnlichster war. Lächelnd überreichte der Hofmeister neben den fünf Livres Lohn ein beträchtliches Geldgeschenk — für den Lehrling und die im Hintergrunde kniefende Angelika. Ein paar Tage danach erlebten die beiden das große Wunder des Theaters. Sogleich schrieb der pfiffige Moraur an seinen ‚Durchlauchtigsten Wohltäter‘ einen Dankesbrief, durch dessen wohlgeformte Sätze wie durch ein Kristall Angelikas neuerwachte Sehnsucht zu erschauen war. Und der junge Herzog erschaute sie. Denn schon am nächsten Tage wurde die Schneiderstochter zum Spielmeister Gardel geholt. Den Künstler bezauberte ihre Schönheit. ‚Anmutig über alles‘, schrieb auch er in dem Berichte an die Opernleitung. ‚Die Vorzüge ihrer Natur ins rechte Licht zu setzen — dazu ist meine Feder nicht

wendig genug', fuhr Gardel fort, 'jedenfalls reißt ihre lichte, scheinbar schwebende und dabei doch feste Erscheinung mit den vollendeten Formen sie unter die kleine Zahl der wirklichen Schönheiten in unserer Stadt. Die Ausbildung des begnadeten Fräuleins wäre ein Gewinn für unsere Tänzerschaft...' Dem Vorschlag des Meisters entsprach die Leitung sogleich. Schon im Mai 1789 war Angelika als Tanzschülerin der Künstlerschar der Oper beigeßellt. Rasch rückte sie vor — in die erste Reihe des Balletts, noch zu keinem Einzeltanze zugelassen, wohl aber zu den schwierigsten Figuren und zu den auserwählten Gruppen im Sichtfelde des Publikums. — So kam es, daß Anacharsis Cloots die Namenlose am bloßen Hinweis ihres Freundes erkannte. 'Die wie Artemis springt und erdenfest schreitet wie Hera, um sogleich im Spikentanz davonzuwirbeln wie eine Sylphide!' Der Klever Schwärmer war in seinem Element. 'Der Anmut gebührt die Krone! Angelika Aubry — den Namen werden die Jahrhunderte andächtig wie eine Mythe raunen!' Das waren Worte nach dem Sinne des Verliebten, und nirgendwo ist verzeichnet, ob nicht der Bürger Moraur um den Hals des Bürgers Cloots gefallen ist..."

Großonkel Franz hob das Weinglas in den Strahl des Mondes, der über unserem Tische lag. Lächelnd schaute er darauf, nahm das Glas an seine dünnen Lippen und trank einen wohlgemessenen Schluck — unablässig lächelnd wie in einen wehmutsvollen Traum entrückt.

"Und wie nahm es das Mädchen auf?"

Großmutter's Stimme, leise knarrend, kam wie aus Märchen hergeweht.

"Angelika weinte über die Frohbotschaft..." sprach ihr Bruder gelassen — "weinte vor Angst, nicht etwa vor Glück."

"Also hat Gott sie gewarnt — durch ihr Gewissen!" ergänzte Großmutter leise.

"Laßt mich zunächst erzählen..." fuhr Onkel unberührt fort, "was sich weiterhin begab — jenes Spiel der Irrungen, possenhast und ekel, das in seiner Art wohl einzig ist. Die Oper hatte einen großen Tag, als sie der Befehl Chaumettes erreichte. Kapellmeister Goffec, 'der Dicke ohne Hals', wie ihn ein böses Scherzwort nannte, sah sich bereits im Kreise der Unsterblichen. Gardel dagegen, der ein ernstester Künstler war, mißtraute dem Versuche, Kunst zu anderem Zwecke als zu dem der Kunst zu nutzen. Und die berühmte Sängerin Maillard, der Stern der Oper, verstieg sich gar dazu, das Beginnen als 'Mummenschanz des Wahnsinns' zu bezeichnen. Zwischen diesen dreien stand die Künstlerschaft — zwischen zukunftsfreudigem Jubel also, mildem Zweifel und dem harten Urteil eines unbeflegten Glaubens an die Überlieferung. Angelika war der Altistin als einem Vorbilde des Künstlertums und einer mütterlichen Freundin zugetan. So wurde, was die Maillard verkündete, das Evangelium ihres Sinnens und Handelns. Franz-Paul hatte davon kaum etwas erfahren. Nur einmal in jüngster Zeit war ihm Angelikas Verstortheit aufgefallen — an jenem Tage nämlich, da die 'Witwe Capet', wie der Schneidergeselle im Stile der Bergpartei sagte, 'die unglücklichste Königin Frankreichs', wie es Angelika ihrer berühmten Freundin nachsprach, da Maria-Antoinette das Blutgerüst besteigen mußte. Doch Moraur in seiner fröhlichen Unbeswertheit hatte die Tränen der Geliebten für einen Zoll des weiblichen Mitleids

genommen, so daß sie ihn gar in Heimlichkeit ein wenig rührten. Nun aber rissen neue Tränen ihn in die bitterste Wirrnis hinein. Was sollte es bedeuten, daß eine junge Künstlerin sich ihrem Aufstieg widersetze! Daß sie dem nahenden Ruhm, dessen Brücke er hatte schlagen helfen, sich wohl gar entziehen wollte! Statt des erwarteten Jubels und der Tränen des Dankes — Franz-Paul hatte sich als Held gefühlt, wie er durch die verschmutzten Straßen der Cité zu ihr eilte — folgte der freudig-hingeworfenen Botschaft ein Schrei, der aus tierhaftem Dunkel kam. Dann strömten die Tränen wie die Wasser der Berge beim Wolkenbruch — mit rasender Gewalt und jedem menschlichen Gebote spottend. Während des Ratschlags der Familie — der alte Aubry stand auf Moraur' Seite, weil es diejenige des Erfolges war, während die Mutter in christlicher Gebundenheit schon das Höllenfeuer um Angelika erschaute — hockte diese teilnahmslos auf einem Sessel. Eine Strähne ihres samtenen Haares hing störrisch über den gedunsenen Wangen. „Ich habe Angst!“ Das war — nach ihrer eigenen Aufzeichnung — das einzige Wort, das sie an diesem langen trüben Abend sprach. Die Entscheidung brachte in der zehnten Stunde — ein Blumenstrauß! Mit einem Bündel roter Rosen, die aus den Treibhäusern des toten Königs stammen mochten, grüßte ‚der persönliche Feind Gottes‘ die neugebackene ‚Göttin der Vernunft‘. Ein vollendeter Edelmann . . .“

Onkel Franz hustelte trocken.

„. . . war unser Klever Baron geblieben, ob er sich flugs Anacharsis nannte und ein begeisterter Volksmann dünkte. Mit einer Geste des ancien régime, die den Zimmermann Chaumette in jähen Zorn getrieben hätte, wurde die ‚Göttin der Vernunft‘ in Wahrheit erst geboren. Denn nun gab es keine Überlegung mehr! Was sollten auch kleine Schneidersleute im Sturm der Zeit gegen ihre mächtigen Herren tun?! Schließlich scheint Franz-Paul auch des Mädchens Angst zerstreut zu haben — wohl im Tausch der Liebe und mit männlicher Redekunst. Denn am nächsten Tag erschien Angelika heiter auf der Probe. Lächelnd nahm sie die Wünsche, Fragen, Neckereien auf, mit denen die Kollegen sie begrüßten. Den Anordnungen Gardels kam sie willig nach. Nur einmal zuckte sie zusammen, wie sie selbst berichtet hat. Das war am Vorabend des Festes, als das Personal der Oper sich zur Nichtprobe in Notre Dame einfand. Ein strähniger Regen, von den harten Stößen des Novembersturms gepeitscht, hatte den Tag in Traurigkeit ertrinken lassen. Mit dem Licht versegte auch der Regen. Nur der Himmel blieb mit dicken grauen Ballen tief verhangen, durch die im Westen sich ein schmutziger Streifen Ocker quälte. Davor stand die alte Kathedrale — in klarer Eintracht mit sich selber, ein Wunderwerk des Menschengesistes an Maß und Fülle und Geseß — unbefieglbar und scheinbar doch besiegt! Denn durch die herrliche Rose über den Portalen und die vier Bogenfenster zu ihren Seiten, die gemeinsam mit den Nischen der Könige Israels und den anmutigen Säulen voll des feinsten Maßwerks das unverkennbare Mittelstück von Notre Dame bilden, drang ein Flackerlicht. Die abendliche Stille war erfüllt vom Hämmern, Sägen, Hobeln und den ungebärdigen Rufen dazu. Im Scheine vieler Fackeln, die mit Krampen achtslos an Gestühl, Altar und Heiligenbild geheftet waren, glück die

Stätte des entthronten Gottes einer nächtlichen Zimmerwerkstatt. Vor dem kühnen Rundbogen des Altars — just wo das Gitter ihn gegen das Schiff hin abgrenzt — stand ein rohes Holzgerüst, das einem riesigen Galgenplatze glich. Auf dem obersten Balken kauerte ein Mann, der im Flackerlicht gespenstisch groß erschien — der Polier. Wie Sirenen gellten die Signale aus der kleinen Trillerpfeife, die er zwischen seinen Lippen hielt, und das Sägen, Hobeln, Nageln der Gesellen, die auf dem Gerüste hockten, war ein Katarakt des Lärms in dem hohen nächtlichen Gebäude. Das war der Augenblick, da Angelika zusammenzuckte — einer körperlichen Ohnmacht nahe. Doch rasch hatte sie den Halt gefunden, der aus der seelischen Ohnmacht kam. Sie war ja ausgeliefert diesem Schicksal — ein Spieler nur, wenn auch der sichtbarste! Die Probe währte bis um Mitternacht; dann folgten ein paar Stunden fiebrigen Schlafs im häuslichen Gurtenbett, und als die Boller von der Zitadelle auf Chaumettes Befehl das ‚Fest der Freiheit‘ feierlich eröffneten, hatte sich der Himmel als ein unerwünschter Mitspieler eingefunden. Ein dichter Regen strömte wie bei sommerlichen Gewittern; dabei herrschten Kälte und Sturm. Dennoch war die Kathedrale vorzeitig überfüllt. Der Trieb der Massen nach allem Eindrucksvollen hatte den Erfolg Chaumettes herbeigeführt. Nun zeigte sich im fahlen Regenlicht das Gerüst als eine Felsengruppe, auf deren Gipfel ein Tempelchen im Stil der Griechen stand. Mit dem Schlag der zehnten Stunde setzten die Klarinetten ein. Das Orchester der Oper hatte auf den Stufen des Altars Platz gefunden. ‚Wachet zum Heile der Volksmacht!‘: Das war der Sinn des Spiels, das aus Gesang und Tanz und Vortrag sich zusammensetzte. Rasch wechselten die Bilder, Farben, Töne. Ein Wimmeln des Balletts über die Felsengruppe hin; ein wildes Schwellen der Chöre an den Seiten; und eine volle Männerstimme rief von der Empore: ‚Erscheine, Freiheit, Tochter der Natur!‘ Das war das Stichwort für Angelika. Das Tor des Tempels öffnete sich weit. Die ‚Göttin der Vernunft‘ trat vor das Volk. Nun ging ein Raunen durch die weite Kathedrale. Die Schönheit dieses Bildes überwältigte die Massen, die bisher plappernd, lachend, wohl gar rauchend den bis zum Überdruß bekannten Darstellungen gefolgt war. Das hier war neu und ungewöhnlich — die Zwanzigtausend spürten es sogleich. Mit einem weißen Seidenkleide angetan, über das ein hellblauer Mantel aus schwerem Samt gebreitet war, stand das schöne Mädchen mit dem kastanienbraunen Haar hoch über allem Volke. Nur das Rutenbündel, auf das sie eine Hand leicht stützte, und die Lanze mit der phrygischen Mütze, welche die andre umspannte — ein lebendes Bild des damals gerade eingeführten amtlichen Siegels, wie es noch heute auf den Briefmarken Frankreichs zu finden ist — erinnerte an die irdische Gebundenheit der Rolle. Das andre war göttlich, weil es vollendet war. Alle Augenzeugen, darunter die vielen stummen Gegner der Bergpartei, bestätigten es in Rundgebungen mancherlei Gepräges. Solange Angelika dort oben stand — anmutig lächelnd und, wie Beobachter festzustellen glaubten, voll der Schwermut — war das Schweigen der Zwanzigtausend wieder das Gesetz der Kathedrale. Durch das farbige Glas der nahen Bogenfenster floss ein Zwielicht über der Gestalt zusammen — sie verzaubernd und weltenweit entrückend, auch dem Zwecke

ihrer Rolle. Nicht die neue ‚Göttin der Vernunft‘ stand vor dem Volke, nein — ein Sinnbild echter Schönheit, das aus dem reinen Grund einer frauenhaften Unschuld wuchs. — Nun schritten die Kinder des Balletts die Stufen zum Gipfel hinan, um der neuen Göttin die Huldigung des jungen Frankreich darzubringen. Dazu sangen sie . . .“

Großonkel Franz seufzte laut.

„Ach, die Wahrheit ist zuweilen am schwersten begreiflich!“ fuhr er wie für sich selber fort. „Sie sangen ein altes christlich-katholisches Kirchenlied — mit einem neuen Text, versteht sich! Ein paar Tanzfiguren der Kinder folgten; noch einmal sang dröhnend der Chor, vom großen Orchester begleitet, das neue Nationallied, die Marseillaise. Dann trat mit artiger Verneigung die ‚Göttin der Vernunft‘ zurück in ihr Gehäuse. Das ‚Fest der Freiheit‘ war beendet. Doch der Jubel der Zwanzigtausend, der nun folgte; die Rufe, ja, verzückten Schreie: ‚Angelika!‘ — ‚Angelika Aubry!‘, dunkel widerhallend in den hohen Rundgewölben der Kathedrale — sie waren ein überraschender Erfolg der Clootschen Weltbeglückung. Die Menge hat das Theater als das genommen, was es war: Theater. Nun verlangte sie den neuen Stern zu sehen, dem ihr Beifall galt. Das war der große Augenblick für den Procurator von Paris, da er sich als ein Kundiger des Masseneinsatzes bewährte. Das ‚Fest der Freiheit‘ hatte nämlich den Konvent verstimmt, der zwar das kräftige Wort, nicht aber die Gewalttätigkeit gegen die Religion gebrauchen konnte. Schließlich hatten viele Priester den Eid auf die Verfassung abgelegt, und in der ersten Reihe der Bergpartei kämpfte ein Bischof — der ehemalige Graf Grégoire, dessen tollkühne Rede vom 21. September 1792 den ‚magischen Talisman des Königtums‘ endgültig vernichtet hatte. Zudem waren die Geister der Revolution, die Danton, Robespierre, Saint-Juste, zu groß, um mit den untauglichen Mitteln der Welt, über die allein sie geboten, den Himmel zu bekämpfen — den alles überwölbenden, der Erdenmacht entrückten. Wer zu diesem verhängnisvollen Kampfe trieb — es waren die Schwarmgeister vom Schlage Cloots und der zügellose Mob der großen Stadt. Sie beide spannte der gerissene Procurator vor den Wagen seines persönlichen Erfolges. Die neue Schöpfung, ‚Kult der Vernunft‘, und ihre vermeintlichen Gläubigen, die Pariser Masse, vereinigten sich in einem Sinnbild: der ‚Göttin der Vernunft‘. So kam es zu der Überraschung, daß Angelikas reiner Theatererfolg die Waffe wurde, mit der Chaumette sich den Konvent gefügig machte. Während noch der Beifall durch die Kathedrale wogte, und der verzückte Anacharsis der Tänzerin vor allem Volke dankte — just wie im Theater der Autor seiner Hauptdarstellerin — gebot des Procurators dröhnender Bass das Schweigen. Vom Pedest des Chors herab schrie der gedrungene Mann mit dem pockennarbigen Gesicht und dem schwarzen Haar des Südens: ‚Das Fest der Freiheit findet seine Krönung im Triumphzug durch Paris! Die Göttin der Vernunft wird dem Konvente vorgestellt!‘ Der Jubel, der darauf folgte, muß jedes Maß verloren haben. Jedenfalls sind das Schreien in Krämpfen, das Einanderschütteln und In-die-Arme-Sinken, Freudenstränen, Lobgesänge und die rollenden Trommeln: ‚Zum Sammeln! Zum

Sammeln!' bezeugt. Doch wie es von Schlachtfeldern überliefert ist, wo inmitten des wildesten Getümmels ein friedliches Idyll zu treffen ist — so standen, vom Durcheinander der Geräusche wie von einer schützenden Wolke verhüllt, der Baron und die Tänzerin noch immer auf der Felsengruppe. Während Angelika mit einer Hand der Menge unentwegt zuwinkte — schon ersterbend war das Lächeln auf dem schönen Gesicht — blieb die andre wie aus Zufall zwischen den schmalen Händen des vornehmen Jakobiners stecken. Was er ihr zuflüsterte, ob sie erwiderte — wer soll es wissen! Nur eine Erinnerung ist an diesen Augenblick erhalten, die freilich furchtbar ist. In Angelikas Testament findet sich der Satz . . ."

Onkel schlug ein Blatt der Akte auf und las langsam vor:

„Damals schaute ich zum erstenmal in die verschleierte blauen Augen, die sanft und tief und feurig waren. Diese Augen sollten mir ein paar Monate danach aus dem Blutkorb der Guillotine, schon gebrochen und doch übergelblich des Lebens, die magische Botschaft meiner Verlorenheit geben . . ."

Großmutter und ich sahen einander betroffen an. Danach wanderten unsere Blicke, als ob sie einem dunklen Befehl gehorchten, zu Onkel Franz hinüber, der zwischen uns beiden saß.

„Ein klarer Fall von Hysterie!" sagte der mit einem Brustton, der nicht überzeugte.

„Ach, laß diese modische Ausrede fort!"

Die knarrende Stimme meiner Großmutter klang wie verrostet.

„Wenn's einer erzwingen will, dann schmeißt ihn selbst der Tod nicht. Da gibt er die Botschaft weiter — über alle Wasser und durch die dunkelsten Nächte. Das begreift ihr Forscher freilich nicht, die ihr das Licht gepachtet habt wie andre ihre Weiden."

„Dazu fehlt uns die Berufung", entgegnete Onkel mit seiner schlichten Gelassenheit, die vor anderem sein eigen war.

„Wohin führten uns auch die Grübeleien über das Geheimnis?! In den Morast der Fragwürdigkeit! Wir können nur die Tatsachen heben und ordnen — unberührt von Schwärmereien, Glaubenssätzen und den wechselnden Strömungen der Zeit. Die hier sind in diesem Geist gehoben und, wie ich glaube, auch geordnet worden. Ich weiß zum Beispiel . . ."

Onkel sprach schon wieder mit dem unüberhörbar-spöttischen Ton — wie stets in solchen Auseinandersetzungen, die seine streitbar-fromme Schwester liebte.

„. . . daß Angelika Aubry die Enthauptung des Barons von Cloots wirklich miterlebte, die am 24. März 1794 vollzogen wurde; daß sie dabei zusammenbrach und eine lange Zeit an Nervenfieber litt. Im übrigen war das Ende des Klever Schwärmers wie ein Spottgedicht auf die unverbesserliche Welt. Robespierre hatte ihn gestürzt, und zwar mit der wunderlichen Klage, Anacharsis sei von Gebliut ein deutscher Baron und der Erbe einer hohen Rente. Nicht Franzose wolle er sein — der reine Wider sinn! — sondern Weltbürger — — Weltbürger und — — — Preuße! Das war der Sturz . . . und das ewige Mißverständnis:

Deutschland — Frankreich, Leitbild und Wirklichkeit . . . — Doch wir sind abgekommen . . .“

Großonkel hatte sich erhoben und begann auf der Terrasse auf und ab zu gehen. Mit seinen langen hageren Beinen machte er einen festen Schritt, verweilte einen Augenblick, sog an der Zigarre und machte einen neuen festen Schritt. So im Gleichmaß schreitend und verweilend nahm er den Faden der Erzählung auf:

„In Notre Dame hatte sich unterdessen der verkündigte ‚Triumphzug‘ aufgestellt, den Chaumette nach den Tuileries führen wollte. Und der Himmel war ungefragt wiederum als Mitspieler tätig. Ein harter Regen prasselte hernieder; der Nordost hatte sich versteift, und das Thermometer war auf 11 Grad Réaumur zurückgegangen, als der Zug um Mittag das Gotteshaus verließ. Voran schritt ein Tambour mit seiner hohen Trommel. Ihm folgte das Orchester der Oper, wie eine Militärkapelle aufgestellt und mit wilder Unentwegtheit Märsche spielend. Von einer Postenkette der Republikanischen Garde rings umsäumt, schritten schweigend nebeneinander Chaumette und Cloots — jener mit den weiten wiegenden Schritten des Zimmermanns, die Hände in die Taschen seines Schosrockes versenkt, den Kragen hochgestellt und die Jakobinermütze wie schwebend auf dem wolligen Haar; dieser sich psauisch in der Hüfte drehend und geziert trippelnd, in dem neuen hellblauen Seidenfrack mit Spitzenkragen und silbernen Knöpfen, verträumt auf eine Rose schauend, die er mit seinen langen Fingern tändelnd schwenkte. Dann folgten in Gruppen ohne Form — die Künstler der Oper, Männer und Frauen des Chors, vermischt mit den Gardisten der Absperrung und den Zuschauermassen; den Mädchen und Kindern des Balletts. Auf die griechischen Stilgewänder der Darsteller, die seidenen Festkleider des Chors, die kurzen hauchdünnen Röckchen der Tänzerinnen, die schmucken Anzüge der Kinder peitschte unablässig der Regen. Schon hingen die gepflegten Haartrachten in triefenden Zotteln um die Köpfe der Frauen. Die roten Seidenschärpen und die dreifarbigten Fähnchen hatte der Nordost zerzaust. Die dünnen Blusen klebten an den Leibern. Schuhwerk, Strümpfe, Röcke und die langen Hosen der Jakobiner waren mit dem Pariser Straßenkot bedeckt, der nach dem grimmigen Scherzwort eines Zeitgenossen ‚der großartigste der ganzen Welt in diesen Tagen stockender Müllabfuhr‘ war. Und dazu der Ohrenschmaus der Geräusche: Sturmesheulen in den engen Gassen der Cité; das Klatschen des Regens auf den Schieferdächern; Fanfarenstöße und Trommelwirbel in den Rhythmus der Märsche hineingemengt, und endlich der Lärm entfesselter Masse, Ruf und Gelächter, Pfiff und Sang und Rede . . . So ungebärdig und ohne Zucht wälzte sich der Zug den Tuileries zu. Allein um seinen Mittelpunkt herum herrschte ein wenig Ordnung, als ob ein magischer Kreis das allzu wilde Treiben lähme. Vielleicht war es das ungewohnte Bild, das Wort und Geste stocken ließ. Auf einem goldenen Thronessell, der für die Bühnenkönige bestimmt, in der Ausstattungskammer jedes Theaters zu finden ist, saß Angelika Aubry — in ihren himmelblauen Mantel verkrochen, auch sie frierend und durchnäßt. Den Sessel trugen vier Männer der Halle, die man als römische Gladiatoren rasch verkleidet hatte, über den Köpfen der Masse. Die jubelte ihr noch immer zu, und Angelika

lächelte . . . lächelte zu den Blumengrüßen, die junge Leute ihr mit wohlgezieltem Wurfe übergaben, den aus den Fenstern geschwenkten Fähnchen, winkenden Händen und dem unaufhörlich schallenden Rufe: „Angelika!“ — „Angelika Aubry!“ Lächelte auch zu ihrem Freund Franz-Paul hinunter, den sie am Portal der Tuilerien endlich erkannte — ein dünnes Lächeln, wie eingefroren auf dem bleichen Gesicht. Den Liebenden traf es wie ein Stich . . .“

„Und der Konvent?“

Unwillkürlich drängte sich meine Frage in das nun folgende Schweigen des Erzählers. Mir war es unbegreiflich, daß eine staatliche Leitung, wie immer sie beschaffen war, diesen Herrenreigen der Verderbnis geduldet haben sollte. So etwa sprach ich wohl davon.

Onkel Franz maß mich mit einem Blick der geistigen Überlegenheit. Die hellen Augen unter den buschigen Brauen fest auf mich gerichtet, schienen zu sprechen: „Armer Träumer, der du noch nicht weißt, daß Torheit und Angst die Wirklichkeit regieren!“ Doch seine schwermütigen Lippen verschlossen den Mund.

Dann nahm er seinen Pendelgang wieder auf und damit die Erzählung:

„Der Konvent war freilich ungehalten, doch dabei — gnädig! Als Chaumette die Türen zum Sitzungssaale aufgerissen hatte, und die Menge in buntem Durcheinander den langgestreckten Raum bis an die Barre sogleich füllte, erhoben sich die Abgeordneten — in Schrecken halb und halb belustigt. Angelika Aubry hatte ihren Thron verlassen. Von Cloos ritterlich an den Präsidententisch geleitet und von dem Prokurator mit dem Rufe: „Das Meisterwerk der Natur!“ dem Konvente vorgestellt, stand die Glückseligkeitsstochter mit wirrem Haar und nassem Kleid — verlegen lächelnd wie ein Schulkind — vor den Allmächtigen der Nationalversammlung. Nun erhob sich ihr Präsident, ein dicker Rechtsanwalt namens Laloy, und sprach ein paar billige Worte der Schmeichelei. Dann wies er — unter dem Jubel allen Volkes — Angelika den Ehrenplatz zu seiner Rechten an. Fanfaren ertönten; wieder klang die Marseillaise auf, den Saal mit ihrem feurigen Rhythmus erfüllend. Schließlich kam aus der Mitte der Abgeordneten ein Vorschlag, wie er spasshafter kaum denkbar ist, und fand doch den brausenden Beifall der Menge. „Herr Präsident, geben Sie dem Sinnbild der neuen Religion einen Kuß im Namen des französischen Volkes!“ So lautete der Zwischenruf, und der dicke Laloy, der zu Hause in Chaumont fünf Kinder hatte, unterzog sich dieser Amtspflicht, wie er wähnte, mit dem artigen Geschehe des Franzosen. Die kurze Ansprache des Prokurators, von fröhlichem Jubel unterbrochen, besiegelte seinen Erfolg. Die Nationalversammlung nahm das Geschehnis als geschehen hin: Chaumette saß fester denn je im Sattel. Mit einer Strophe der Marseillaise, Trommelwirbeln und Fanfarenstößen endete das närrische Spiel in den Tuilerien . . . Erschöpft sank Angelika in die Arme ihres Freundes Franz-Paul, der sie mit rührender Behutsamkeit in die Rue Saint-Martin geleitete. Dort fiel sie wortlos auf ihr Gurtenbett . . . und als sie zwanzig Stunden später — am Morgen des 21. Brumaire — erwachte war sie — die Berühmtheit von Paris!“

(Fortsetzung folgt)



Der Gigant. Von Giuseppe Maria Mitelli. Bologna 1690

RUDOLF PECHEL

Lob des Scharlatans

Eine gründliche, wissenschaftlich fundierte Untersuchung von der Italienerin Grete de Francesco* befaßt sich mit einem Menschentyp, der in früheren Zeiten ganze Völker in leidenschaftlichem Für und Wider in Atem gehalten hat: dem Scharlatan. Es ist eine Art Naturgeschichte dieser species generis humani, die deshalb auf das allgemeine Interesse rechnen darf, weil sie Erkenntnis in die Gesetze vermittelt, nach denen menschliche Irrtümer sich zu vollziehen pflegen. Die Behandlung dieses sonderbaren menschlichen Phänomens lohnt um so mehr ein Verweilen, weil sie von einem kulturhistorisch ungewöhnlich interessanten Bildmaterial begleitet ist.

Für den philosophisch veranlagten Menschen mit Humor, der die Gebrechlichkeit aller menschlichen Dinge kennt und über besonders krasse Erscheinungsformen eben dieser Gebrechlichkeit keine Entrüstung mehr, sondern nur ein mildes Lächeln aufbringt, kann sogar die Tatsache des Betrogenwerdens noch mit einem kleinen Lustgefühl als Bestätigung eigener Überzeugung verbunden sein. Wenn nämlich

* Die Macht des Charlatans. Von Grete de Francesco (Basel, Benno Schwabe & Co. N.M. 5.80).

die methodische Geschicklichkeit des Betrügers groß genug ist, daß ein artistischer Reiz entsteht. Jeder kennt wohl die Augenblicke, wenn man schwankend wird und einem der „redegewandten Herren oder Damen“ wider den eigenen Willen etwas abkauft, nur weil man Spaß an der Art hat, mit der man eingewickelt wird. Die Geschicklichkeit der Methoden entschuldigt zwar nicht die Betrüger, läßt aber eine mildere Beurteilung wegen der eigenen Ergötzung an der Schwäche der anderen — und der eigenen zu. Dabei ist die Frage, ob beim Belügen und Betrügen der Masse die Nachfrage das Angebot hervorgerufen hat oder ob durch das Angebot das Bedürfnis erzeugt und gesteigert wurde, nicht von Belang. Fest steht jedenfalls, daß die Menschen, die mit dem „Rohstoff Lüge“ der Masse gegenüber gearbeitet haben, größere und williger gegebene Erfolge hatten als der Tüchtige, der in jedem Soll ein Muß sieht und den Zwang empfindet, daß ihm die Wahrheit die erste Pflicht ist. Denn die Masse will glauben und nicht sehen — und sehr oft der Einzelne auch.

Wie der Arzt an der Krankheit und ihren Symptomen erst das Gesunde ganz erkennt, so wird der um das Verständnis der Massenpsychologie Bemühte aus der Mache der Volksbetrüger besser und klarer erkennen, welche Mittel die Masse zu ihrer Lenkung und Beherrschung gerne angewandt sieht, als aus den Bemühungen redlicher Leute. Der Prototyp dieser Art Menschen ist der Scharlatan. Das genannte Buch nun läßt die bekanntesten Scharlatane wie Borri,



Der Scharlatan. Radierung von Louthembourg.
Anfang 18. Jahrhundert

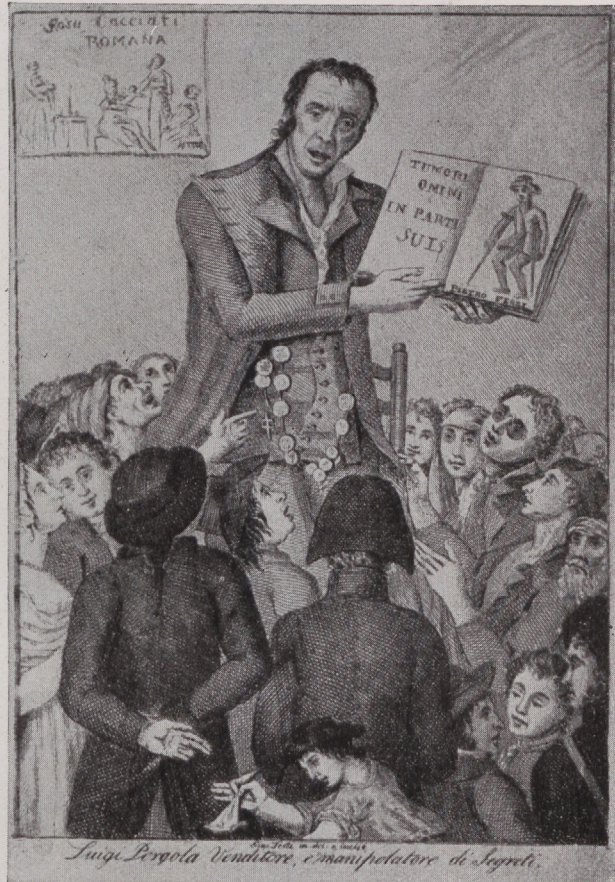
Bragadino, Thurneisser, Eisenbarth, Tabarin, Taylor, Cagliostro, den Graf von St. Germain und viele andere bemerkenswerte Erscheinungen einer vergangenen Zeit, auch im Bilde *Revue* passieren. Um zu klarer Begriffsbestimmung zu kommen, ist in Zeiten, da die Sprache nicht geschändet wird, immer noch der beste Weg zur Einsicht das Zurückgreifen auf den Wortinhalt. Das alte „*Vocabolario della Crusca*“ legt den Begriff des *ciarlatano* folgendermaßen fest: Als Scharlatan, der anfangs nichts anderes war als einer, der auf öffentlichen Plätzen Salben oder andere Medicinen absetzt, der Zähne zieht und Taschenspielerkünste zeigt, bezeichnete man schon bald in übertragenem Sinne jene Men-

schen, die „mit einem Übermaß an gekünstelten Worten, mit

Betrügerei und Prahlerei trachteten, das Falsche als echt feil zu bieten und aus der Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen Vorteil zu ziehen“. Schon früh hat man bestimmte Einzelheiten für diesen bestimmten menschlichen Typ als symbolisch empfunden:

„Zaschenspielerei neben Verkauf, ein Übermaß an Worten, geschickte Manöver zur Glaubhaftmachung des beabsichtigten Betruges und das Ausgeben des selbst als falsch Empfundenen für Echtes.“ Das Volksgefühl, das in dieser gelehrten Definition seinen Niederschlag fand, hat von Anfang an die Mittel, mit denen es betrogen werden sollte, klar erkannt, ohne selbstverständlich die Folgerungen notwendiger Abwehr daraus zu ziehen.

Der Scharlatan nutzt als vordringliches Mittel für den Vertrieb seiner Elixire die Sprache. Er hat keine Hemmung, die Sprache bis zur letzten Möglichkeit zu mißbrauchen, und scheut keineswegs die daraus sich zwangsläufig ergebende Abnutzung und Entweihung der hohen Begriffe, so daß ein anständiger Mensch sich schämt, diese Scheidemünze der Betrüger noch zu gebrauchen. Aber außer der Wortfälschung übt er die Sachfälschung. Sein Grundsatz und Ziel ist, durch Fälschung etwas zu scheinen, was er nicht ist. Den sehnächtigen Wunsch hierzu hüllt er vor andern und vor sich selbst in Geheimnis. Das letztlich entscheidende Merkmal aber bleibt, daß der Scharlatan wider besseres Wissen und Ge-



Luigi Pergola, Erzeuger und Verkäufer von Geheimmedizinen. Römischer Stich um 1800

wissen aus Gewinnsucht handelt. Als besonders wesentlich muß verbucht werden, daß der Scharlatan das intoleranteste Wesen ist, denn seine trüben Geschäfte können ja nur dann gedeihen, wenn er nicht nur alle Träger der Wahrheit und des Echten, sondern auch alle seine Kollegen in der Lüge als Lumpen und Betrüger hinstellt.

Verantwortung für das, was er sagt und verkörpert, kennt er selbstverständlich nicht und lehnt sie aus Grundsatz ab. Er weiß, daß um so leichter die Suggestion zu erzeugen ist, je größer die Masse, zu der er spricht — ob er nun ein Mittel gegen Grünen Star oder einen Liebestrank anpreist. Die Vernunft darf ihre Stimme nicht erheben, sie ist seine größte Feindin, deshalb wird sie eingeschläfert, und die Freiheit, zu diskutieren und zu urteilen, wird durch stundenlange Reden gelähmt.



Der schottische Arzt James Graham (1745—94). Zeitgenössische Zeichnung von John Kay



Fama und Narrheit im Dienste des Scharlatans. Italienische Aquatinta, 18. Jahrhundert

Der Scharlatan ist klug genug, seine angemessene Autorität nicht durch eigenes Vordergrunddasein abzunutzen, und bedient sich infolgedessen raffinierter Mittler. Das öffentliche Wirken des richtigen Scharlatans ist undenkbar ohne das vorher und zwischendurch erfolgende Auftreten von Affen, verkrüppelten Zwergen, Harlekinen und Papageien: dazu spielt einflussende Musik, und unter ihren Klängen geht der Einsammler herum. Jede Trennung zwischen Theater und Wirklichkeit ist gefallen. Es ist ein Malheur für die Scharlatane, daß in ihrer Blütezeit der Film noch nicht erfunden war! Groß aufgezogene Darbietungen, die mit dem Inhalt des Angepriesenen — seien es Elixiere oder Meinungen — gar nichts zu tun haben — gewinnen die Masse, die gar nicht begreift, worum es geht.

In der geschicktesten Weise wird durch ein meisterhaftes Zusammenspiel, ohne daß man den Regisseur erkennt, die Aufmerksamkeit abgelenkt, so daß durch ein Übermaß an Hören und Sehen dem Publikum Hören und Sehen vergeht; nur eine Fähigkeit verliert es nicht: zu zählen.

Der große Scharlatan braucht eine besessene Jüngerschaft. Er gewinnt sie durch den Schein der Uneigennützigkeit, und indem er sich als Wohltäter der Mensch-



Fliegendes Blatt auf die Hinrichtung des Goldmachers Gaetano 1709 in Berlin

Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung des Verlages Benno Schwabe, Basel

heit hinstellt. Er weckt das Selbstbewußtsein der Masse, der er in der niedrigsten Form schmeichelt. Bewußt wählt er eine deutlich scheinende Undeutlichkeit und macht geistige Anleihen gerade bei seinen ihm gefährlich erscheinenden Feinden — selbstverständlich ohne Quellenangabe. Die Qualität der Worte wird in Quantität umgefälscht. „Die Länge der Reden war für den Erfolg ebenso wichtig wie der unklare Ausdruck. Durch physische Rekordleistung wurde physische Ermüdung erzielt, und dieser bedurfte der Scharlatan, um gegenüber der erhabenen Inhaltlosigkeit seiner Rede jede Kritik einzuschläfern.“ Die Länge der Reden sollte weiter durch die Ermüdung der Zuhörer die Gereiztheit erzeugen, die die Masse im Sinne des Scharlatans gegen alle seine wirklichen oder vermuteten Widersacher in Bewegung setzt. Wenn seine Propaganda sich genügend Autorität erworben hatte, konnte sie darauf verzichten, daß ihre Darbietungen „Sinn“ hatten, sie brauchte Widersprüche nicht zu scheuen und konnte sogar zwei einander widersprechende Behauptungen gleichzeitig vertreten.

Es ist sehr interessant, daß diese betrügerische Kraftmeierei in allen ihren Vertretern die gleichen zeitlosen Symbole und Gesten fand und skrupellos benutzte. Die klassische Zeit des Scharlatans war das 18. Jahrhundert mit seiner äußeren und inneren Unsicherheit. In ihm löste die glänzende Reihe der höheren Scharlatane die niederen Vorläufer des Berufes ab.

Im Grunde sind aber bei diesem außerordentlich interessanten Stoff und den zum Teil mit Abneigung anziehenden Persönlichkeiten, welche die Kunst der Massenbelügung beherrschten, nicht das Wesentliche die Scharlatane selbst, sondern das Objekt ihrer Behandlung: die Masse.

Denn hier scheidet sich die Menschheit überhaupt. Man muß feststellen, daß der weitaus größte Teil der Menschen zu den für die Künste des Scharlatans innerlich Disponierten gehört und daß nur eine Minderheit immun ist: die Menschen der eigenen Lebens- und Wesenssicherheit. Zu der (immer zur Bewunderung bereiten) Herde gehören — das ist schon früh erkannt — „eine große Anzahl Personen, die nicht dem Volke zuzählen sind, auch nicht vollkommen ungebildet sind“, die sich gerade durch den volkstümlichen Ton leicht verführen lassen — wir würden sagen: das Bürgertum. Denn nirgends waren die Lust am Sich-Verneigen-Dürfen und am krummen Rücken, die Knechtseligkeit, das Bedürfnis nach Bewundernkönnen, nach Abbürdung der Verantwortung auf einen „Giganten“, auf den man die Befriedigung des eigenen Geltungstriebes und die Behebung der Angst vor der Krankheit überträgt, größer als hier. Goethe schreibt über diese Art Menschen 1791 an Frh. Jacobi bei Veröffentlichung der Akten des Inquisitionsprozesses gegen Cagliostro: „Es ist erbärmlich anzusehen, wie die Menschen nach Wundern schnappen, um nur in ihrem Unsinn und Albernheit beharren zu dürfen und um sich gegen die Obermacht des Menschenverstandes und der Vernunft wehren zu können.“

In Zeiten unverschuldeten Leidens, von Krankheiten und Seuchen als Kriegs- und Nachkriegsplagen, die Labilität im Denken und Fühlen erzeugen, schlug die große Stunde des Scharlatans. Die Todesangst der Zeit verlangte nach einem schlechtthin gültigen Elixier für alle leiblichen und seelischen Leiden. Denn an den

Mann mit dem großen Maul und der Medizin für alle Gebrechen drängen sich alle, die keinen Trost und Halt in sich selbst haben. Er hebt in seinen Reden die Gesetze der drückenden Wirklichkeit auf, lockert die Lasten und führt in ein Reich, in dem die Glückseligkeit herrscht. Wie der einzelne Mensch, „so wird auch die Menschheit in Krankheits- und Schwächeperioden ihrer Geschichte immer wieder zum Opfer von Scharlatanen, die sich als Ärzte für die Leiden ihrer Zeit anbieten“. Sie wandten sich an die *M a s s e* — und nicht wie die wahren Helfer an *d a s V o l k*. Handeln diese aus Liebe zum Volk, so die andern aus Gewinn- sucht und einer eiskalten Menschenverachtung, die eine ihrer wesentlichsten Kraft- quellen war.

Die Geschichte des Scharlatans zeigt, daß immer nur wenige Menschen gefeit blieben gegen das Treiben der Betrüger — eine anscheinend hoffnungslose Minderheit, die sich höchstens mit Humor als ihrer einzigen Waffe in das der Menschennatur wegen Unabänderliche schicken konnte.

Und doch brachten nur diese Wenigen, die Isolierten, den Scharlatan zu Fall und an den Galgen wie den Betrüger Cajetan — freilich ohne dabei auf den Dank der Masse rechnen zu dürfen. Bei der Behandlung eines der genialsten Scharlatane, des Grafen von St. Germain, treten die verschiedenen Spielarten: die Disponierten und die Immunen, in besonderer Klarheit hervor. Zu den ersteren gehörte der bevollmächtigte Minister in den österreichischen Niederlanden, Graf Karl Cobenzl, zu den andern der kluge Staatskanzler Fürst Kaunitz und seine Kaiserin Maria Theresia. Die Immunen wirkten nicht, indem sie als „eifrige Entlarver“ die Betrogenen zu Nachdenklichkeit und zum Innehalten brachten, sondern indem sie ihr Sein, ihr Leben und ihr Handeln einsetzten in die Welt der Lüge und des Scheins, des Betrugs und der Umwerte als Wahrzeichen einer andern Welt, in der der Scharlatan in jederlei Gestalt nichts als eben ein Scharlatan bleibt, in der die Werte herrschen und über dem ewig unangetastet und unverlierbar thront — die Wahrheit.

Wer aber im Zeitlichen der Masse besser dient: der Scharlatan oder der Im- mune, der, der ihr das gibt, was sie haben will, oder der, welcher der Idee des Menschentums dient — das ist nicht so ganz einfach zu entscheiden. Und so sollte der Kenner menschlicher Herzen und ihrer Bedürfnisse den Scharlatan als ein unentbehrliches Stück im Haushalt der Natur, in dem sich alles so oder so, über lang oder kurz ausgleicht, nicht mit moralischer Entrüstung in Vausch und Vogen verdammen.

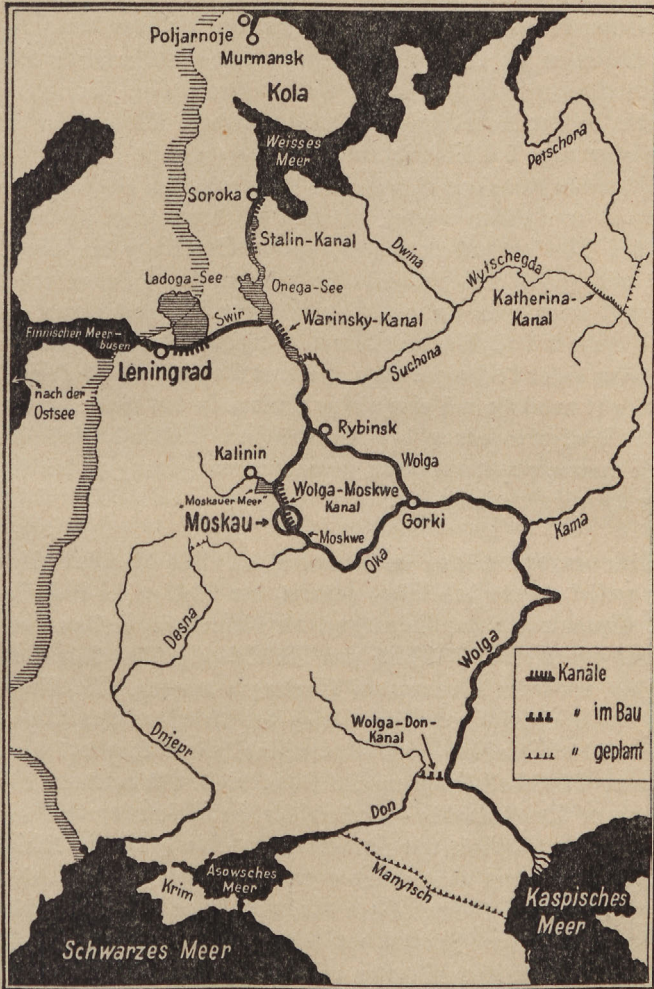
R u n d s i c h a u

Nordlichtstörungen. Die Unruhe in der Welt an den bereits entzündeten Punkten ist nicht geringer geworden, und neue Gefahrenherde drohen sich aufzutun. Denn welche Folgen die japanische Absicht, die Regierung des Marsschalls von China nicht mehr anzuerkennen und trotzdem den Gedanken einer Kriegserklärung an China ernsthaft zu erwägen, haben wird, ist noch nicht mit völliger Klarheit abzusehen. Für die Chinesen scheint der Zeitpunkt gekommen zu sein, den sie erwartet und vielleicht sogar ersehnt haben: die Möglichkeit, Kleinkrieg zu führen gegen die in jeder Weise stark angespannten Japaner und ihre sehr bedenklich verlängerte Etappe. Die Japaner sind nicht mehr weit von Hongkong und dem englischen Gebiet entfernt. Die Blockade, die bei einer Kriegserklärung eintreten würde, und die Möglichkeit von Verührungen auf dem englischen Gebiet würden der gesamten Weltlage sofort ein ungewöhnlich ernstes Gesicht geben. In diesem Zusammenhang ist vielleicht das wichtigste Ereignis der letzten Zeit der Beginn der Handelsvertragsverhandlungen zwischen England und den Vereinigten Staaten. Daß man von ihnen wenig erfährt, unterstreicht nur ihre Bedeutung, und es wird gut sein, gerade diese Verhandlungen und die Möglichkeiten, auf diesem Wege zu weiterem Einverständnis zu gelangen, sehr genau im Auge zu behalten. — Zu den Tatsachen, die man weiter nicht vergessen soll, sondern als ständigen Faktor in die politische Rechnung einsetzen muß, gehört, daß England sich entschlossen hat, zum ersten Male in seiner Geschichte eine Flotte von 25 großen Linien Schiffen zu bilden. Das sieht alles nicht nach einer Ermüdung im Empire aus, sondern viel eher nach einem zielbewußten Willen, bestimmte Voraussetzungen für eine energische englische Politik der Zukunft zu schaffen. Ob freilich England durch diese gewaltige Seeraufrüstung die schweren Versäumnisse der letzten Jahre wird aufholen können, bleibt abzuwarten. Die anderen Mächte beharren auch nicht auf ihrem gegenwärtigen Status, sondern rüsten gleichfalls ihrerseits auf, so daß das Verhältnis der Seerüstung auch in größeren Ausmaßen das gleiche bleiben könnte — vorausgesetzt, daß bei den anderen Mächten der finanzielle Atem ausreichen wird, um die höhere Rüstung durchzuhalten. — Es darf auch nicht vergessen werden, daß die neue Regierung Chautemps ein überwältigendes Vertrauensvotum in der Kammer erhalten hat. Viel mag dazu das parlamentarische Spiel beigetragen haben, aber wenn man zu gleicher Zeit liest, daß durch Vereinbarungen zwischen dem Kriegsminister Daladier und dem General Gamelin, jetzt Generalstabschef der Nationalen Verteidigung, eine militärische Konzentration errichtet worden ist, wie Frankreich sie höchstens in Kriegszeiten kannte, so gibt auch das zu denken und vervollständigt die Umrisse des neuen Weltbildes. — In Spanien tobt der Bürgerkrieg weiter; Ferruel, an sich wirklich kein entscheidender militärischer Punkt, hat symptomatische Bedeutung gewonnen. — Die Genfer Vereinigung ist zusammengetreten. Bei rückhaltloser Anerkennung der hoffnungslosen Lage des Genfer Gedankens in seiner jetzigen Form muß man auch hier recht genau achtgeben. Zweifellos werden die Großmächte, die noch an dem Genfer Gedanken festhalten,

den Versuch machen, den schwankenden kleineren Nationen die alte Vereinigung durch Energieentfaltung wieder schmächhafter zu machen, da ihre Fehler und ihre Gebrechlichkeit ja auch von den beteiligten Großmächten sehr klar erkannt werden. — In den letzten Tagen ging eine Welle der Beunruhigung durch das einfache Volk in allen Ländern wegen des Nordlichts, das in Breiten zu sehen war, die bisher solche Erscheinungen nicht wahrnehmen konnten. Dem alten Volksglauben nach bedeutet das Krieg und Not. Werden sich bald die Männer zusammenfinden, die selbst solche bösen kosmischen Vorzeichen, die ganz handgreiflich, aber mit symbolkräftiger Bedeutung die Verständigung zwischen den Menschen durch Störung der Kurzwellensendungen, ja selbst des Telephon- und Kabelverkehrs, sowie durch Ablenkung der Kompaßnadel, weiter erschweren, zu bannen vermögen?

„Hafen an den fünf Meeren.“ Wir haben im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“ vom Jahre 1936 auf die sowjetrussischen Bemühungen zur Erschließung der Arktis hingewiesen, die das für die gesamte Weltpolitik ungeheuer folgenschwere Ziel verfolgen, das alte Kernproblem der russischen Wirtschafts- und Wehrpolitik „die Ungunst der russischen Randmeere“ zu einer Lösung zu bringen. Die erste Etappe auf diesem Wege, der von den Sowjetrussen mit einer wahrhaft dämonischen Energie verfolgt wird, war der im Jahre 1935 abgeschlossene Bau des „Stalin-Kanals“ von Leningrad nach Soroka, der eine auch für leichtere Kriegsschiffe und speziell für Unterseeboote gedachte Wasser-Verbindung zwischen dem Eismeer und der Ostsee herstellt und die frühere Reisedauer auf ein Viertel der Zeit abkürzt. Dieser längste Kanalweg der Erde war von vornherein in ein riesiges Kanalisierungsprogramm einbezogen, welches sich am sinnfälligsten mit dem von den Bolschewisten ausgegebenen Schlagwort „Moskau, der Hafen an den fünf Meeren“ charakterisieren läßt. Die Zwischenzeit hat dieses Programm nun zu weiteren wichtigen Etappen seiner Verwirklichung hingeführt, welche unter geo- und wehrpolitischen Gesichtspunkten sorgsame Beachtung verdienen. Im Mai des letzten Jahres sind zum ersten Male die großen, ihrer zahlreichen Decksaufbauten wegen den Mississippiidampfern ähnlichen Wolgadampfer im unmittelbaren Stadtbilde Moskaus erschienen als Zeugen dafür, daß die Wolga-Moskwa-Verbindung fertiggestellt wurde. Man hat hierfür den Oberlauf der Wolga von Twer, dem heutigen Kalinin aus, das 180 Kilometer nordwestlich von Moskau liegt, über Moskau und das verbreiterte Moskwabett umgeleitet in die Oka, die ihrerseits wieder in die Wolga fließt. Damit steht Moskau in unmittelbarer, von großen Schiffen befahrbarer Wasserverbindung mit dem Kaspischen Meere. Schritt für Schritt mit diesen Arbeiten ging die ebenfalls für den Groß-Schiffsverkehr ausgebaute Verbindung der Wolga mit der Newa im Rahmen des schon aus dem Jahre 1799 stammenden „Marienkanalsystems“, welches bei Rybinsk an der Wolga seinen Ausgang nimmt. Auch diese Verbindung ist inzwischen nahezu fertiggestellt und speziell durch den Ausbau des Zwischenstückes zwischen Twer und Rybinsk, wo die Wolga von Natur aus noch nicht für Großschiffahrt geeignet war, dem Wolga-Moskwa-Kanal unmittelbar

angegliedert worden. Moskau hat also zur Zeit bereits direkte Wasserverbindung mit dem Kaspischen Meer, der Ostsee und — über den Stalin-Kanal — dem Weissen Meer. Es fehlt nur noch zum „Hafen an fünf Meeren“ der freilich ungeheuer schwierige, zur Zarenzeit immer gescheiterte, wenn auch nur 100 Kilo-



meter lange Wolga-Don-Kanal, der dann — man hofft in den nächsten drei, vier Jahren — die noch fehlende Verbindung mit dem Asowschen und dem Schwarzen Meere bringen wird. So gigantisch wie der ganze Kanalisierungsplan, sind seine einzelnen wasserbautechnischen Hilfskonstruktionen. Sieben gewaltige Staubecken finden sich allein auf der Strecke zwischen Kalinin und Rybinsk, darunter das 327 Quadratkilometer (zwei Drittel Bodenseegröße) umfassende „Moskauer Meer“. Durch die Wasserstandserhöhungen der Moskwa und Oka

waren große Uferbauten notwendig, bei denen 3,1 Millionen Kubikmeter Betonmauerwerk verbraucht und rund 2000 Millionen Kubikmeter Bodenbewegung vollführt wurden. Zahlen, die freilich erst sprechen, wenn man das Blut und den Schweiß zählt, der in sie geflossen ist. Seit fünf Jahren sind Straßkolonnen aus ganz Rußland an diesen Arbeiten tätig, gratis tätig im Rahmen der brutalen Arbeiterausbeutung, wie sie sich eben nur der Bolschewismus leisten kann. Elf große Schleusen, elf Wehre, sechs Sperren, acht Wasserwerke, die u. a. auch die Wasserversorgung der Hauptstadt modernisiert haben, fünf Pumpstationen sind weiterhin bei der Kanalisation aufgebaut worden. Die noch im Bau befindlichen Verbesserungen des Marienkanals bringen ebenfalls sechs neue Schleusenanlagen mit, welche dann auch tiefgehenden Meeresschiffen die Fahrt von Moskau nach Leningrad ermöglichen werden mit dem sich heute schon sichtbar machenden Ergebnis, daß Moskau auch in seinem äußeren Stadtbilde den Charakter einer Hafenstadt mit großen Schiffsilhouetten zwischen den Häusern erhalten wird. Ein Triumph, wenn man die nackte, erzwungene Willensleistung ansieht, eine ungeheure Gefahr und zugleich ein düsteres, weltgeschichtliches Symbol, wenn man nach dem Sinn dieser Leistungen fragt. Zeichnet sich nicht wahrhaftig die Bolschewistenhauptstadt nunmehr wie eine riesige Spinne in das weite, an fünf Meeren aufgehängte Wasserstraßennetz des Europäischen Rußland ein? Eine riesige Spinne, die nunmehr noch rascheren, unmittelbaren Zugang zu den fernsten Gebieten ihrer Herrschaft erlangt hat.

Der Regierungswechsel in Rumänien. Als die österreich-ungarische Monarchie zerfiel, wurde das Wort geprägt, der Balkan sei nach Europa vorgezogen. Spannungen und Gegensätze, die bisher den Balkan zum Konfliktherd Europas gemacht und schließlich zum Weltkriege geführt hatten, waren nunmehr auf den mittleren Donauraum übertragen worden. Ein bisher politisch und wirtschaftlich einheitliches Gebiet erlag der kleinstaatlichen Aufteilung, die sich im Zeichen der Deutschen- und Ungarnfeindschaft vollzog und an die Stelle der alten neue Nationalitätengegensätze setzte. Das Schlagwort: Mitteleuropa ohne oder gegen Deutschland! — beherrschte die Bündnispolitik der Südoststaaten, die die Freundschaft mit Frankreich und die durch die Kleine Entente gegebene Rückversicherung untereinander zur Grundlage ihres Daseins machten. Die Krisenfestigkeit dieser Grundlagen darf auch heute nicht unterschätzt werden. Es wäre ein psychologischer Irrtum, wollte man die natürlichen Selbständigkeitsbestrebungen der südöstlichen Staaten mit der Gegnerschaft gegen diese Grundlagen gleichsetzen. Ja, vielleicht ermöglichen diese erst jene. Man fühlt sich der alten Freundschaften sicher und stellt sie daher auf die Probe. Jede Bundesgenossenschaft ist um so begehrt, je wertvoller sie sich selbst einschätzt. Auch der überraschende Regierungswechsel in Rumänien spricht noch nicht gegen diese These. Die französische und die englische Reaktion, die durch die Pläne des neuen Kabinetts Goga, ihre christlich-nationalen Grundsätze in die Tat umzusetzen, ausgelöst wurde, zeigte den Rumänen nämlich gleichzeitig, daß sie auf Paris und London rechnen können. Andererseits erschwerte diese Reaktion von vornherein

die Stellung der Regierung Goga, zumal sie sich im Lande selbst erst durchsetzen muß und auch bei den Parteigruppen, die ihr bisher wohlwollende Zustimmung in Aussicht stellten, kaum eine wirksame praktische Unterstützung finden dürfte. Ist die Autorität der Krone stark genug, neue Regierungsmethoden zu erzwingen? Es gehörte bisher zu den selbstverständlichen Grundsätzen in diesem Staate, daß die Regierungspartei jeweils ihre Wahlen „macht“ (um so überraschender mochte es scheinen, daß die Liberalen lesthin Verzicht übten). Aber ebenso ist in diesem Staate nichts schwieriger für eine Regierungspartei, als Reformen anzuhängen, die sich auf Überwindung der traditionellen Parteienherrschaft richten. Hier liegen die innerpolitischen Fufangeln für die Goga-Gruppe, die sich nicht nur der Opposition der Linken und der Bauernpartei unter Maniu gegenübergestellt sieht. Viel hängt davon ab, ob es ihr tatsächlich gelingt, sich gleichzeitig mit der äußersten Rechten unter Codreanu und den mittleren Gruppen auf der anderen Seite zu verständigen. Noch wesentlicher aber bleibt für sie, ob sie sich der außenpolitischen Agitation und der außenpolitischen Druckmittel, wie sie sich auch in den „freundschaftlichen“ Ermahnungen Frankreichs und Englands äußerten, auf längere Sicht erfolgreich erwehren kann.

Jugoslawische Wirtschaftspolitik. Zu den merkbarsten Folgen der nachkriegszeitlichen politischen Neuordnung im Donauraum gehörte der wirtschaftliche Schrumpfungsprozeß. Die Teile, die als Ganzes geblüht hatten, spürten, daß neue Staatsgrenzen, die Erfüllung machtpolitischer Träume bedeuteten, sich vielfach zu wirtschaftlichen Schranken entwickeln können, zumal dann, wenn die politischen Gegensätze vorherrschen und sich rücksichtslos über die wirtschaftlichen Notwendigkeiten hinwegsetzen. Hinzu kam, daß die wirtschaftlichen und finanziellen Lasten, die den im Kriege unterlegenen Staaten aufgezwungen wurden, ihrerseits zerstörend auf die naturgegebenen wirtschaftlichen Zusammenhänge in Mitteleuropa einwirkten. So stand schon unmittelbar nach dem Kriege die Frage der wirtschaftlichen Zusammenarbeit im Vordergrund der Probleme. Gerade von deutscher Seite aus wurden frühzeitig vernünftige Pläne vorgelegt, die der wirtschaftlichen Atomisierung steuern sollten. Daß sie, wie die österreichisch-deutsche Zollunion, am Widerstande der Anderen scheiterten, bestätigte nur den richtigen Kern, den sie enthielten. Aber die politische Gegnerschaft konnte niemals die entscheidende wirtschaftspolitische Bedeutung des deutschen Volksraumes in Mitteleuropa ausschalten. Frankreich und andere konnten wohl ihre politische Hegemonie entfalten, auch durch großzügige Anleihen und Beteiligungen, aber die Statistik bewies dennoch, daß das Deutsche Reich im Handel und Wandel Südosteuropas der entscheidende Faktor blieb, daß Wohlstand oder Krise daselbst jeweils von der Lage des Volkes der Mitte abhängig waren. Je größeren Schwierigkeiten nun die deutsche Wirtschaftspolitik auf dem Weltmarkte begegnete, um so mehr drängten sich ihr die kontinentalen Möglichkeiten des Güteraustausches und der Rohstoffbeschaffung auf. Auf der anderen Seite wieder zeigte die jugoslawische Wirtschaftspolitik größte Bereitschaft, ihrerseits diese Möglichkeiten zu nutzen, so wie sie unter Führung des Ministerpräsidenten Stojadinowitsch auch auf

außenpolitischem Gebiet die alten Bindungen und Verträge durch neue Verträge, wie die mit Italien und Bulgarien, zu ergänzen suchte. Die Erfolge dieser wirtschaftlichen Zusammenarbeit, die im Wachstum des deutschen Anteils an der Ein- und Ausfuhr Jugoslawiens zum Ausdruck kommen, bestätigten so erneut die alte These, daß die in Mitteleuropa lebenden Völker aufeinander angewiesen sind, daß es, zumindest wirtschaftlich, ein Mitteleuropa ohne oder gegen Deutschland nicht gibt.

Heilmittel Katastrophe? Wer es unternehmen wollte, die moralische und religiöse Geistesverfassung der heutigen abendländischen Menschheit einer strengen, begriffsklärenden Analyse zu unterziehen, würde, wenn auch nicht durchgehend, so doch für weitreichende Schichten eine überraschende Feststellung machen können. Sieht man einmal davon ab, was die Menschen zu denken und zu glauben vorgeben, und fragt lediglich nach den Kategorien, mit denen sie tatsächlich denken und glauben, so könnte man ein merkwürdiges Wiederaufleben jener Phase der moralisch-religiösen Dialektik feststellen, die ihre mächtigste geschichtliche Gestalt im Alten Testament gefunden hat. Es fällt nicht nur auf, daß die neuere Menschheit zu Gott oft ein mittlerloses Verhältnis sucht. (Christus, die Gottesliebe, ist gegenüber dem „Herrn“, der Gottesallmacht in den Beshwörungen und Anrufen merkwürdig in den Hintergrund getreten.) Darüber hinaus oder richtiger im Einklang hiermit hat sich der Seele des modernen Menschen aber auch vielfach eine komplizierte Kasuistik bemächtigt, wie sie ebenfalls mehr einem alttestamentlichen Begriff der gerechten und rächenden, als der eigentlich christlichen, liebenden Gottheit entspricht. Dies geht nun sogar so weit, daß nicht nur die Gedankenkonstellationen der Erzväter und Propheten des alten Bundes wiederaufleben, sondern daß buchstäblich die Genesis aktuell geworden ist. Freilich nicht so mit ihren ersten fünf Kapiteln von der Schöpfung und Konsolidierung der Welt wie mit dem sechsten bis elften Kapitel und deren zentralem Gedanken der Sintflut. Seien wir ehrlich: wie oft hat uns selber, jeden denkenden (keineswegs nur den dumpfen, kurz schließenden) Geist angesichts manchen historischen Geschehens, angesichts ganzer menschheitlicher Entwicklungslinien auch der längste Ariadnefaden ihrer moralischen, für Menschen begreiflichen Rechtfertigung im Strich gelassen, so daß uns — „von der Gnade Gottes Verlassene“ — tatsächlich oft nur die ultima ratio einer Weltkatastrophe als Heilmittel des Menschen übrig schien! Dies, obwohl man doch wissen sollte, daß „die Wege des Herrn unerforschlich“ sind, einerseits, und daß andererseits zwar die Kriege und Teilkatastrophen nie aufhören werden, „die Erde aber hinfort um der Menschen willen nicht mehr verflucht sein soll“. Es könnte scheinen, als ob wir uns mit solchen Zitate und Gedankengängen in irgendeiner wirklichkeitsfernen religiösen Hinterwelt bewegen; kommentieren wir sie daher noch ein wenig in der Sphäre des — zugegeben — handfestesten Vordergrundes der heutigen Welt.

Hollywood, das amerikanische Filmzentrum, kündigt für das Jahr 1938 zwei neue Spitzenfilme an: „Hurrican“ und „Alt-Chicago“, von denen schon so viel bekanntgeworden ist, daß es sich bei ihnen — dramaturgisch gesehen — um

Variationen des so erfolgreichen Filmes „San Franzisko“ handeln wird. Das entscheidende Moment dieses Filmes war ja, in ästhetischen Kategorien gesprochen, seine Peripetie. Der ganze Film war im Grunde genommen nichts anderes als die prachtvolle Illustrierung und raffinierte Zuspitzung des einen großen Umschlages von Glück in Unglück durch das geologische Ereignis des großen Erdbebens. Eine Peripetie also, die sich nicht in menschlichen Schicksalen, Charakterzügen und Verhaltensweisen langsam ankündigte, zusammenschürzte und schließlich folgerichtig durchbrach (wie die Peripetien jedes besseren Theaterstückes), sondern sozusagen als Keim und Kimmie der ganzen dramatischen Konstruktion zuerst da war; tot, starr, unmenschlich, wie ein urtümlicher *deus ex machina*, um dann erst ihre freilich immer löcherig gebliebene, moralisch religiöse Sinngebung aufgeschneidert zu bekommen. Genau der gleiche naturdramatische Prozeß vollzieht sich in den beiden angekündigten Filmen, nur daß die Rolle des Erdbebens im ersten Falle durch einen aus heiterer Luft pläzenden Wirbelsturm, im zweiten Falle durch den historischen Niesenbrand Chikagos vertreten wird. Die brutale Außerlichkeit dieser Schicksalskatastrophen verlangt nun in durchaus folgerichtiger Weise — wenn man nämlich den Zuschauer mit einiger Befriedigung nach Hause schicken will — als Vorspiel jene Bilder des flächenhaftesten Lebensrausches, wie sie auch bei „San Franzisko“ dem Umschlag vorausgingen. Die Filmproduzenten aber schlagen zwei Fliegen mit einer Klappe. Filme dieser Art „lösen“ die sonst unlösbare Frage: Spielfilm oder ernster Film. Man kann das „Spiel“ nicht verrückter treiben und hat es doch sanktioniert, indem derselbe Film zugleich fast religiöse Propagandawerte erhält. Daß man eine so archaische Dramatik freilich uns heute überhaupt vorsetzen kann, daß dieses Doppelspiel vom amerikanischen (und nicht nur amerikanischen) Menschen ertragen, ja offenbar — sei es auch als wieder vergehende Mode — geliebt wird, scheint uns aber nun doch nur aus einer weitgehenden inneren Angesprochenheit des modernen Menschen durch die hier hinter schwingende Problematik begreiflich. Sind wir nicht vielleicht alle ein wenig tiefer, als uns lieb ist, den Verzauberungen der Revue und der Fläche verfallen, und warten wir demgemäß nicht in irgendeiner dunklen Ecke unserer Seele auch manchmal auf den vernichtenden Einbruch eines „unmenschlichen“ Geschehens? Wenn aber das zuviel gesagt sein sollte, so scheint doch jedem ehrlicher nachdenkenden Geist zum mindesten vieles Übel und viele Schuld der modernen Weltzustände in einem so hohen Grade eine ineinandergewachsene, verzopfte Kollektivschuld zu sein, daß sie von einem eigentlich christlichen, individualisierenden Weltgericht nicht mehr erfassbar wäre, was dann allerdings die Ausflucht der moralischen Nachdenklichkeit eben in den Gedanken der großen kollektiven Katastrophe als Heilmittel des Menschen gefährlich nahelegt. Ohne Frage ein „sündhafter“, dämonischer Gedanke, dessen Vollzug nicht nur vor dem Forum aller jungen Lebensbejahenden, von der Verschuldung noch nicht überwucherten Kräfte verflucht wird, sondern in tieferer, stichhaltigerer Weise erst von denen, die hinter der Antithetik von Schuld und Unschuld, Menschenkraft und Menschenjammer die Gnade eines wieder ganz menschlich, persönlich, liebend oder, mit einem Worte ausgedrückt, christlich verstandenen Gottes gefunden haben.

Literarische Rundschau

Wetterzonen der Weltpolitik

Das Wunderwerk des Nachrichtendienstes, wie ihn Presse, Rundfunk und Film in Jahren zäher Arbeit aufgebaut haben, wird nicht ohne Grund zu den stolzen Leistungen des Zeitalters gezählt. Dieses Ineinandewirken von technischer und menschlicher Organisation hat die Schnelligkeit und Fülle der Nachrichten in einem bislang nicht gekannten Ausmaß vermehrt. Was können wir nicht heute alles hören, betrachten, lesen! Der Reporter ist so recht einer der Helden der Zeit geworden, ein Sinnbild für Verwegenheit und Findigkeit, das die Phantasie und die Begeisterung der Zeitgenossen nicht wenig in Bewegung setzte. Nun ist alles in Ordnung — könnten wir sagen, aber seltsamerweise — wir sagen es nicht. Die uns gebotene Fülle beginnt uns zu bedrängen, und das wirkliche Wissen, das sich ja nicht nur auf Tatsachen, sondern auf Zusammenhänge bezieht, erscheint uns bedroht. Um so nachhaltiger beginnen alle jene Bemühungen zu wirken, die der Ordnung und Zusammenfassung im Chaos der Berichte und Gerüchte dienen. Der politische Aufsatz und das politische Essay als Vorstufen zur grundlegenden politischen Darstellung sind geradezu Mittelpunkte literarischen Schaffens geworden und werden von Autoren, Verlegern, Schriftleitern mit besonderer Sorgfalt gepflegt. Kein Zweifel — hier wird wichtige Arbeit im besten Sinne des Wortes geleistet. Firgigkeit und Nichtigkeit der Nachrichten allein können nicht mehr genügen, die ihnen zugrunde liegende Ordnung will nunmehr als Gegenstand des Forschens und des Darstellens erkannt sein.

All diese Erwägungen möge man mit Heranziehen, wenn man den Wert einer Arbeit begründen will, die in überzeugender Zusammenschau das weltpolitische Geschehen dieser Zeit erkennbar und verständlich zu machen bemüht ist: Walter Pahl, „Wetterzonen der Weltpolitik“ (Leipzig, Wilhelm Goldmann. RM 8,50). Der Verfasser hat sich seine Aufgabe nicht

leicht gemacht. Er hat sie durch eine wahrhaft enzyklopädische Beschreibung der weltpolitischen Entwicklung gelöst, wobei die unvermeidliche Verdichtung der Gesamtdarstellung mit bedächtiger Betrachtung des symptomatischen Einzelfalls in ausgezeichneter Weise kontrastiert. Wie immer bei solchen zusammenfassenden und gliedernden Beschreibungen ist der Standort, den der Verfasser sich selbst wählt, von ausschlaggebender Bedeutung. So wird man denn, um einen zureichenden Begriff von der Arbeit Walter Pahls geben zu können, seinen ebenso unerwarteten wie interessanten Entschluß zu erörtern haben, das mit bösem Konfliktstoff überladene Europa überhaupt einzuklammern. In der Tat ist alles das, was durch Jahrhunderte hindurch die Regierungen und Völker des alten Erdteils leidenschaftlich bewegt hat, nicht mehr von entscheidender Bedeutung. Gibt es innerhalb Europas Konflikte, so sind sie Ausstrahlungen weltpolitischer Verwicklungen, nicht mehr die Verwicklungen selbst, die auf anderen Schauplätzen entstanden zur Lösung und Entspannung drängen. Was an Wirkungen der Macht und der politischen Initiative in Europa zur Geltung kommt, ist noch immer nicht gering. Aber die Schauplätze des Handelns haben sich entweder an die Randzonen des Erdteils verlagert, wie etwa das Mittelmeer, oder sie greifen in ferne und fernste Gebiete, wie es der japanisch-chinesische Konflikt drastisch darzutun vermag. Erst auf dem Umweg über die Welt bringt das Gegensätzliche nach Europa selbst hinein — eine einigermaßen paradoxe Lage. Pahl hat aus ihr seine Folgerungen gezogen. Er spricht nicht von Europa selbst, aber er handelt von ihm. Er tut dies um so eindringlicher, je weniger er den Namen des alten Erdteils nennt. Tatsächlich wird Europa nur in der knappen aufschlußreichen Einleitung und am Schluß erwähnt. Im übrigen tritt der so überaus abendländische Begriff des Staates und der Staatenkoalition in den Hintergrund. Um so eindringlicher beschreibt Pahl die Schau-

pläge, auf denen Völkermassen, Wirtschaftskräfte, nationale und religiöse Fanatismen in Bewegung geraten, schildert die Erdräume, in denen die menschliche Ordnung von Einstürzen geschichtlichen Ausmaßes bedroht wird. Auf diese Weise entsteht so etwas wie ein geologischer Aufriss vom politischen Erdball, eine Übersicht über politischen Gebirgsdruck und Verwerfungen, wie er in solch handbuchmäßiger Vollständigkeit wohl noch nicht vorhanden ist. Die Kunst des plastischen Schilderns, die Pahl in hohem Maße auszeichnet, wird eindrucksvoll durch eine Fülle von Karten, Bildern und Photos unterstützt. Mit alledem ist dem Leser ein Werk an die Hand gegeben, das zur Unterrichtung wie zur Rückerinnerung gleichermaßen geeignet ist. Mit seiner Hilfe kann es gelingen, in den täglich neu andringenden Wust von Nachrichten Ordnung und Zusammenhang zu bringen.

Th. Haubach.

Mahnung an Europa

Im Januarheft brachten wir eine Karte über die islamische Welt, die wir dem Buche von Paul Schmitz „Al-Islam — Weltmacht von morgen?“ (Leipzig, Wilhelm Goldmann, RM 7,50) entnommen haben. Das Buch ist von brennender Aktualität, sein Verfasser, der lange Jahre Berichterstatter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ in Kairo war, bringt alle Voraussetzungen für eine zureichende Behandlung dieser großen Frage mit. Er verfügt über eine intime Kenntnis der islamischen Welt, die er aus eigener Anschauung kennt. Er hält sich von Theorien fern und urteilt von den historischen und den neu gewordenen Gegebenheiten aus. Er geht von der Tatsache aus, daß der Islam aus längerer Erstarrung jetzt erwacht ist und daß dies Erwachen in einem gewandelten Geiste geschehen ist. Es gibt heute einen islamischen Nationalismus und so etwas wie eine islamische Schicksalsgemeinschaft. Die ganze Welt hat recht eigentlich dazu beigetragen, für den Islam Grundlagen neuer Machtentwicklung zu schaffen, und einige Großmächte sind zweifellos nicht sehr geschickt in der Behandlung des Islam vorgegangen. Ereignisse der jüngsten Zeit haben bewie-

sen, daß der Islam durchaus den Plan erwägt, sich in die anti-europäische Front einzugliedern, wodurch dann die Bedeutung des Einsatzes des Gesamt-Islam im Sinne seines Gesetzes ihr volles Gewicht erhalten würde. So wird das Buch von Paul Schmitz zu einer ernststen Mahnung und einem Weckruf an Europa und sollte ein neuer Anlaß werden, endlich die Frage einer Neuordnung des alten Erdteils im Sinne einer gesamt-europäischen Solidarität mit anderen Mitteln als bisher zu behandeln. Besonders hervorzuheben ist, daß das dem ausgezeichneten Buche beigegebene Kartenmaterial hervorragend instruktiv wirkt.

Rudolf Pechel.

Wehrwirtschaftliche Fragen

Es ist nachgerade zum Gemeingut geworden, daß durch den Weltkrieg auch die sog. Siegerstaaten an ihrem wirtschaftlichen Wohlstand schwere Einbuße erlitten haben und daß auch deren Kriegsführung aufs empfindlichste durch den Mangel an wirtschaftlicher Vorbereitung gehemmt worden ist. Für beide Erscheinungen ist aber nichts so kennzeichnend wie die Tatsache, daß in fast allen Staaten nunmehr eine wirtschaftliche Einstellung auf Kriegsnotwendigkeiten zu beobachten ist, die tief in die friedensmäßige Wirtschaftsführung eingreift und namentlich die Staatsverwaltung an zahlreichen Stellen der privaten Wirtschaft zu maßgeblicher Beeinflussung bringt. Von freier Wirtschaftsführung, für die der Staat nur in allgemein gehaltenen Gesetzen die wirklich allgemein erforderlichen Unterlagen regelt oder auch selber schafft, ist heute nirgends mehr zu sprechen; nicht einmal in Großbritannien, wo früher die Zurückhaltung der Staatsverwaltung eine alte Tradition dargestellt hat, und erst recht nicht in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo zwar nicht die Bundesgewalten, wohl aber die Einzelstaaten auch früher schon mannigfach in das Wirtschaftsleben unmittelbar eingegriffen haben. Sogar in den Mitteln, mit denen man sich für einen etwaigen Ernstfall vorbereitet, herrscht insofern Übereinstimmung, als einerseits überall staatliche Organe errichtet sind, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse unter den Gesichtspunkten der

Kriegsbedürfnisse zu studieren haben und die Kenntnis der Wirtschaftsmenschen nutzbar machen sollen, und als andererseits auch von Staats wegen für die Errichtung und die räumliche Verteilung kriegsnotwendiger Betriebe gesorgt wird. In den Einzelheiten allerdings gibt es naturgemäß weitgehende Unterschiedlichkeiten, da ja die natürlichen Unterlagen der Wirtschaftsgestaltung von Staat zu Staat ebenso verschieden sind, wie auch die staatlichen Traditionen immer noch mit verschiedenem Gewicht und in verschiedenartiger Form sich geltend machen.

Über diese Vorbereitungen der fremden Staaten unterrichtet zu werden, besteht ein allgemeines Interesse. Weite Kreise unseres Volkes werden unseren eigenen Maßnahmen gegenüber ein besseres Urteil gewinnen und von reinen Stimmungselementen freier werden, wenn sie vom Vorgeben des Auslands ein deutlicheres Bild sich machen können. Für die eine Seite der staatlichen Vorbereitungen, für die Errichtung besonderer kriegswirtschaftlicher Organe bietet hierzu eine willkommene Gelegenheit eine Zusammenstellung, die kürzlich ein junger Jurist, Werner Matthias, unter dem Titel „Die staatliche Organisation der Kriegswirtschaft in Frankreich, Großbritannien, Italien, Tschechoslowakei und den Vereinigten Staaten von Amerika“ in den „Neuen Deutschen Forschungen (Abteilung Staats-, Verwaltungs-, Kirchen-, Völkerrecht und Staatstheorie)“, Band 10 (Berlin 1937, Junker & Dünhaupt, 220 S., brosch. RM 8,—) veröffentlicht hat. Hier sind auf Grund von Gesetzen und Verordnungen die Aufgaben geschildert, wie sie je in den verschiedenen Ländern die einzelnen Behörden und Beiräte zu erfüllen haben. Es ist zwar im wesentlichen Rohmaterial, was hier geboten wird; es fehlt noch die Einreihung der kriegswirtschaftlichen Sonderstellen in den allgemeinen Verwaltungsaufbau und in die Verwaltungstradition der einzelnen Staaten. Das Material ist jedoch gut und übersichtlich geordnet und gibt daher eine plastische Vorstellung von dem, was organisatorisch schon geschaffen worden ist.

K. Wiedenfeld.

Ein vorbildlicher Atlas

Der „Atlasband“ des „Neuen Brockhaus“, des „Allbuches“, der die vier Bände, von denen bisher zwei vorliegen, abrundet, ist nunmehr erschienen. Er bietet auf über 10 000 Abbildungen und Karten im Text und 1000 einfarbigen und bunten Tafeln und Kartenseiten wirklich alles das, was man von einem modernen Atlas verlangen kann (Leipzig, F. A. Brockhaus, RM 20,—). Er verwendet neben der Karte das Bild, und die Auswahl der Bilder ist so geschickt, daß eine ungewöhnlich lebendige Zusammenwirkung zwischen Karten- und Landschaftsbild entstanden ist. Er gliedert sich in die Teile: Die Erde als Ganzes; Europa, allgemein; Mitteleuropa; Deutsches Reich, allgemein. Deutschtum; Deutsches Reich; Einzelländer und abgetretene Gebiete; Ubrige Länder Europas; Asien; Afrika; Indischer Ozean, Australien; Stiller Ozean; Atlantischer Ozean; Nord- und Mittelamerika; Südamerika; Polargebiete. In diesen Abschnitten, die den ersten Hauptteil ausmachen, findet man alles, was ein guter Atlas nur zu bieten vermag: das Bild gibt der Karte lebendiges Gesicht. Die Einzelkarten, die neben dem rein geographischen alle Sondergebiete des Wachstums und der Produktion, der Tier- und Pflanzenwelt, der Bodenschätze, des Verkehrswezens, des Wirtschaftslebens, der Massenverbreitung und selbstverständlich auch des Erdaufbaues und der Erdgeschichte behandeln, bringen auch bevorzugt die Hauptreisegebiete. Der Kartendruck ist auf gutem Papier klar. Neben der Lebendigkeit durch die Erläuterung durch das Bild ist dieser Atlas besonders willkommen, weil er in seinem zweiten Hauptteil den lange vermischten und dringend notwendigen Geschichtsatlas enthält. Die Staatengeschichte wird ebenso exakt und gründlich behandelt wie die allgemeine Geschichte und Kulturgeschichte, die der Kolonisation, der Völkerwanderungen; die Wirtschafts- und Religionsgeschichte ist eingehend dargestellt, ebenso wie der Weltkrieg und seine Folgen in den Abstimmungen und im Völkerbund. Hier ist eine vorbildliche Leistung geschaffen, auf die wir als Deutsche stolz sein dürfen.

Rudolf Pechel.

Neue Romane

Echo der Vergangenheit

Josef Ponten setzt sein großmächtiges Werk „Volk auf dem Wege, Roman der deutschen Unruhe“, diese dichterische Erhellung und so notwendige Wiederbewusstmachung des deutschen Weges in die Welt, mit dem dritten Bande des osteuropäischen Erzählkreises „Rheinisches Zwischenspiel“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 452 S.) fort. Christian Heinsberg, dem deutschen Schulmeister des Dorfes Wellmann an der Wolga, wird in dem zauberischen Sommer 1911, in diesem märchenhaft reichen Sonnen- und Weinsjahr, der Wunsch seines Lebens erfüllt, Deutschland, das Heimat- und Ursprungsland der Väter, zu sehen. In Deutschland und hier vornehmlich im Rheinland, das der Dichter in einer bezaubernden Farbigkeit, mit aller Süße des reifen, hohen Sommers ins Wort bannt, werden dem Schulmeister viele Offenbarungen geschenkt; aber auch etliche Enttäuschungen werden ihm bereitet, die seinem von Sehnsucht und Heimweh verklärten Bilde des Vaterlandes erst das rechte Maß geben. Und da er sich zu neuer Weltfahrt und zur Rückkehr an die Wolga-Wasser anschickt, nimmt er ein Bild mit, das seinem Herzen noch näher steht, das seine Liebe treuer und brennender noch macht, da es das wahre, von den Zeichen seines Schicksals und seiner unaufhörlichen Gefährdung geprägte Antlitz der großen Mutter Deutschland trägt. Kein Wort der Anerkennung, der Ermunterung und der Feier kann zu groß und zu kühn, keine Beschwörung kann zu stark sein, um den Deutschen wieder und wieder auf Josef Pontens Werk hinzuweisen, auf dieses so große und so schöne Werk, das das Hausbuch der Deutschen werden sollte, da es die volksdeutsche Dichtung schlecht hin scheint.

Bilder und Gestalten aus der deutschen und germanischen Geschichte, fesselnde, ansprechend erzählte, manches Leseglück bereitende dichterische Erhellungen geschichtlicher Räume geben die Bücher von Rudolf Dammert „Männer um Saskia, ein Roman aus der Fuggerzeit“ (Hannover, Ab. Sponholz, 383 S.), Annie

Akerhielm „Bemunds Nachb“ (190 S.), Margot Boger „Uta“ (236 S.) und Hans Hartmann „Das letzte Korn“ (62 S.) (Berlin, Wilhelm Limpert). Dammert berichtet von dem vielwegigen, an Erfüllungen reichen Leben einer schönen, eigenwilligen Frau, die Weggenossin einiger bedeutender Männer im Zeitalter Karls V. war. Das geschichtliche und menschliche Geschehen der Zeit wird in des Erzählers farbiger und treffender Darstellung lebendige Gegenwart. Die schwedische Schriftstellerin Annie Akerhielm zeigt in ihrer starken und überzeugend gefassten Erzählung (verdeutschte von Ernst Zimme) das schwere, erschütternde Schicksal, das der Einbruch des Christentums in die nordische Welt über einen jungen Schweden brachte. Margot Boger versucht eine neue Deutung und Auslegung der Stifterfiguren am Naumburger Dom (eine Bibliographie des Uta-Schrifttums scheint bald Bedürfnis), und Hans Hartmann feiert in einer schönen Novelle von einem Geschehnis aus den hussitischen Wirren den Sieg eines unerschrockenen Herzens über die Mächte der Zerstörung.

Kurzweil

Handfest und sauber erzählte Unterhaltung, die den Leser spannt, mitnimmt und in die Fülle des drängenden, erregenden, immer abenteuerlichen Lebens versetzt, bieten die Romane von Liesbet Dill „Eine seltsame Begegnung“ und Victor van Buren „Die Symphonie für Katja“ (Berlin, Aufwärts-Verlag, 252 und 254 S.). Das eine die Geschichte einer nun wirklich seltsamen Begegnung, die einen berühmten Arzt und sicheren, gefestigten Mann in Unruhe und Hilflosigkeit drängt und in die Nähe des Verbrechens bringt, das andere der Lebensbericht einer verbissenen, toll überströmenden und doch so glaubhaften, weil immer wieder erlebbaren Liebe, die nach einer gefährlichen Irrfahrt in Entrückung und Erfüllung mündet. Beides aber — und das gibt ihnen über den Bereich des Unterhaltenden hinaus einiges Gewicht — trotz des Kurzweiligen nicht unbedeutende

Zeugnisse für die Jugendnot im Nachkrieg. „Zerschlagene Götzen“ von Wilhelm Müller-Gordon (Woltersdorf-Erkner, Woltersdorf-Verlag. 216 S., bebildert), darin von den tiefen Wandlungen erzählt wird, die einige gewichtige Menschen erfahren, Wandlungen, die sie von Nichtigkeit und Unfruchtbarkeit eines obenhin betriebenen Lebens in die Weite des wirklichen, kosmischen Geschehen untertanen Lebens führen, ist letztlich ein so ernstes, zu großer Nachdenklichkeit zwingendes Buch, daß es unter der Marke „Kurzweil“ sich eigentlich auf der Fehlgasse befände, wenn es den Ernst nicht in einer so unterhaltenden, verbindlich-gefälligen Form vortrüge, daß der Lesende erst mit einiger Überraschung inne wird, an ein Buch der Forderung geraten zu sein.

N a h e G e s c h i c h t e

Otto Paust schließt sein Romanwerk „Die Deutsche Trilogie“ mit dem dritten Bunde „Land im Licht“ (Berlin, Wilhelm Limpert. 680 S.), dem „Volk im Feuer“ und „Nation in Not“ vorangingen, ab. Das Schlusstück der Roman-Dreierheit gibt die dramatisch-bewegt erzählte, mit großer Eindringlichkeit, aus genauer erlittener Kenntnis der Verhältnisse und ihrer Hintergründe gestaltete Geschichte des roten Berlin, die Geschichte des Kampfes um diese Stadt und die ihrer endlichen Eroberung. Noch einmal

entwirren sich hier vor dem Leser die so vielfältigen und unglücklichen Verflechtungen und Abhängigkeiten des deutschen Lebens nach dem Kriege; die Geheimnisse des ehemaligen Liebknecht-Hauses am früheren Bülowplatz in Berlin und die Ursachen des Wedding-Mai-Aufstandes von 1929 werden offenbar, und offenbar werden erneut Schwere und Opfergang dieses Ringens um des Reiches Hauptstadt. Nachdrücklich wird man erinnert, daß all dies, was uns unzweifelhaft bereits Geschichte geworden ist, noch sehr nahe Geschichte ist, nahe Geschichte, deren Folgen und Forderungen die Forderungen unseres Tages sind. E. K. Wiechmann.

Gesundung des Herzens

Die Schrift von Sanitätsrat Dr. Stift „Wie wird das kranke Herz gesund?“ (Leipzig. Hans Hedewigs Nachf., Curt Ronniger. RM 2,—) ist in 3. verbesserter Auflage, ergänzt und neu bearbeitet von Prof. Dr. E. Tönniges, erschienen. Sie ist geeignet, dem Erkrankten wie dem Gesunden Hinweise für das gesundheitsgemäße Verhalten zu geben, ohne daß dadurch die Notwendigkeit der Behandlung durch Fachärzte aufgehoben würde. Hier kann man sich unterrichten über die Leistungen des Herzens, über sein Ausruhen, über das richtige Verhalten der am Herzen Erkrankten und alle einschlägigen Fragen.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Franz Mariaux, Paris — Gertrud Kleinau, Berlin — Professor Dr. Adolf Reichwein, Tiefensee i. d. Mark — Professor Dr. Gustav E. Müller, Oberhofen — Gerhart Pohl, Wolfshau — Dr. Th. Haubach, Berlin — Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Edwin K. Wiechmann, Bernau bei Berlin

Hauptgeschäftsführer: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald. Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schürmeister, Leipzig • DL IV. Bj. 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.



Macht und Erde

Hefte zum Weltgeschehen

Hrsg. von Prof. Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D.,
und Dr. Ulrich Crämer, Dozent an der Universität München

Neue Hefte:

Die geschlossene deutsche Volkswirtschaft

Geopolitik - Autarkie - Vierjahresplan

Von Dr. Joh. Stöbe. 2. Aufl. Mit 16 Kartenskizzen und graphischen Darstellungen.
(Heft 6.) Kart. RM. 2.—

„... Unter den Schriften über den Vierjahresplan dürfte die von Stöbe gegenwärtig die beste sein.“ (Arbeitschulung.)

Seeherrschaft. Von Dr. J. März. Mit 4 Karten. (Heft 7.) Kart. RM. 1.20

„Die Schrift ist so gut, klar und auch vom militärischen Standpunkt aus einwandfrei, daß ich ihr weiteste Verbreitung im deutschen Volke wünsche, dem der Begriff ‚Seeherrschaft‘ und seine Auslegung auch heute noch in viel zu großem Umfange fremd ist.“ (Konteradmiral Marschall, Gaeta. 6. 11. 37.)

Früher erschienen sind:

Das Wesen der Geopolitik. Von Prof. Dr. O. Maull. Mit 2 Karten. (Heft 1.) Kart. RM. 1.20

Spanien im Umbruch. Die räumlichen und geistigen Grundlagen der spanischen Wirren. Von Dr. Joh. Stöbe. Mit 9 Karten. (Heft 2.) Kart. RM. 1.40

Der Ferne Osten. Macht- und Wirtschaftskampf in Ostasien. Von Dr. G. Fochler-Hauke. Mit 6 Karten. (Heft 3.) Kart. RM. 1.40

Südosteuropa und das Erbe der Donaumonarchie. Von H. Hummel. Mit 7 Karten. (Heft 4.) Kart. RM. 1.40

Siedlung und Machtpolitik des Auslandes. Von R. von Schumacher. Mit 9 Karten. (Heft 5.) Kart. RM. 1.50

Weitere Hefte in Vorbereitung

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN
DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Reclams Operettenführer

Herausgegeben von Walter Mniff
Universal-Bibliothek Nr. 7354/55
Geheftet 70 Pf., gebunden RM. 1.10

„Musikfreunde werden diesen anregend geschriebenen Wegweiser mit Erfolg benutzen können.“

(Bremer Nachrichten)

Reclams Opernführer

Herausgegeben von Georg Rich. Krufe
70. Tausend. Universal-Bibliothek Nr. 6892-96 a
Geh. RM. 2.10, Leinen RM. 2.50

„Ein Opernführer, wie er sein soll, volkstümlich und volksbildend, inhaltsreich und billig.“

(Der Märkische Adler)

Zum 150. Geburtstage



Arthur Schopenhauer

Sämtliche Werke

Herausgegeben von Ed. Grisebach. Dritte, mehrfach berichtigte Auflage, bearbeitet von Prof. Dr. E. Bergmann. 6 Bände. Geheftet RM. 14.—, in Ganzleinen RM. 16.40

Handschriftlicher Nachlaß

Herausgegeben von Ed. Grisebach. Dritter, berichtigter Abdruck. 4 Bände. Geheftet RM. 4.20, in 3 Ganzleinenbänden RM. 5.40

Die Grisebachsche Ausgabe der Werke Schopenhauers ist in ihrer Zuverlässigkeit und Vollständigkeit weltberühmt

Schopenhauers Briefe

an Becker, Frauenstädt, v. Doh, Lindner, Aßher u. a. Herausgegeben von Ed. Grisebach. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3376-80. Geh. RM. 1.75, in Ganzln. RM. 2.15

Arthur Schopenhauer

Eine Biographie von Dr. D. F. Damm. Mit einem Bildnis Schopenhauers. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5388-90. Geheftet RM. 1.05, in Ganzleinen RM. 1.45

Schopenhauer als Erzieher

Von Friedrich Nietzsche. Mit einem Nachwort von Dr. Kurt Hildebrandt. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7125. Geheftet 35 Pf., gebunden 75 Pf.

RECLAM

Der angelfächsische Aufmarsch zur See

Sperrefort Singapore

Singapore ist gefechtsbereit. Am 14. Februar ist das mächtige Trockendock „King-George-VI.“, das Kernstück dieser britischen Seefestung im Fernen Osten, feierlich dem Betrieb übergeben worden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß eine spätere Geschichtschreibung einmal in der Fertigstellung Singapores einen entscheidenden Wendepunkt in der Nachkriegsgeschichte Großbritanniens erblicken wird. Singapore leitet eine neue Epoche ein, die Epoche der „Reaktivierung“ des britischen Anspruches auf die Suprematie zur See.

Man sollte endlich darauf verzichten, Singapore als ein „Gibraltar des Ostens“ zu bezeichnen. Die Zeit, in der man die Größe und Bedeutung von Seefestungen am Maßstab Gibraltars messen konnte, ist vorbei. Quantitativ und qualitativ hat der Maßstab „Gibraltar“ für Singapore seine Gültigkeit verloren. Quantitativ: d. h. in bezug auf die Stärke der Befestigungsanlagen; qualitativ: d. h. in bezug auf die Möglichkeiten Singapores, den durch den Einsatz der neuen Waffen veränderten Bedingungen der Seekriegsführung zu entsprechen.

Die Befestigungsarbeiten auf der etwa 32 km langen und 23 km breiten Insel Singapore, die der Südspitze der Malaiischen Halbinsel vorgelagert ist, wurden im Jahre 1923 begonnen, aber erst im Jahre 1928 mit voller Kraft aufgenommen. Der Bau des Kriegshafens allein hat bisher 11210000 Pfund verschlungen. Rechnet man noch die Kosten der Befestigungswerke, der Flugplätze usw. hinzu, dann kommt man auf einen Betrag von über 17000000 Pfund. Und das dürfte noch keineswegs die endgültige Bausumme sein. Wenn Singapore auch heute schon als „ready for use“ gilt, so wird der gigantische Waffenplatz doch erst im Jahre 1939 vollendet sein. Der Kriegshafen liegt an der etwa 1,3 km breiten Straße von Johore, welche die Insel vom Festland trennt, östlich von dem breiten Steindamm, über den die Eisenbahn von Singapore nach der Malaiischen Halbinsel führt. Das jetzt fertiggestellte Trockendock ist 305 m lang und 40 m breit. Hier und in dem vor einigen Jahren von England herangeschleppten 50000-t-Schwimmdock können Kriegsschiffe jeder Art in kürzester Frist repariert werden, auch die 35000-t-Schlachtschiffe. In dem neuen Trockendock, das in seiner Größe nur von dem „King-George-V.“-Dock in Southampton übertroffen wird, können auch Schlachtschiffe von mehr als 35000 t Wasserverdrängung bequem untergebracht werden. Sogar ein 57000-t-Schlachtschiff findet noch Platz! Die Flottenbasis „steht“ auf 4000 Pfählen, die bis zu einer

Tiefe von 30 m in den Sumpf eingerammt werden mußten. Etwa 5 Millionen cbm Erde mußten in Bewegung gebracht werden, um eine ebene Fläche zu erzielen. Ganze Hügel wurden abgetragen, um den Sumpf zu füllen. Werften, Piere, Öl- und Munitionslager, Magazine, Krane, Depots — nichts fehlt. Und dahinter liegt das Reich der Royal Air Force. Neben dem riesigen Militärflughafen mit allen modernen Einrichtungen befinden sich auf der Insel zahlreiche Flugplätze. An der Nordspitze der Insel, am Vorgebirge Changi, ist eine moderne Garnisonstadt angelegt worden, die sich in ein Kasernenviertel mit Artillerie-, Pionier- und Infanteriekasernen und ein Wohnviertel für etwa 6000 Zivilisten aufteilt. 7000 bis 10000 Reguläre sind hier stationiert. Changi ist das Hauptquartier des Küstenverteidigungssystems. Die Befestigungswerke rings um die Höhen der Hafenstadt Singapore und auf dem Inselgewirr, das den Eingang zum Hafen und zu der Straße von Johore beherrscht, sind mit schwersten Geschützen, Flakbatterien usw. ausgestattet. Die Abwehrstellungen bleiben dem Auge meist völlig entzogen. Die neue Flottenbasis an der Scheide zwischen dem Indischen und Pazifischen Ozean, die heute von 80 Prozent aller nach dem Pazifik gehenden Schiffe passiert wird, ist jedenfalls die größte und stärkste Seefestung, die jemals in der Geschichte der Menschheit angelegt worden ist. Großbritannien hat kaum mehr Anlaß dazu, den westlichen Pazifik als ein „Depressionsgebiet“ der Empire-Strategie zu betrachten. Nicht als ob Großbritannien mit Singapore eine Stellung gewonnen hätte, von der es mit Aussicht auf Erfolg einen Angriff auf das japanische Inselreich vortragen könnte. Bei den ungeheuren Distanzen, die zwischen Singapore und Yokohama zu bewältigen sind, kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß Singapore nur als point d'appui der Verteidigung seine Stärke zu erweisen vermag. Fast 5000 km sind es von Singapore bis zum Japanischen Meer. Eine von Singapore auslaufende Flotte hätte die Hälfte ihres Brennstoffs verbraucht, bevor sie zum Angriff ansetzen könnte. Ihre Gefechtskraft wäre beträchtlich vermindert. Die strategische Bedeutung Singapores ist rein defensiv. Zusammen mit Hongkong, dessen Befestigungen ebenfalls beträchtlich verstärkt worden sind, und mit Port Darwin an der Nordküste Australiens bildet es ein stählernes Dreieck, das dazu bestimmt ist, die Stöße aufzufangen, die aus dem weiten Raum des Pazifischen Ozeans gegen das Britische Empire gerichtet werden könnten. Singapore ist gewiß nicht eine „auf Japan gerichtete Pistole Englands“, sondern der gepanzerte Schild für die britischen Interessen im Fernen Osten. Neben dem „Grundbesitz“ in Hongkong handelt es sich hier vor allem um die enormen britischen Kapitalinvestitionen in China (1189 Millionen Dollar — gegen 1137 Millionen Dollar japanischer und nur 197 Millionen Dollar amerikanischer Investitionen). Aber auch Malaya (Kautschuk und Zinn), Borneo (Öl) und vor allem Australien, das Vakuum inmitten des ostasiatischen Bevölkerungsüberdruckes, müssen von der britischen Fernflotte verteidigt werden. Schließlich ist nicht nur Holland, sondern auch Großbritannien an der Aufrechterhaltung des status quo in dem reichen und ausgedehnten Niederländisch-Indien lebhaft interessiert.

„Zwei-Hemisphären-Standard“

So notwendig ausreichende Dockanlagen für die Seekriegsführung sind — wichtiger ist es, die Kriegsschiffe zu besitzen, die diese Dockanlagen benutzen sollen! Und hier zeigt sich die britische Achillesferse. Bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts hinein unterhielt England in den chinesischen Gewässern eine beachtliche Streikraft, die von 6 Schlachtschiffen geführt wurde. England zog sich dann aber aus dem Fernen Osten zurück und überließ die chinesischen Gewässer seinem Bundesgenossen (!) Japan. Zur Zeit besteht das englische Chinageschwader aus 4 schweren und 2 leichten Kreuzern, 1 Flugzeugträger, 8 Zerstörern, 15 U-Booten, 23 Kanonenbooten usw. — kein einziges Schlachtschiff! Auch wenn man das australische und neuseeländische Geschwader mit 2 schweren und 3 leichten Kreuzern modernsten Typs hinzurechnet, bleibt die britische Fernostflotte der japanischen Flotte mit ihren 9 Schlachtschiffen, 12 schweren und 22 leichten Kreuzern, 6 schnellen und gepanzerten Flugzeugträgern, 100 Zerstörern usw. hoffnungslos unterlegen. Und das ist das strategische Ziel der britischen Aufrüstung zur See, die in ihrem Ausmaß kein Beispiel in der Weltgeschichte findet: auf der anderen Erdhälfte eine Flotte zu stationieren, die in ihrer Größe der japanischen Flotte gewachsen ist. „Zwei-Hemisphären-Standard!“ Der frühere Erste Lord der Admiralität, Sir Samuel Hoare, hat diese Parole im vorigen Jahr bei der Vorlage des Flottenbudgets ausgegeben.

Die Flottenstärke ist nicht bloß eine Frage der Tonnage und der Bewaffnung. Die Kampfstärke der Flotte hängt nicht nur von der Zahl und der Größe der Schiffe ab. Eine Seeschlacht um Hongkong kann in Taranto entschieden werden. Die britische Flotte glaubte sich bisher nicht in der Lage, Teile ihrer Home-Fleet und ihrer Mittelmeerflotte an den Fernen Osten abzugeben. Neue Kriegsschiffe mit einer Gesamttonnage von über 500 000 t sind auf Stapel gelegt worden. 1937 befanden sich im Bau: 5 Schlachtschiffe mit je 35 000 t Wasserverdrängung und zwölf 35,6-cm-Geschützen, 21 Kreuzer, 5 Flugzeugträger für je 70 Flugzeuge, 49 Zerstörer, 19 U-Boote und 49 Kriegsschiffe zweiter Ordnung. Und das ist erst der Anfang. Für das kommende Haushaltsjahr rechnet man mit 3 bis 5 neuen Schlachtschiffen, 7 Kreuzern, 16 Zerstörern, mehreren U-Booten usw. (Darüber hinaus wird der Personalbestand der Flotte weiter erhöht und auf 125 000 Köpfe gebracht werden.)

Mit anderen Worten: im Jahre 1942/43 wird die britische Flotte u. a. über 23 bis 25 Schlachtschiffe, 70 Kreuzer und 10 Flugzeugträger mit über 500 Flugzeugen verfügen, das heißt sie wird erstmalig in der Lage sein, neben der Heimat- und Mittelmeerflotte eine Fernostflotte von Schlachtschiffen zu bilden.

Das ist immer noch nicht alles! Neben dem Neubauprogramm ist auch ein umfangreiches Umbauprogramm in Angriff genommen worden. Fünf ältere Schlachtschiffe und drei Schlachtkreuzer werden vollständig erneuert (höherer Bombenschutz und bessere Luftabwehr). Es handelt sich hier praktisch fast um neue Schiffe. Zum Beispiel gilt heute die 1934 als „überaltert“ registrierte „H. M. S. Warspite“ als das modernste Schlachtschiff der Welt. Sie ist vor

kurzem als Flaggschiff der britischen Mittelmeerflotte in Dienst gestellt worden. Die Umbaukosten beliefen sich auf 2269000 Pfund und erreichten damit fast die Neubaukosten des Jahres 1915 mit 2524148 Pfund. „H. M. S. Warspite“ verfügt u. a. über acht 10-cm-Flakgeschütze und trägt 4 Flugzeuge.

Großbritannien hat zunächst die Absicht, die 5 umgebauten bzw. im Umbau befindlichen Schlachtschiffe der Queen-Elizabeth-Klasse, je ein Geschwader schwerer und leichter Kreuzer, mehrere Flugzeugträger sowie eine entsprechende Anzahl von Zerstörern und U-Booten in Singapur zu stationieren. (Das Hauptquartier der britischen Pazifikflotte soll von Hongkong nach Singapur verlegt werden.) Damit würde die britische Fernostflotte etwa die Stärke der Mittelmeerflotte erreichen. Sie bliebe gegenüber der japanischen Flotte immer noch weit unterlegen, dürfte aber stark genug sein, um eine Defensiv-Strategie erfolgreich durchzuführen.

Schlachtschiffe über 35000 t?

Japan kann es sich vorerst durchaus noch leisten, in dem pazifischen Rüstungswettlauf kein allzu stürmisches Tempo einzuschlagen. Sein Rang als Weltmacht zur See gerät dadurch, daß seine Schlachtschiffbauten weniger zahlreich sind als die der Engländer, keineswegs in Gefahr. Der natürliche Festungsgürtel, über den das Inselreich in seiner vielzerklüfteten Küste verfügt, ersetzt manches Schlachtschiff. Die japanische Flotte besteht gegenwärtig u. a. aus 9 Schlachtschiffen, 6 Flugzeugträgern, 41 Kreuzern, 100 Zerstörern und 64 U-Booten. Über die japanischen Neubauten liegen lediglich mehr oder weniger eindeutig dementierte Gerüchte vor, die aber die angelsächsischen Mächte offenbar außerordentlich beunruhigen. Die Zahl der Neubauten dürfte sich durchaus in dem alten, aber seit dem Ablauf des Washingtoner Flottenvertrages nicht mehr verbindlichen Verhältnis 3 : 5 gegenüber England und den Vereinigten Staaten halten, wenn nicht gar darunter bleiben. Angesichts der enormen finanziellen Lasten, die Japan durch den Krieg mit China aufgebürdet sind, wäre es wahrscheinlich nicht verwunderlich, wenn Japan darauf verzichten würde, gegen 5 neue Schlachtschiffe Englands bzw. der Vereinigten Staaten 3 eigene zu setzen. Das Gerücht aber, daß die im Bau befindlichen oder geplanten Schlachtschiffe Japans die in dem Londoner Flottenvertrag von 1936 festgelegte 35000-t-Grenze überschreiten, daß Japan 40000-t- oder 43000-t-Schiffe baue, hat in London und Washington großes Aufsehen erregt.

Nachdem es sich gezeigt hatte, daß eine Verlängerung bzw. Ersetzung des im Jahre 1922 abgeschlossenen und Ende 1936 abgelaufenen Washingtoner Flottenvertrages über die quantitativen Verhältnissstärken nicht zu erreichen war, da Japan sich jeder Neuregelung versagte, beschränkten sich England, USA. und Frankreich in dem Londoner Flottenvertrag von 1936 auf die Vereinbarung von qualitativen Begrenzungen der Seerüstung, in der sich die Vertragspartner vor allem verpflichteten, bei dem Bau von neuen Schlachtschiffen eine Höchstgrenze von 35000 t mit 35,6-cm-Geschützen einzuhalten. Die Begrenzung des Geschützkalibers sollte aber nur im Falle der Zustimmung aller anderen Seemächte gel-

ten. Japan lehnte auch die Festlegung auf 35,6 cm ab, so daß nunmehr 40,6 cm als Höchstkaliber gilt. Die amerikanische Zustimmung zu diesen Vereinbarungen war an den Vorbehalt der sogenannten Kletterklausel geknüpft, nach der sich die USA. volle Handlungsfreiheit für den Fall vorbehalten, daß andere Mächte über die 35 000-t-Grenze hinausgehen. Die USA. haben denn auch Anfang Februar in Tokio eine Note überreicht und erklärt, daß sie die Kletterklausel zur Anwendung bringen werden, falls Japan nicht die Versicherung abgebe, daß die bis zum 1. Januar 1943 auf Kiel gelegten Schiffe den Begrenzungen des Londoner Flottenabkommens unterworfen werden. Die japanische Regierung hat in ihrer Antwort (12. Februar) erklärt, daß sie sich nicht in der Lage sehe, dem Wunsche nach Bekanntgabe ihres Flottenbauprogramms zu entsprechen, fügt aber hinzu, daß sie es nicht als eine logische Begründung betrachten könne, wenn die anderen Mächte lediglich aus der Tatsache der Ablehnung einer solchen Erklärung über den Flottenbau auf den Bau von Schiffen schließen wollten, die über die im Londoner Vertrag festgelegte Grenze hinausgingen. Dieser negative Bescheid Japans dürfte zur Folge haben, daß sich Amerika und England von allen Bindungen hinsichtlich der Größe ihrer neuen Schlachtschiffe lösen.

Das große Interesse der USA. an der Einhaltung der 35 000-t-Grenze erklärt sich offenbar u. a. auch daraus, daß Schlachtschiffe von mehr als 40 000 t Wasserverdrängung kaum mehr in der Lage sein dürften, den Panamakanal zu durchfahren, der die atlantische Front Nordamerikas mit der pazifischen Front verbindet. Die Schleusenkammern des Panamakanals sind 33 m breit, 304 m lang und mindestens 12½ m tief. Um den Kanal für Schlachtschiffe von 40 000 bis 45 000 t ohne Schwierigkeiten passierbar zu machen, müßte man entweder die Schiffe besonders konstruieren oder den Kanal verbreitern und vertiefen. In den letzten beiden Jahren enthielten die Budgets der amerikanischen Marine bereits einen Posten für „Untersuchungen und Pläne“ über die Erweiterung der Kapazität des Panamakanals — ein Beweis dafür, daß man sich sehr ernsthaft mit dem Problem beschäftigt. Schon um eine Beschleunigung der Durchfahrt für die gegenwärtige amerikanische Flotte zu erzielen, soll der Kanal um 7 m verbreitert werden. (Andererseits ist heute auch wieder die Frage des Baus des Nicaraguakanals in den Vordergrund gerückt. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß dieser Kanal in absehbarer Zeit gebaut wird, so stellt doch schon das Optionsrecht und der Bauplan für die USA. ein politisches Aktivum dar, das sich bei Bedarf in die Waagschale werfen läßt.)

USA. folgt Großbritannien!

Auch wenn es bei der 35 000-t-Grenze bleibt: der pazifische Raum steht im Zeichen eines Rüstungswettlaufes von wahrhaft dramatischer Spannung. Und in diesem Wettlauf bereiten sich weltpolitische Entscheidungen allergrößten Ausmaßes vor. Weltmacht ist Seemacht geblieben. Seemacht ohne Luftmacht kann wahrscheinlich nicht wieder Geschichte machen. Aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist der Zeitpunkt, in dem Luftmacht Weltmacht bedeuten wird, noch

nicht sichtbar. Die Tatsache, daß Italien durch den Einsatz seiner „Senggas versprühenden und Sprengstoffe abwerfenden Bomber“ Abessinien erobert hat (L. E. D. Charlton in „The United Services Review“, Nr. 4032), ist noch kein bündiges Zeugnis dafür, daß sich auf der Luftmacht Weltmacht begründen läßt. Selbst die Tatsache, daß Großbritannien sich während des Abessinien-Konfliktes mit Italien veranlaßt sah, die Mittelmeerflotte zeitweise aus Malta zurückzuziehen, ist noch längst kein Beweis dafür, daß die Überlegenheit zur See durch eine starke Luftwaffe kompensiert werden kann. Hier ist noch alles offen, wenn es auch gewiß ist, daß das Flugzeug, das U-Boot und der schnelle leichte Kreuzer den großen Flotten die Kontrolle von verhältnismäßig engen Seeräumen außerordentlich erschwert. Die modernen Seekriegswaffen begünstigen offenbar die kleineren Seemächte. Aber das vor einigen Jahren schon totgesagte Schlachtschiff ist wieder zu neuem Leben erwacht. Es hat sich von dem ersten Schrecken, den ihm die Bomber eingejagt hatten, schnell erholt. Selbst Italien hat sich wieder der Ansicht angeschlossen, daß mit dem Ausbau der Luftwaffe keineswegs die Schlachtschiffe als Kern der Flotte überflüssig geworden sind. In den angelsächsischen Ländern scheint sich sogar die Auffassung durchzusetzen, daß der Einsatz der Luftwaffe letzten Endes der stärkeren Seemacht zugute kommen wird.

Mit aller Eindeutigkeit halten die Vereinigten Staaten daran fest, daß das Schlachtschiffgeschwader das Rückgrat der Seemacht ist. Naturgemäß müssen die USA. in ihrer Flottenrüstung das Hauptgewicht auf schwer bestückte Linienschiffe legen, die gegen Unterwasserangriffe gut geschützt sind und eine große Reichweite besitzen — angesichts der ungeheueren Entfernungen, die im Pazifik im Falle eines Krieges mit Japan zurückzulegen sind, eine unbedingte Voraussetzung für die Aktionsfähigkeit der USA.-Flotte. Ähnliche Gründe lassen es den Amerikanern wünschenswert erscheinen, möglichst viele Flugzeugträger zu besitzen. Die heute vorhandene Flugzeugträgerflotte vermag 400 Flugzeuge zu befördern. Hinsichtlich des Ausbaues der Marine-Luftwaffe stehen die Vereinigten Staaten an der Spitze aller Seemächte. Die Amerikaner sind den Engländern gefolgt und haben vor kurzem beschlossen, das bereits genehmigte Neubauprogramm um 20 Prozent zu erhöhen, d. h. 3 neue Schlachtschiffe, 2 Flugzeugträger, 8 Kreuzer, 21 Zerstörer, 9 U-Boote, 1000 Flugzeuge (zu den 1500 Kriegsflugzeugen der Marine-Luftwaffe) usw. zu bauen. Mit anderen Worten: um 1942/43 dürfte die amerikanische Flotte über 22 Schlachtschiffe, 18 schwere und 22 leichte Kreuzer, 10 Flugzeugträger, 2500 Flugzeuge, 109 U-Boote usw. verfügen. „Second to none!“ Aber diesmal ist dieser amerikanische Grundsatz den Engländern keineswegs ein Dorn im Auge! Vielmehr sehen sie in der amerikanischen Seeaufrüstung eine zusätzliche Sicherheit für ihre eigenen Interessen. Der Erste Lord der Admiralität, Duff Cooper, erklärte vor kurzem: „Der Tag, an dem wir in der Flottenfrage mit den USA. in Wettbewerb treten konnten, ist, wenn er überhaupt jemals bestanden hat, längst vorbei. Ich zögere keinen Augenblick zu erklären: je stärker die

Flotte der USA. ist, desto besser ist es um den Frieden der Welt bestellt."

Es ist gewiß kein Zufall, sondern eine eindeutige Demonstration, wenn an den Eröffnungsfeierlichkeiten der Seefestung Singapur auch amerikanische Kriegsschiffe teilgenommen haben. Man denke ferner an die systematischen Bemühungen um eine große englisch-amerikanische Wirtschafts- und Währungsverständigung. Hier ist ein Akkord im Werden, bei dem wirtschaftliche und militärische Interessen Hand in Hand gehen. Weltpolitische Strategie allergrößten Stils, die eine neue Epoche einleiten könnte.

In der Tat könnte Japan durch eine solche angelsächsische Front vor die Tatsache gestellt werden, daß es seiner beherrschenden Stellung im westlichen Pazifik beraubt wird. Die USA. würden, ohne ihre atlantische Front gefährlich zu entblößen, in einem pazifischen Konflikt über eine Flotte verfügen, die in ihrer Kampfkraft der japanischen Flotte etwa gleich käme. Und gegen eine amerikanische Pazifikflotte, die sich mit der britischen Ostasienflotte in der zunächst geplanten Stärke vereint, dürfte die japanische Flotte nicht mehr aufkommen können.

Das amerikanische „stepping-stone“-System

Zumal die Amerikaner durch das „stepping-stone“-System, das sie in den letzten Jahren im Pazifischen Ozean ausgebaut haben, in die Lage gekommen sind, ihren Druck auf das japanische Inselreich beträchtlich zu verstärken.

Was Singapur für die Engländer ist, ist Hawaii für die Amerikaner: ein gigantisches Festungsbollwerk, das alle Stöße auffangen soll, die auf die amerikanische Westküste zielen. Der zentrale Flotten- und Luftstützpunkt befindet sich in Pearl Harbor auf Oahu, dem nach Hawaii größten Eiland der inmitten der riesigen Wasserwüste gelegenen Inselgruppe. In dem stark befestigten Hafen kann die ganze amerikanische Flotte vor Anker gehen. Das Trockendock nimmt das größte Schlachtschiff auf. Überall ist die Insel mit Küstenbatterien und Flugabwehr-Geschützen bestückt. Im Inneren der Insel, in einem von zwei hohen Felswänden eingeschlossenen Tal, befindet sich neben der großen Flugzeugbasis eine Garnisonstadt, die 15 000–20 000 Soldaten beherbergt. Die Befestigungsanlagen der Insel haben bisher 480 Millionen Dollar verschlungen. Die Befestigungsanlagen auf den Hügeln und Bergen Oahus, an den Abhängen erloschener Vulkanen, werden jetzt noch beträchtlich verstärkt.

Hoch im Norden, auf der Insel Unalaska in dem Aleuten-Bogen, befindet sich der Flotten- und Luftstützpunkt Dutch Harbor, der zu einer Basis von in der Arktis erprobten Großbomben ausgebaut wird, die den Nordweg über den Pazifik sicherstellen sollen. Dieser Nordweg ist zwar auf weiten Strecken größtenteils in Nebel gehüllt, aber wesentlich kürzer als der mittlere Weg. Dutch Harbor ist nur rund 2900 km von der nördlichsten Insel Japans entfernt, während zwischen Hawaii und Yokohama noch rund 6250 km zu bewältigen sind. Ein neuer amerikanischer Flugstützpunkt wird jetzt in Siska auf einer Insel

des südlichen, Kanada vorgelagerten Küstenzipfels von Alaska errichtet. Sitka ist von San Franzisko und Dutch Harbor etwa gleichweit entfernt.

Die Verteidigungslinie Alëuten — Hawai wird aber auch in den Südpazifik hinein verlängert. Zu diesem Zweck ist die amerikanische Marineleitung daran gegangen, u. a. auf den kleinen Koralleneilanden Johnston und Howland „Stationen“ einzurichten. Vor einigen Monaten ist auch der regelmäßige Flugverkehr zwischen Hawai und Ausland in Neuseeland aufgenommen worden. Diese südpazifische Flugstrecke wird über Ringman Reef und die Marinestation Pagopago geleitet. Pagopago liegt auf den amerikanischen Tutuila-Inseln, die der ehemals deutschen Samoa-Gruppe unmittelbar benachbart sind. Bei dem Ausbau dieses Luftweges haben ebenso wie bei dem Ausbau der großen transpazifischen Linie San Franzisko — Hawai — Midway — Wake — Guam — Manila — Hongkong offenbar nicht nur verkehrspolitische Erwägungen eine Rolle gespielt. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Guam, die letzte Station vor Manila auf dem transpazifischen Luftweg, im Kriegsfall einen verlorenen Posten darstellt. Liegt es doch inmitten des (früher deutschen) Inselswarms, über den Japan heute das „Mandat“ ausübt. Soll durch den Luftweg nach Neuseeland für die amerikanischen Bomber eine Etappenlinie geschaffen werden, die das japanische Mandatsgebiet umgeht?

Schließlich ist es noch keineswegs gewiß, daß die Amerikaner die Philippinen endgültig aufgegeben haben. Wenn Japan seinen Blick nach Süden richtet, rücken die Philippinen unmittelbar ins Blickfeld. Die Vereinigten Staaten gewährten den Philippinen im Jahre 1934 die Unabhängigkeit, die aber erst im Jahre 1944 völlig verwirklicht werden soll. Bis dahin bleibt die Außenpolitik der Philippinen der Kontrolle durch die USA. unterstellt, die auch das Recht behalten, Truppen und Flottenstützpunkte auf den Philippinen zu unterhalten. Wirtschaftliche Schwierigkeiten haben die Philippinen-Regierung vor die Frage gestellt, ob die politische Unabhängigkeit mit dem Ausfall des zollfreien amerikanischen Marktes nicht zu teuer erkaufte ist. Andererseits sind auch in den USA. Bestrebungen im Gange, die darauf hinzielen, die amerikanische Machtstellung auf den Philippinen über das Jahr 1944 hinaus sicherzustellen.

Die erste Verteidigungslinie der USA. zur See bildet aber heute die Linie Alëuten — Hawai — Samoa. Der gründlichen Erprobung dieser fast 7000 km langen Verteidigungslinie dienen die diesjährigen amerikanischen Flottenmanöver, die im Februar mit einleitenden Übungen an der kalifornischen Küste begannen und von hier aus zu den Stützpunkten inmitten des Pazifik ausgedehnt wurden. Insgesamt nehmen 170 Kriegsschiffe und 500 Flugzeuge mit 50000 bis 60000 Mann an diesen Manövern teil, die als „die größten Manöver in der Geschichte Amerikas“ angekündigt wurden.

Die amerikanischen Pazifikmanöver folgten unmittelbar auf die britischen Manöver bei Singapur. Mögen auch die Nachrichten über ein englisch-amerikanisches Flottenbündnis den Tatsachen weit vorausseilen, soviel ist sicher: es sind starke Kräfte am Werk, um eine solche angelsächsische Seefront zu schaffen. Jeden-

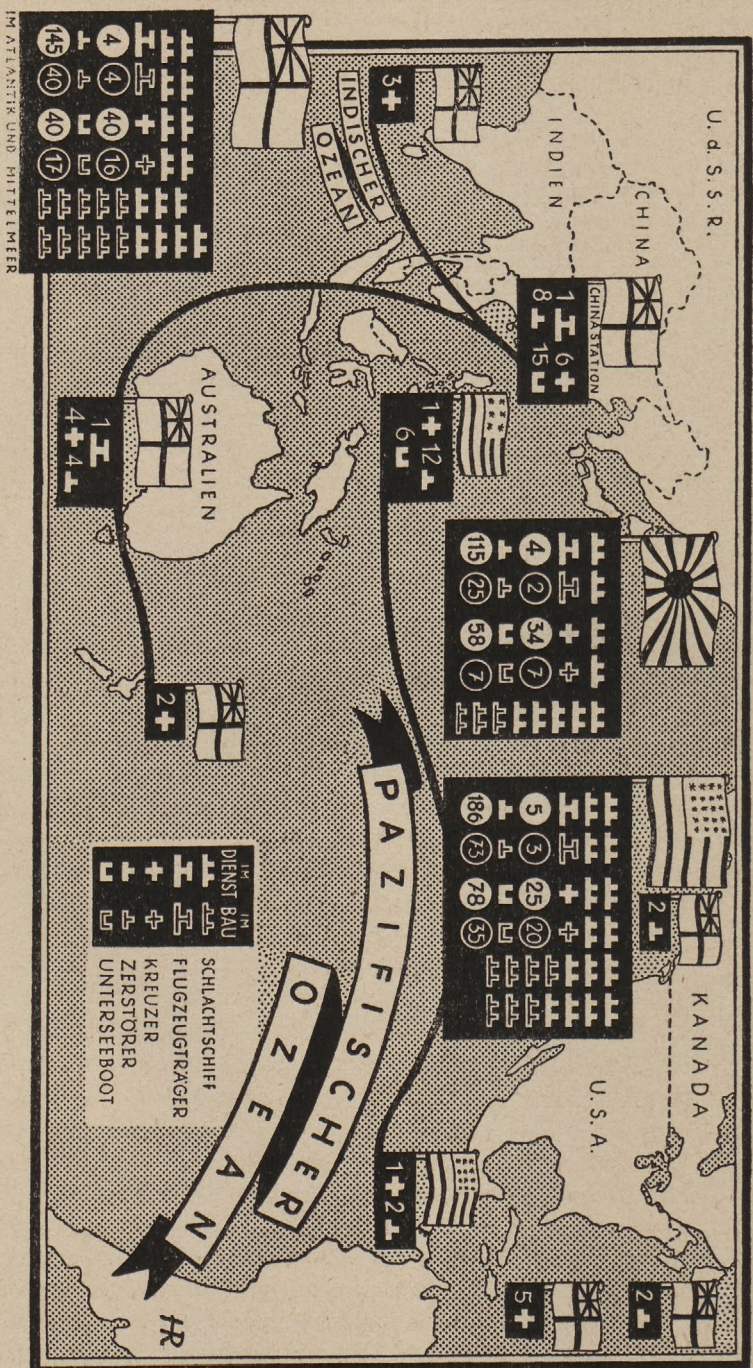
falls wird auf beiden Seiten fieberhaft gerüstet und auf beiden Seiten das strategische Stützpunktsystem einer gründlichen Überholung unterzogen.

Imperium britannicum

Die Engländer haben über dem Ausbau ihrer Stellungen am Pazifik keineswegs das Mittelmeer vergessen. Sie wollen nicht noch einmal eine „abessinische Pille“ schlucken. Gibraltar, Malta, Suezkanal, Cypern — alle britischen Stationen im Mittelmeer werden „up to date“ gebracht. Selbst die Befestigungswerke in Malta werden in beschleunigtem Tempo verbessert. Der Ausbau Cyperns zu einer Aero-Flotten-Basis ersten Ranges scheint endgültig beschlossen zu sein. In der Suezkanalzone entsteht eine große Militärstadt, in deren Nähe ein riesiger Flughafen errichtet wird (Geneffa). Aber man rüstet sich auch für den Fall, daß das Mittelmeer einmal geräumt und der Schiffsverkehr auf die Route um das Kap der Guten Hoffnung umgeleitet werden müßte. Der Ausbau der Hafen- und Dockanlagen in Kapstadt und Durban ist in vollem Gange. Die Südafrikanische Union erweitert den südlich von Kapstadt gelegenen Kriegshafen Simonstown, der der britischen Flotte zur Verfügung steht. U. a. ist man ferner dabei, den Hafen Freetown in Sierra Leone mit Küstenbefestigungen, Docks usw. auszustatten. In diesen Zusammenhang gehören auch die britischen Bemühungen, dem Defensivbündnis mit Portugal, das schon auf das Jahr 1372 zurückführt, einen „zeitgemäßen“ Inhalt zu geben. (Durch Flottenbesuche und Entsendung einer Militärmission.) Dieses Bündnis gründet in den gemeinsamen strategischen Interessen. Das portugiesische Kolonialreich ist in das Britische Empire eingebettet. An der leicht verletzlichen Küste Portugals fahren die britischen Schiffe entlang. Andererseits führen die lebenswichtigen Seewege Englands nach Indien und Südafrika, der Suezweg und der Kapweg, der Weg nach Südamerika und der Weg nach Westindien an der Küste Portugals bzw. an den portugiesischen Inselgruppen vorbei. England bemüht sich, die Benutzung der portugiesischen Häfen in dem strategischen Dreieck Lissabon — Azoren — Kap Verde für die britische Flotte sicherzustellen.

Die britische Rasse hat das Herrschen nicht verlernt. Sie denkt nicht daran, sich auf ihr sweet home zurückzuziehen. Der Empire-Wille erlebt heute in dem Inselreich eine große Renaissance.

Die Karte des Monats



Die Ozeanflotte der pazifischen Mächte

Auf der Karte sind die Ozeanflotten der Vereinigten Staaten und Japan eingetragen. Die Zahlen für die im Bau befindlichen Schiffe umfassen auch diejenigen Schiffe, deren Bau demnächst aufgenommen werden soll bzw. die geplanten Neubauten. Zur Zeit befinden sich in England 5 neue Ozeanflotten im Bau, in U.S.A. 3 und in Japan wahrscheinlich ebenfalls 3.

Zwischenstaatliche Besitzregelungen

Der Weltkrieg war für alle von ihm betroffenen Völker eine Entwertung und erbgesundheitliche Schwächung, die den Einsichtigen erschauern machen — die aber aufmerksam verfolgt werden von allen Völkern außereuropäischer Rasse, welche das Aussterben der Führerschichten Europas herbeiwünschen.

Hans F. K. Günther: Rassenkunde Europas,
(3. Aufl., München 1929), S. 311.

In einem Gespräche über die heutigen außenpolitischen Verhältnisse europäischer Staaten zueinander, dem ich zuzuhören Gelegenheit hatte, war man gerade zur Feststellung gelangt, daß es sinnlos sei, innerhalb unseres Erdteils um Landgewinn einen Krieg zu führen, obgleich die Pariser Vorortverträge Zustände geschaffen hätten, die an gewissen Grenzen einen Land- und Menschenaustausch geradezu verlangten. Diese Sinnlosigkeit scheint einem unbestreitbar schon angesichts unseres Vorpruchs, dieses Urteils eines der Hauptbegründer der in Deutschland maßgebenden Anschauungen über die Rasse — eines Urteils, dessen Ernst von der Einsicht gesteigert wird, daß der künftige Krieg den Weltkrieg von 1914 an Verheerung und Schädigung noch vielfach übertreffen wird und muß. Auch ist jener Ausspruch nicht die einzige Warnung Günthers, ist Günther auch nicht der einzige Warner. So macht er z. B. auf S. 309 des angeführten Werkes sich die Meinung Grotjahns über den Weltkrieg zu eigen: „... ein Aderlaß, den sich Europa gewiß nicht alle paar Jahrzehnte leisten kann, wenn es sich nicht selbst erledigen will.“

Entsprechend diesen Einsichten schloß sich an unsere Feststellung ganz naturgemäß die Frage, ob die Geschichte Beispiele dafür zeige, daß jemals zweckmäßige Gebietsabtretungen anders denn durch Waffengewalt herbeigeführt worden wären; kann doch etwaiges Vorkommen solcher Fälle deren Möglichkeit und damit ihre Wiederholbarkeit erweisen. Mit anderen Worten: man fragte nach Beispielen dafür, daß strittige zwischenstaatliche Angelegenheiten durch friedliche Grenzregelungen oder friedliche Gebietsabtretungen beigelegt worden wären.

Diese Frage dachte uns alle des Nachdenkens und Nachforschens wert, und so soll im folgenden versucht werden, ihr ein wenig nachzugehen. Zwecks genauer Bestimmung unseres Gegenstandes sei hier vorangestellt, daß wir ihm nicht zu rechnen können die sogenannten „Mediatierungen“: die Fälle, in denen ein schwächeres Gemeinwesen sich, um schlimmerem Lose zu entgehen, freiwillig einem anderen unter- oder einordnet, um fortan unter dessen Schutz ein politisch beschränktes Dasein zu führen oder völlig in ihm aufzugehen. Hierher gehören die häufigen mittelalterlichen Fälle nach Lehensrecht, da ein Landesherr einen anderen als Oberherrn anerkannte oder ihm sein Land übergab, um es von ihm als „Lehen“ zurückzuempfangen. Hierher gehören auch Fälle aus der Neuzeit, z. B. der des Königs von Georgien (im Kaukasus), welcher, um sein christ-

liches Land nicht den islamischen Persern preiszugeben, es 1801 Rußland übergab, das es zu einer Provinz machte, und sich für sein uraltes, seit 575 herrschendes Königsgeschlecht damit begnügte, im russischen Adel als „Fürsten“ aufzugehen. Dergleichen Fälle gibt es genug; für uns aber kommen nicht solche in Betracht, da ein schwaches Gebilde sich notgedrungen einem stärkeren unterstellt, sondern solche, da zwei ebenbürtige Vertragsteile, die ein jeder auch ferner unabhängig und einander ebenbürtig bleiben, sich, statt einander zu bekriegen, freiwillig über ihre Grenzen oder auch andersartige Besitzungen einigen.

Wir glauben, diese Fälle aufzählen zu können. Mit der Antike sind wir nicht sehr vertraut. Wir können uns aus ihrem Zeitalter nur auf einen einzigen Fall besinnen: 133 vor Christo vermachte König Attalos III. von P e r g a m o n sein Reich den R ö m e r n. Er war der Letzte seines Stammes, er hatte für seine Untertanen nie viel Herz gehabt. Ob der Fall völlig zu den hier gemeinten gehöre oder zu den Mediatisierungen, ist nicht aufzuklären. Die Möglichkeit, daß er sein Volk nicht aus Rücksicht, sondern aus Haß der Römerherrschaft unterworfen habe, wird bei Mommsen (Römische Geschichte, Berlin 1857, Bd. II, S. 51) angedeutet.

Hingegen können wir seit dem Mittelalter einige völlig zweifellose Verträge der gesuchten Art feststellen.

1. Im Jahre 1027 treffen in Rom, der eine auf seinem Krönungszuge, der andere als Pilger, der deutsche König Konrad II. und Knut der M ä c h t i g e oder der Große von Dänemark und England zusammen. Anscheinend nur aus Freundschaft, die sie miteinander schließen, ohne vom anderen eine Gegenleistung zu verlangen, gleichsam nur aus Geberlaune tritt Konrad dem Dänenherrscher die Mark S c h l e s w i g ab; das Verlöbniß ihrer beiden Kinder, das 1136 zur Ehe führte, wurde wohl damals verabredet. Konrad II. war ebensowenig wie Knut ein unpolitischer oder weichherziger Mann, beide zudem höchst machthungrige Fürsten. Unbeschadet unseres Glaubens an ihre persönliche Freundschaft, meinen wir, daß beide mit ihrem Vertrage auch politische Absichten verfolgten. Sie planten wohl beide ein dauerndes Zusammengehen ihrer blutsverwandten Völker, eine Art nordischen Zusammenschlusses, wie wir ihn im nächsten Falle gleichfalls geplant finden werden.

Jahrhundertlang können wir nach jener zugunsten Dänemarks erfolgten Abtretung deutschen Grenzgebietes keine ähnlichen Regelungen mehr finden. Wo Landabtretungen während der nächsten Zeit stattfinden, geschehen sie stets durch Zwang und Waffengewalt. Erst aus dem siebzehnten Jahrhundert will sich uns abermals ein Beispiel bieten.

2. Unausgeführt, jedoch trotzdem zu erwähnen, bleibt der Plan des schwedischen Ministers, des Freiherrn J o h a n n G y l l e n s t j e r n a (gest. 1680), die schwedisch-dänische Erbfeindschaft zu begraben und einen B u n d e s s t a a t Großskandinavien auf Grund gegenseitigen Gebietsaustausches zu bilden. Im Bunde sollte Schweden mit dem ihm damals gehörenden Finnland und Livland (den heutigen Randstaaten Estland und Lettland) einen festen Block bilden, der zu verstärken gewesen wäre durch das ihm von Dänemark abzutretende Norwegen.

Als Gegenleistung für diese Abtretung sollte Schweden die ihm abgelegenen, doch Dänemark nahen und von Dänemark begehrten Besitzungen in Deutschland dem Dänenreiche übergeben: Pommern, Wismar, Bremen und Verden; ferner sollte Dänemark zur Erwerbung Holsteins, Hamburgs und anderer deutscher Gebiete — Oldenburg gehörte ihm schon — jeder schwedischen Hilfe an Gut und Blut sicher sein; so sollte es im künftigen Bundesstaate einen zweiten starken Block bilden. Heer und Münze sollten, samt einigen anderen Einrichtungen, beiden verbundenen Staaten gemeinsam sein, vorläufig jeder noch seinen König haben, im Falle des Aussterbens aber eines der beiden Herrscherhäuser, das andere auch dessen Krone mit der eigenen vereinigen. Zur Bekräftigung dieses Vertrages, der in Dänemark eifrig gewünscht wurde, wurde der junge Schwedenkönig Carl XI. mit einer dänischen Prinzessin verheiratet. Wir erwähnen hier diesen Plan, weil notwendige Schritte zu seiner Verwirklichung bereits unternommen waren und er den damaligen Verhältnissen nach durchaus keine Utopie war. Er scheiterte nur daran, daß Gyllenstjerna starb und der König, voll Dänenhaß unter dem Einfluß seiner holsteinischen Mutter, sich Dänemarks Ausdehnungsabsichten gegen die Elbe zu widersetzen anhub, seine Frau schlecht behandelte, die während zweier Jahrzehnte wiederholten dänischen Freundschaftsangebote zurückwies und das Nachbarreich damit in die Arme Rußlands trieb, das alsdann zur Zeit von des törichten Königs besserem Nachfolger, Karl XII., die schwedische Großmacht vernichtete. Für Deutschland war es ein Glück, daß Gyllenstjernas Plan nicht verwirklicht wurde. Doch wäre er, wie wir schon sagten, zu verwirklichen gewesen und ist als Beispiel einer großzügigen Vereinigung strittiger Fragen zwischen Nachbarstaaten mustergültig.

Hingegen bringt das neunzehnte Jahrhundert einige Fälle gütlicher Gebietsabtretungen, entweder ohne Gegenleistung oder im Wege des Kaufes oder des Tausches.

3. Im Jahre 1857 verzichtet der König von Preußen zur Vermeidung politischer Verwickelungen auf sein Fürstentum Neuenburg (Neuchâtel), das ihm 1713 durch Erbschaft zugefallen war und dessen Bevölkerungsmehrheit zur Schweiz drängte, unter der einzigen Bedingung, daß die keineswegs so geringe dortige Minderheit der ihm Treugesinnten im nunmehrigen neuen eidgenössischen Kanton nicht verfolgt oder benachteiligt werde.

4. Für französische Waffenhilfe, die 1859 dem Königreiche Sardinien die Einigung Italiens ermöglicht, tritt das aus Sardinien erwachsene neue Königreich Italien an Frankreich das französisch-sprachige Savoyen ab, obwohl dieses Land ein uralter Bestandteil des Königreiches Sardinien ist und das Stammland seiner Könige; es gibt sogar das italienisch sprechende, doch strategisch für Frankreich wertvolle und für Italien wertlose Nizza dazu, behält jedoch noch einige französisch sprechende Hochtäler.

5. Im Jahre 1867 verkauft Rußland seinen nordamerikanischen Besitz Alaska an die Vereinigten Staaten.

6. Im Jahre 1890 tauscht Deutschland gegen seine ostafrikanische Kolonie Sansibar von England Helgoland ein.

7. 1905 lösen Schweden und Norwegen auf friedlichem Wege die Personalunion.

8. 1911 verzichtet das Deutsche Reich zugunsten Frankreichs auf Land-
erwerb in Marokko, wofür ihm Frankreich von seiner Kongokolonie
einige an die deutsche Kolonie Kamerun stoßende Gebiete überläßt.

9. Um die Zeit des Weltkrieges verkauft Dänemark seinen geringen Be-
sitz auf den Kleinen Antillen an die Vereinigten Staaten
von Amerika.

Es handelt sich, wie wir sehen, also um sehr seltene Regelungen — um acht aus-
geführte und eine beinahe ausgeführte; wir können sie ihrer Bedeutung nach in
vier Arten einteilen. Die eine Art, vertreten von vier Fällen, besteht aus Ver-
zichtleistungen auf Kolonien, also auf Besitz fern vom Mutterlande, der,
obwohl dort auch Volksgenossen wirken, gar siedeln, zu keinem Stücke des Mutter-
landes geworden, mit ihm auch durch keine alten geschichtlichen Bande verknüpft
ist, den zu behaupten darum mehr eine Nützlichkeits- als eine Ehrenfrage bedeutet.

Die zweite Art wird dargestellt von zwei Fällen, dem Neuschâtelier und dem
schwedisch-norwegischen. Sie sind einander, rechtlich gesehen, ähnlich: ein Fürst
ist Herrscher zweier Lande; er verzichtet auf das eine; man sollte meinen, das gehe
das andere Land und dessen Volk nichts an. Indessen aber empfindet ein Volk,
solange es monarchistisch fühlt — und das tat Preußen wie Schweden — eine
Minderung seines Fürsten als eigene Minderung. Doch bestand im Neuschâtelier
Falle zwischen den beiden Ländern des Fürsten, die voneinander weit ablagen, gar
keine Verbindung, zumal war der König von Preußen im Verhältnis zu den Neuf-
châtellern ein so großer Herr, daß es ihm nichts ausmachte, auf jenes Fürstentum
zu verzichten; die Minderung des Königs war keine solche. Die Preußen fühlten
sich demgemäß kaum beleidigt; sie sahen im Verzicht ihres Königs nur das,
was es tatsächlich war — eine großherzige Gebärde. Hingegen waren Schweden und
Norwegen Nachbarländer; es konnte Schweden nicht gleichgültig sein, was für Wege
ein abgetrenntes Norwegen ginge. Das Kräfteverhältnis zwischen beiden Reichen
war auch nicht so verschieden wie im anderen Falle; es war höchst zweifelhaft, ob
der Verzicht des Königs nicht auch dem Lande als Schwäche und Unehre hätte
ausgelegt werden können. Man war in Schweden empört über den Nachbarn;
und so war schon eine kühle Überlegung der Staatsmänner nötig, die Scheidung
beider Teil ruhig zu vollziehen. Doch solche Kühle trug Frucht. Es zeigte sich bald,
daß durch die erfolgte Lösung Reibungsflächen unschädlich gemacht worden waren.
Das schwedisch-norwegische Verhältnis ist, seit beide Staaten getrennt sind, weit
freundschaftlicher als zur Zeit, da sie einen gemeinsamen König hatten und das
schwächere Norwegen stets das Schwedentum des Königs und das sonstige Über-
gewicht des stärkeren Schwedens fürchtete.

Die deutsch-dänische Regelung unter Konrad II. und Knut sowie der Plan
Gyllenstjernas — die Fälle der dritten Art — haben beide die Herstellung dauernd
guter Beziehungen von Nachbarn zum Ziele, die man dadurch erreichen will, daß
der eine Teil dem anderen dessen Lieblingswünsche erfüllt. Welches aber sind heute
die Lieblingswünsche der Staaten, vielmehr der die Staaten tragenden Völker?
Jedes Volk leidet mit seinen in fremdvölkischen Staaten wohnenden Minderheiten,
stehen diese doch meistens unter dem Druck der dortigen Staatsvölker. Die

Nachbarvölker können sich demgemäß nur vertragen, wenn jener Druck, der die Leiden der Minderheit verursacht, entweder aufhört oder wenn die Minderheit dem Stammvolke, dem sie zugehört, angegliedert wird; solange nicht das eine oder das andere geschieht, wird unter den Nachbarn nur eine Bitterkeit herrschen, aus der jederzeit Feindseligkeit auszubrechen vermag. Es führte zu weit, hier zu erklären, warum es im Mittelalter keine Minderheitenfragen gegeben hat und hat geben können. Es genügt, festzustellen, daß es sie jetzt gibt und daß die Pariser Vorortsverträge sie in geradezu virtuoser Weise vermehrt und verschärft haben. Unter den neun von uns gefundenen Fällen, von denen sieben in die Zeit nach der Französischen Revolution fallen, also in die Zeit, da die Minderheitenfragen aufkamen, ist die vierte Art, die wir bestimmen, nur ein einziges Mal vertreten, nämlich die Art, die eine befriedigende zwischenstaatliche Lösung einer Minderheitenfrage böte. Aus dem geeinten Königreiche Italien, das auf die französische Minderheit in Savoyen ganz anders zu drücken imstande gewesen wäre als das schwache Sardinien, nimmt Frankreich, ohne dessen Waffenhilfe Italien niemals geeint worden wäre, als Gegengabe seine savoyischen Volksgenossen entgegen. Wie in gewissen politischen Hinsichten der Gyllenstjernasche Plan und die schwedisch-norwegische Trennung beispieelswürdig sind, ist als Lösung der Minderheitenfrage der savoyische Fall beispieelswürdig. Was damals im Wege eines Vertrages erreicht wurde, hat sich bewährt: Savoyen ist ein kräftiger Bestandteil Frankreichs geworden und ist glücklich; in Italien aber trauert die Allgemeinheit dieser inzwischen längst verjährten Abtretung nicht nach. Wenn das Verhältnis der beiden „lateinischen Schwestern“ sich nachmals des öfteren auch getrübt hat, so hat das immer an anderem gelegen.

Wir haben also — wenn auch nur wenige — Beispiele für die gesuchten Regelungen gefunden, ja sogar eines für die Regelung einer Minderheitenfrage. So sind denn solche Regelungen möglich. Ihre Seltenheit rührt unseres Erachtens daher, daß sie dem Geiste der heute vielfach noch geltenden, in der Französischen Revolution durchgedrungenen politischen Weltanschauung des Liberalismus widerstreben, der den germanisch-christlichen Begriff einer abendländischen Ordnung völlig zerstört hat, dafür aber, zu gewissen vormittelalterlichen — antiken — Begriffen zurückkehrend, den einzelnen Staaten etwas vom Wesen der griechischen Stadtstaaten einimpft: kannten doch diese im Innern hochkultivierten Gemeinwesen im gegenseitigen Umgang nur die Vernichtung des anderen zwecks Selbsterhaltung. Einstweilen ist der Liberalismus, der in den Pariser Vorortsverträgen sein Äußerstes an Verderblichkeit sich geleistet, wenn auch in langsamem Verfall begriffen, immer noch mächtig. Sollte die Weltanschauung, die ihn ablöst, der mittelalterlichen ähnlicher werden, so würden die Zustände der Minderheiten oder der ungünstig miteinander verkoppelten Völker und Staaten vielleicht ihr Schmerzlichendes verlieren. Solange aber dieses noch nicht der Fall ist, kann jedoch, wie das savoyische und das schwedisch-norwegische Beispiel lehren, kühle und klare Überlegung, aller Prestigesucht und allem anderen zum Trotz, ersprießliche Regelungen zeitigen, die — wir erinnern an unseren Vorpruch — von lebenswichtiger, weil verhängnisabwehrender Bedeutung wären.

DIE EWIGE WIRKLICHKEIT

Hellmuth Graf von Moltke

(nach „Moltke. Aufzeichnungen. Briefe. Schriften. Reden“.
Wilhelm Langewiesche-Brandt 1922)

Orgelspiel im Merseburger Dom 1851

„Als ich in die altertümliche Kirche trat, glomm das Abendrot mit verlöschendem Strahl durch die runden Glascheiben, und bald senkte sich ein Dämmerlicht herab, welches die einzelnen Personen unkenntlich machte und jedem das Gefühl der Einsamkeit gab. Ich setzte mich in einen alten Chorstuhl, wickelte mich behaglich in meinen Pelz und blickte auf das versammelte Publikum, das ebenso regungslos dasaß wie die Heiligenbilder, Wappenschilder, Apostelstatuen an den Wänden und Pfeilern. Ein Ton, so tief, wie ihn das menschliche Ohr eben noch erkennen kann, summt leise, aber gewaltig durch die Stille. Ihm schloß sich ein zweiter, ein dritter an, und bald brauste es durch die hohen Gewölbe, als wenn eine Schar wilder Geister in den mächtigen Pfeifen der viertgrößten Orgel der Welt gebannt gewesen wäre, die, einmal befreit, unaufhaltsam dahinzubrausen schien. Aber ein Fingerdruck des Zauberspielers bannte sie in ihre langen Zinkfutterale und gab den leisen Tönen „O sanctissima mater amata, ora pro nobis“ freien Raum. Es waren nicht Variationen dieses schönen Themas, aber es wiederholte sich bald in leisem Piano, bald mit der donnernden Vielkönigkeit dieses Rieseninstrumentes in den wunderbarsten Kontrapunktslichen Wendungen und Verschlingungen und machte in der feierlichen Umgebung und Stille des Abends einen wahrhaft ergreifenden Eindruck. Ich habe noch im Mondschein einen einsamen Gang rings um die Stadt gemacht.“ —

Aus den „Trostgedanken des Neunzigjährigen“ 1890

„Die Vernunft ist durchaus souverän, sie erkennt keine Autorität über sich; keine Gewalt, wir selbst nicht, kann sie zwingen, für unrichtig anzunehmen, was sie als wahr erkannt hat. Der denkende Geist schweift durch die endlosen Fernen der leuchtenden Sterne, er wirft das Senkblei aus in die unergründliche Tiefe des kleinsten Lebens, nirgends findet er Grenzen, aber überall die Regel, den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Gedankens. Der Stein fällt auf dem Sirius nach demselben Gesetz der Schwere wie auf der Erde; dem Abstand der Planeten, der chemischen Mischung der Elemente liegen arithmetische Verhältnisse zugrunde, und überall ergeben dieselben Ursachen dieselbe Wirkung. Nirgends Willkür in der Natur, überall Gesetz. Zwar den Ursprung der Dinge vermag die Vernunft nicht zu erfassen, aber nirgends steht sie im Widerspruch mit der Regel, welche alle leitet. Vernunft und Weltordnung sind konform. Sie müssen gleichen Ursprungs sein.“ —

„Es ist schwer, an die allgemeine Verderbtheit des Menschengeschlechtes zu glauben, denn, wie sehr auch von Noheit und Wahn verdunkelt, liegt doch in jeder

Menschenbrust der Keim zum Guten, der Sinn für Edles und Schönes, wohnt in ihr das Gewissen, das den rechten Weg zeigt. Gibt es einen überzeugenderen Beweis für das Dasein Gottes als dies allen gemeinsame Gefühl für Recht und Unrecht, als die Übereinstimmung eines Gesetzes wie in der physischen, so in der moralischen Welt?“ —

„Eine höhere Bestimmung müssen wir haben, als etwa den Kreislauf dieses traurigen Daseins immer wieder zu erneuern. Sollen die uns umgebenden Rätsel sich niemals klären, an deren Lösung die besten der Menschheit ihr Leben hindurch geforscht? Wozu die tausend Fäden der Liebe und der Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft gibt, wenn alles mit dem Tode aus ist.“ —

Paul de Lagarde (1827 — 1891)

Christmette in Sankt Nikolai (Erinnerung aus der Kinderzeit): „Wachslichter an Wachslichtern leuchteten vor den Bänken, der schon Sitzende ließ den Späterkommenden an seiner Kerze anzünden, in die dunklen, hohen Wölbungen flackerte der matte Schein hinauf, die Orgel brauste durch den gewaltigen Raum, und man saß da, Ahnungen der ewigen Welt und die Hoffnung auf die grüne Tanne der nächsten Stunde im Kinderherzen. Einmal im Jahr!“ —

Sommerfrische am Kreuzberg: „Da war das Hauptquartier meiner Freuden. Guter Gefellen gab es da genug und neben ihnen die tiefe Einsamkeit märkischen Sandes und der Bäume des Dusteren Kellers. Damals sangen die Lerchen über mir an Stellen, wo jetzt längst Haus bei Haus steht . . . Ich habe die Zinnen der Ewigen Stadt früh von ferne gesehen und wollte mir den Weg hinauf erfichten, als meine Altersgenossen noch auf Steckenpferden ritten.“

Individualität: „Es gibt für den Menschen nur eine Schuld, die, nicht er selbst zu sein: denn dadurch, daß er dieses nicht ist, lehnt er sich gegen den auf, der seine Existenz gewollt und als eine *soundso* bestimmte gewollt hat, nicht die aus Fleisch und Blut geborene, sondern die wiedergeborene, die ethisch gewordene Existenz, das Sakrament, als welches jeder Mensch durch die Welt wandern soll, Geist und Leib unzertrennbar vereint, und, weil nur in dieser Unzertrennbarkeit Mensch, der Auferstehung des Leibes nach dem Tode harrend.“ —

Was ist Religion? „Wirkliche Religion nimmt sich die Freiheit, das ganze Leben zu durchdringen. Sie ist nicht nur sonntags von neun bis elf, bei Einsegnungen und Begräbnissen zu finden, sondern überall oder nirgends. Denn sie ist nicht eine vorübergehende Aufregung des Nervensystems, sondern das leider oft von der Sünde, aber nie von etwas ihr als gleichberechtigtes Nebengeordnetem gestörte Leben unter den Augen des allgegenwärtigen Gottes. Sie ist das Horchen des Schülers auf die nur flüsternde, aber nie schweigende Stimme dieses Gottes, sie ist das stille, aber unaufhaltsame, harmonische Auswachsen des eigenen Wesens, das, weil von Gott geschaffen zu sein gewiß, auch überzeugt ist, daß gerade seine vollste und eigentümlichste Entwicklung mit der vollsten und eigentümlichsten Entwicklung des ebenfalls von Gott gedachten Nächsten stets nur einen

richtigen Afford geben wird. Sie ist Heimweh, die bitterrüße, wie eines Atems Steigen und Fallen rastlos durch die Seele webende Sehnsucht des Kindes, nach Hause zu kommen.“ — Vgl. Paul de Lagarde: „Bekenntnis zu Deutschland“, bei Diederichs 1933.

Gustav Freytag

Adresse der Berliner Universität zum Goldenen Doktorjubiläum, entworfen von Heinrich von Treitschke 1888

„Unser Gruß gilt dem Dichter, der einst in Tagen verwilderten Geschmacks den Wohlklang und die Formenreinheit unserer klassischen Dichtung zu erneuern, in Zeiten der Tendenz und Parteisucht wieder Menschen von Fleisch und Blut aus der Fülle deutschen Lebens heraus zu schaffen wagte und seitdem den Deutschen das Vorbild eines denkenden Künstlers geblieben ist. Er gilt dem Historiker, der, schwere Forschung hinter lieblicher Hülle verbergend, sinnig wie kein zweiter den Werdegang des deutschen Gemüts durch die Jahrhunderte verfolgt hat. Er gilt dem Publizisten, der vielverkannt unter den Fahnen des Schwarzen Adlers tapfer gekämpft hat, bis sich Preußens Geschicke erfüllten.

Was Ihnen auf allen diesen Gebieten herangereift ist, gehört der Nation. Uns aber gestatten Sie noch ein Wort persönlichen Dankes. Sie haben uns unseren Beruf verklärt durch den anheimelnden Zauber Ihrer goldenen Laune. Sie wissen, wieviel Mühsal und Versuchung, wieviel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten weht; und wenn die Deutschen kommender Geschlechter aus Ihren Dichtungen einst lernen werden, wie den Söhnen des neunzehnten Jahrhunderts zumute gewesen, so werden sie auch verstehen, warum es in unseren Tagen ein Stolz und eine Freude war, ein deutscher Professor zu sein.“ — Vgl. „Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel“, hrsg. von Alfred Dove, 1900.

Das Leben der Werke

Zur Entdeckung des Erzgießer=Werkplatzes in Olympia

Auf den ersten Blick sind wir geneigt, von „großen“ Werken zu sprechen, wenn uns die bewältigten Rohstoffe nach Ausmaß und Gewicht achtungsfordernd entgegenreten. Die Geschichte der Erzgestaltung erweist sehr deutlich, daß es — selbst völlig abgesehen vom Kunstwert, nur in Hinsicht der technisch geformten Stoffmasse betrachtet — eine wirkliche, organisch gewordene Größe gibt, ich möchte sagen: eine gewachsene — und eine nur konstruierte Größe. Wer den Ablauf der Formeristenz beobachtet, wer das Leben der Werke verfolgt und die Auflösung der geschaffenen Form erlebt oder in diese formverändernden Zersekungsprozesse einzugreifen hat, setzt jener Erkenntnis mit Bewegung hinzu: es darf als erwiesen gelten, daß nur die in Einem, die organisch geschaffene Form von Dauer ist — innerhalb der Grenzen, die der geformte Stoff überhaupt setzt. Die konstruierte Größe, und sei sie noch so überwältigend, geht weit vor ihrer Zeit, weit vor der Zersekungsgrenze ihrer Substanz, der Auflösung entgegen.

Das schönste deutsche Erzwerk, der Große Kurfürst von Schlüter auf der Langen Brücke in Berlin, ist — „Reuter und Pferd“ — in Einem gegossen. Es wird dauern, so lange Bronze dauert: ob der Reiter auf der Brücke steht, in der Spree liegt oder auf dem Grunde des Meeres. Das Räuchschke Denkmal Friedrichs des Großen Unter den Linden besteht aus Hunderten von Einzelstücken: Kopf, Arm, Stiefel, Pferdebeine, Satteltaschen — jedes Stück für sich gegossen und dann zusammengesetzt: dieses Erzwerk hält nicht länger als die Montage, welche die Teile verbindet. Lösen sich die bindenden Nieten oder Klammern oder Lotnähte, dann zerfällt ein solches Werk in seine Stücke, wie wir sie in den Museen in aller Welt vor Augen haben. Es gibt viele gewaltige Erzwerke, aber es gibt — dies gesagt im Hinblick auf den Gesamtbesitz an geformtem Erz auf der Erde — wenig, unheimlich wenig wirklich in Einem geschaffenes Erz, das dauern wird und nur von Menschenhänden, wie sie es geschaffen haben, willentlich wieder vernichtet werden kann.

Ägypten hat eine Unzahl völlig erhaltener Bronzeform hinterlassen. Alle diese Stücke sind in Einem gegossen. Aber sie überschreiten eine gewisse Größe nicht. Die Ägypter haben kein repräsentatives statuarisches Erzwerk geschaffen, das adäquat wäre ihrer Steinplastik oder gar ihrer Architektur, und die eine erhaltene große Metallstatue, Phios I. in Kairo, ist kein Erzguß: Rumpf, Arme, Beine, Hüfte sind in Blech getrieben, nur der Kopf gegossen. Die Ägypter konnten nicht monumental gießen im Sinne der griechischen Großbronze. Sie begnügten sich mit dem wachsausgeschmolzenen Klein- und Mittelerzguß und mit dem sandgeformten Gewerbeguß, in dem sie ihre Metalltüren herstellten.

Rom besaß bereits die Metallfabrik, die dann Byzanz übernahm. Die

Römer haben gewaltige Erzwerke geschaffen. Aber alle diese Werke sind keine wirklichen Großgüsse. Sie sehen nur groß aus. Viele kleine Teile setzen sich zusammen zu einer groß wirkenden Erscheinung und haben sich zerlegt mit dem Versagen der bindenden Montage. Die Museen sind voll von römischen Fragmenten. Von den Erzarmeen, die Rom schuf, stehen nur noch zwei Stücke aufrecht: der Marc Aurel auf dem Kapitol, über den Michelangelo seine schützenden Hände breitete, und der Kolos von Barletta, den der Ufersand schützte.

Der monumentale Großerzguß in Einem ist der schwierigste und gewagteste künstlerische Gestaltungsvorgang, den es überhaupt gibt. Es existieren wenig solche Werke. In ganz seltenen und kurzen Zeitspannen haben ihn die Künstler gekonnt — ja auch nur gekannt. Die frühen Epochen wissen nichts von ihm.

Nur in der frühen archaisch-griechischen Kunst geschah etwas Seltsames — ein Wunder: der Großfiguren-Hohlguß steht plötzlich da, mit allen Zeichen eines Uranfanges, des Zum-ersten-Mal-Gekonnten. Ich habe vor einem Jahrzehnt feststellen können, daß angesichts der archaischen Güsse in der Tat von einer „Erfindung“ gesprochen werden muß und die alte, immer bezweifelte Nachricht, ein bestimmter Mann sei der Erfinder des Erzgusses gewesen — Theodoros nämlich,

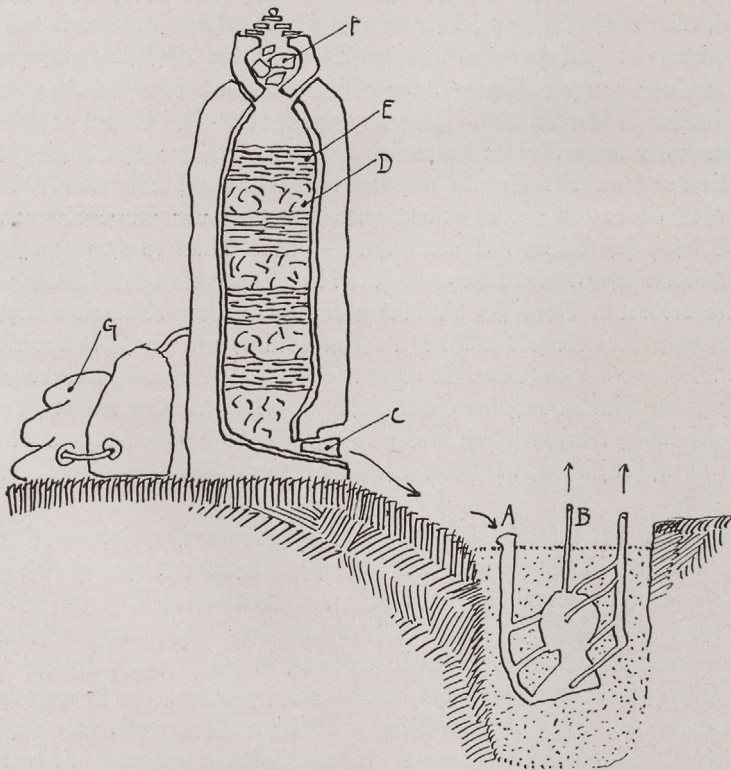


Abb. 1. Der griechische Schmelzofen mit Form-Querschnitt. A Einguß. B Luftkanal. C Abstichloch. D Kohle. E Bronze. F Zuschlagsmetall. G Blasebälge, gekuppelt

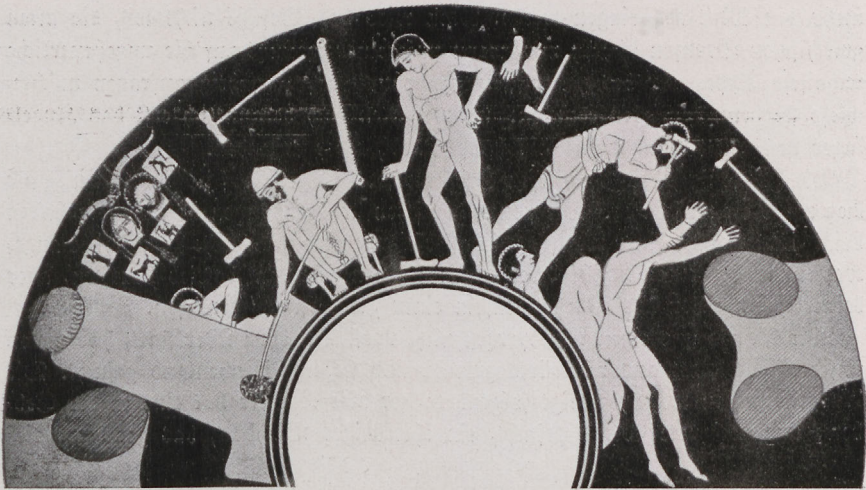


Abb. 2. Erzgießerschale, Berlin. Der griechische Schmelzofen: Hinten der Arbeiter am Blasebalg; vorn der Meister, der eben das Abstichloch öffnet. — Arbeiter an Modellen. Werkzeuge

der die Substruktionen in Ephesos entworfen, in Ägypten studiert, ein Buch über das Heraion in Samos geschrieben hat und im übrigen Bildhauer war — diese Nachricht ist wahr, wenn man vom hohlen Großerguß spricht*. Dieser Vater der abendländischen Erzkunst hat in genialer Weise die klassische ägyptische Erzgestaltung sozusagen umgedreht und mit einem ganz neuen Modellstoff gearbeitet: mit dem Holz — ganz wie unsere modernen schwerindustriellen Großwerke also „wieder“ nach zerlegbaren Holzmodellen gießen . . .

Der Großerguß war da, Eines aber blieb ein Rätsel: wie haben die Griechen die Riesenlasten überwinden können, mit denen bei den Großgüssen unvermeidlich zu rechnen ist? Wie sah die griechische Werkstatt aus? Die zum Andenken des Sieges von Plataä gegossene Schlangensäule steht heute auf dem Atmeidan in Istanbul und besteht aus e i n e m Stück — sechzig Zentimeter Durchmesser hat sie und ist rund sieben Meter hoch zu denken. Eine unserer normalen modernen Kunstgießereien würde sich hüten, diesen Guß i n E i n e m zu machen, trotz ihrer schönen Laufkräne und Flaschenzüge, und Vörsig oder Krupp ständen vor einer repräsentativen Aufgabe, an deren Bewältigung sich wieder einmal die Höhe unserer zeitgenössischen Technik erweisen ließe . . .

In den letzten Monaten ist nun auch dieses Rätsel gelöst. Aber so wunderbar einfach, so genial haben Theodoros und seine Söhne und Enkel, die am Anfang der abendländischen Erzkunst stehen, ihr Werk getan, daß ich in jener Schicht des sechsten Jahrhunderts hinter der Altis in Olympia, die das Geheimnis offenbarte, den Hut abnahm und ihn in jener Gegend wieder aufzusetzen nicht leicht

* Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 44., 1929, Heft 1/2.

mehr den Mut aufbringen werde. Man wird das Gefühl nicht los, die alten griechischen Bronzen lächeln nur, wenn unsereiner, gestützt auf die ungeheuerliche technische Apparatur des zwanzigsten Jahrhunderts, vorsichtig anfragen möchte, wieso sie denn existieren könnten: wir hätten doch bekanntlich erst das Kugellager und den Dynamo und überhaupt das Pulver erfunden.

Die Frage nach der griechischen Großwerkstatt ist gelöst: sie hatten gar keine Werkstatt. Die neuen deutschen Ausgrabungen in Olympia haben beim Suchen nach einer römischen Wasserleitung eine griechische Fundschicht angetroffen, in der eine Anzahl Überreste auf einen Werkstattbetrieb deuteten, aber keinerlei Anzeichen das Vorhandensein einer „Werkstatt“ erwiesen.

Wir können uns einen Werkprozeß nicht vorstellen ohne Werkstatt, haben von unserer Werkstatt aus rückwärts gedacht und sie in Griechenland gesucht. Die Ausgrabung in Olympia zeigt folgendes: der alte Meister hat eine in der Erdbewegung geeignete Stelle gesucht, ein ehemaliges Bachbett, das genügend tief



Abb. 3. Der Schmelzofen von Olympia, von oben gesehen: A der deutlich erkennbare Grundriß des Ofenzylinders (s. Rekonstruktion Abb. 1); bei D das Abstichloch. Zwischen den feuerfesten Wänden B₁ und B₂ die Abflußrinne für das flüssige Erz, das in die vor und unterhalb des Ofens befindliche Gußform stürzte. Rinne und Ofenbasis (A) waren benutzt: rötlich gebrannt von der Hitze, Holzkohlen- und Bronzereste vorhanden

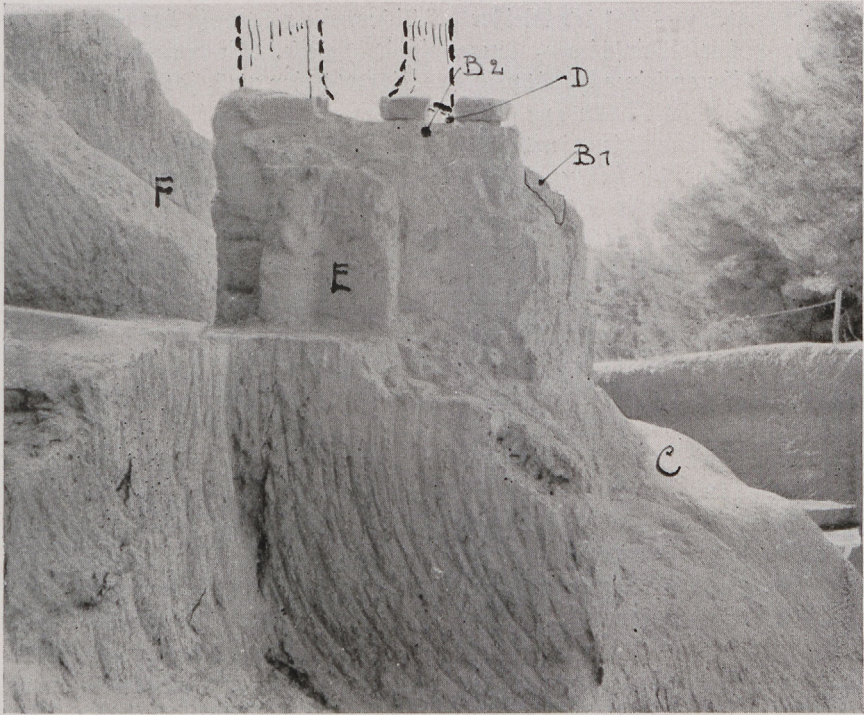


Abb. 4. Der Schmelzofen von Olympia, von der Seite und unten gesehen: der hochofenartige Zylinder gestrichelt angegeben. Bei D das Abstichloch. Zwischen den Wangen B₁ und B₂ die Gießrinne. Bei C hat die Gußform gelegen. Der bei E sichtbare Anbau war der Tritt für die Bedienung des (etwa mannshohen) Ofens. Bei F befanden sich die gekuppelten Doppelgebläse: vergleiche die Zeichnung des Schmelzofens auf der Berliner Erzgießerschale, Abb. 2

ins Gelände eingeschnitten ist, leichtes Gefälle hat und paßlichen Mutterboden aufweist. Er hat zehn Schmelzöfen oben an den Vordrändern aufgebaut, die Gießform aber auf der Sohle der Furche eingebettet und dort auch ausgeglüht. Der griechische Ofen (s. Abb. 1 und 2) ist dem Prinzip nach wie unser Hochofen konstruiert — also durchaus dem ägyptischen Schmelzsystem entgegengesetzt! — und wurde durch Anstich geöffnet. Der Meister bewegte demnach weder die Form — die nun riesengroß sein konnte — noch das Erz: er baute eben noch mehr Öfen, wenn er einen ganz großen Guß machen wollte und ließ das flüssige Erz abwärts in die tiefgelagerte Form laufen. Er ließ die Materie selber arbeiten. Er brauchte deshalb weder eine stationäre Werkstatt noch ihre Einrichtungen zur Überwindung der Lasten.

Die Funde in Olympia geben für die Einzelheiten den schlüssigen Beweis. In der erhaltenen Gießrinne des einen Ofens lagen noch die Holzkohlen, in der Umgebung der Eingüsse Bronzetropfen, Gestängeeisen für die Rüstung der Form

und „Altmetall“ — das der Meister glücklicherweise nicht mehr hat einschmelzen können: Helme, Beinschienen, erzene Architekturteile. Die unbekannte Katastrophe, die ihn an seiner Arbeit plötzlich gehindert haben muß, hat endgültig Licht geworfen auf unser Wissen vom griechischen Erz.

Wir haben komplizierte und kostspielige Maschinen erdacht, um größere Werke einformen, die Formen glühen und transportieren, das Erz schmelzen und das flüssige Schmelzgut zu den Eingüssen bewegen zu können, und stehen vor der Tatsache, daß diese Griechen riesige Erzgüsse zustande zu bringen vermochten — eigentlich ohne jegliche Einrichtung . . . Sie haben nicht die Materie „überwunden“, „beherrscht“ und „in Dienst gestellt“: sie fühlten das Wesen des Stoffes und ließen es wirksam werden aus seinem eigenen Gesetz heraus. Auf diesem Teilgebiet griechischen Schaffens, dem archaischen Erzguß, erkennen wir heute sehr bewegt, was wir gefühlt haben im Angesicht der griechischen Philosophie, Dichtung und Kunst: daß der Mensch die Welt bewegen kann ohne Rechnung, Zahl und Konstruktion und daß, was wir als *materia* begreifen, Substanz ist, die — wenn wir sie formend bewegen — von sich aus mitformt und Werke schafft aus sich.

Nach ein paar Jahrhunderten war es vorbei. Wer heute auf der Akropolis steht und den restaurierten Parthenon ansieht, der ergreift diese Frage aller Fragen erschüttert von der anderen Seite. Im siebzehnten Jahrhundert zerschmetterte eine Pulverexplosion das Mittelstück des Tempels. In den letzten Jahren hat man es zum großen Teil mit Hilfe der noch vorhandenen Säulentrommeln und Gebälkteile wieder hergestellt. Bekanntlich hat dieser Bau kaum eine gerade Linie — wie alles große Bauwerk nicht auf dem Reißbrett erdacht, sondern aus der Substanz herausgeformt ist. Die Kurvatur bringt die langen Horizontalen wie die wunderbaren Säulen zum Schwingen. Es entsteht jene steinerne Musik, die dieses Bauwerk ins Reich der Wunder erhebt. Die restaurierten Teile sind errechnet und eingesetzt mit aller denkbaren Sorgfalt und siehe: sie sind nicht griechisch. Wir müssen das Mittelstück jetzt mit der Hand zudecken, wenn wir die Musik erleben wollen, die so göttlich nur zweimal erklingen ist: damals in Griechenland und ein paar Jahrtausende später im Goethe-Haus zu Weimar.

Iberische Fahrt

Schon als ich frühmorgens — mit dem Nachtzug von Paris kommend — in Marseille aussteige und nach einem kleinen Frühstück im Bahnhof die stille, breite Cannebière zum alten Hafen hinbummle, überweht mich die erste der seltsamen Verwandlungen dieser Reise. Die mittelmeeerisch milde Luft umspült mich mit verführerischer Zärtlichkeit und weckt Erinnerungen. Selbst der häßliche Bau der Notre Dame de la Garde auf dem Hügel ist davon versöhnlich umhaucht, als er aus dem klaren Gold der Frühe auftaucht. Alles hat die abwartende Stille des Sonnenaufgangs. In den Straßen werden die Marmorplatten der Tische vor den Cafés abgewaschen; halb verhungerte Katzen und frühe Bettler wühlen in den Mülleimern; aber draußen dehnt sich mattblau und perlmuttern das Meer, und der Himmel erglüht grün über schlanken Wolkensäulen.

Es ist eine unerwartete Leichtigkeit über mich gekommen von dieser Verwandlung. Gestern um diese Zeit war ich noch in Köln; heute werde ich in Salamanca zu Mittag essen. Die feierliche Stille des Morgens und die laue Luft schließen mich auf.

Eine Stunde später hebt sich die Maschine der Deutschen Luftansa über die Rhönemündungen. So weit man sieht, glänzen die zahllosen Wasserarme, Lagunen, Kanäle zwischen kupferroten Sandbänken und den grünen Vierecken der Felder. Links breitet sich zuerst das Meer in einen endlosen Glanz und Dunst hinein, vorne blau, weiter weg bläuviolett; es hat keine Grenze gegen den Himmel. Eine große Erwartung ist in mir, der das Bild den Rahmen gibt. Übermorgen soll ich in Salamanca zur Eröffnung der deutschen Buchwoche sprechen, spanisch zu den eingeladenen Behörden des nationalen Spanien und deutsch zu den Deutschen. Ich mustere die Mitreisenden. Es sind meist Deutsche; auch einige Spanier und Italiener. Beim Einsteigen hörte ich die Laute ihrer Sprachen.

Ich habe mich in den letzten Tagen im Rheinland krank gefühlt; jetzt, während wir über die Städtchen der Provence hinfliegen, die in der Sonne zwischen den Feldern, Äckern, Wiesen liegen, überkommt mich ein befreiendes Wohlgefühl von der lauen, glanzbeladenen Luft des Mittelmeeres und von der Weite, die sich vor mir breitet. Unsäglich großartig erheben sich bald links von uns die Firne der Pyrenäen, leuchtend über lilafarbenem Dunst. Immer weiter entrollt sich das Panorama ihrer Bergketten, immer höher bauen sie sich neben uns auf mit ihren breiten, blanken Brüsten. Das Massiv des Pic du Midi überstrahlt eine Weile alle anderen. Warm scheint die Sonne auf meine Hände, die die Flugkarte halten; ganz ohne Schwankung gleitet die Maschine immer in gleicher Höhe, dem Gebirge gleichlaufend, unter dem strahlenden Himmel nach Westen. Ich weiß es, diese milde Stille, dieser Glanz, dies alles ist noch Mittelmeer, wenn auch dieses selbst nirgends mehr zu sehen ist. Ich weiß es: jetzt wird bald die neue Verwandlung kommen.

Schon erglänzt vor uns die Biscaya, taubenblau und scheinbar unbewegt; nur die weiße Brandungswelle an der Küste deutet die Bewegung an, obgleich auch sie stillzustehen scheint. Die Schneeberge der Pyrenäen verschwinden hinter uns im Dunst. Zwischen Bayonne und Biarritz fliegen wir aufs Meer hinaus, an der Küste hin. Ich erkenne den Felseneingang von Pasajes, in dem ich vor acht Jahren zum erstenmal nach dem Krieg wieder spanischen Boden betrat, und ich erkenne die „concha“, die Muschelbucht von San Sebastian. Dies ist Spanien, denke ich, und fühle die Erregung in mir, aber da geschieht auch schon etwas sehr Eigenartiges. Während ich noch über die Tragfläche hinweg zurückschaue nach dem Badestrand von San Sebastian, spüre ich plötzlich eine empfindliche Kühle, und mich besinnend, merke ich erst, daß die Sonne von einer Wolkenwand, die sich über den Himmel schiebt, verdeckt wird. Gleichzeitig geschehen aber noch andere Veränderungen: leichte kleine Wölkchen, wie Wattebäuschchen, eilen uns entgegen, fast auf gleicher Höhe, wie Tiere mit grausilbernem Fell; sie kommen ganz schnell heran, erst einzeln, dann ganze Herden. Aber nun drehen wir auch von der Küste ab, geradeswegs auf das kahle Bergland zu, das grau und schmutzig ockergelb, tiefzerklüftet in einem düsteren Licht sich vor uns emporfaltet. Und im selben Augenblick beginnen wir zu steigen. Hinter dem Bergland zeigen sich Ketten hinter Ketten, graublau und unfreundlich. Farblose Wolkenseken fahren auf uns zu; sie scheinen aus den Bergen hervorstoszen wie drohende Arme. Der Flug wird unruhig, man spürt das Absacken der Maschine, hört deutlicher ihr Donnern. Das Land verwandelt sich vollkommen; hinter Tälern und welligen Ebenen schiebt sich Sierra hinter Sierra; plötzlich verstehe ich, warum das gleiche spanische Wort Säge und Gebirge bedeutet. Ockergelbe Hochebenen breiten sich dazwischen, zerrissene Täler tun sich auf, einsame Straßen winden sich an nackten Felshängen. Die Sonne ist weg; kühl weht es durch alle Ritzen. Wir sind über den baskischen Bergen und bald über den rauhen Hochebenen des alten Castilien. Die Verwandlung ist tiefer, plötzlicher, großartiger, als ich sie erwartet hatte. Das zerstörte Victoria wird einen Augenblick sichtbar zwischen tiefer streifenden Wolken; später reißt die untere Wolkenschicht ganz auf. Dort ist Burgos, am Berg gelegen, deutlich von der riesenhaften grauen gotischen Kathedrale überragt, Valladolid, die alte Königsstadt. Flüsse winden sich bleigrau in fast baumlosen Ländern. Wolken, Winde, Felsen, endlose Einsamkeiten beherrschen diese Welt.

Fast auf die Minute pünktlich um ein Uhr mittags landen wir auf dem Flugplatz von Salamanca. Beim Aussteigen springt einen der kalte Wind an; Wolkenseken jagen über die kahle Ebene, wo zwischen einigen kümmerlichen Kiefern Baracken stehen und Benzinfässer umherliegen. Der ganze Gegensatz dieses Landes ist im Augenblick lebendig: Esel mit schönem, rotem Zaumzeug und roten Troddeln über der Stirn tragen in Körben Kies über den Platz, den eine zischende Dampfwalze einebnet. Ein Auto der deutschen Botschaft bringt mich zur Stadt. Kahl, ockergelb, aber beinahe dunkelgolden leuchtend, wenn die kühle Sonne durch die Wolken kommt, liegt diese auf eine Anhöhe hingetürmt über dem Fluß mit der alten Römerbrücke. Das ist Castilien, uraltes Land, hart, überfegt

von Winden dünner Hochlandsluft, unter tiefen Wolken farblos oder überbrannt von einer stehenden Sonne, mit Bergmassiven, aus denen die Urgewalten sprechen, mit breiten Flußbetten, alten Brücken, langgestreckten Lehmhöfen, Städtchen an Hügeln, Kathedralen von kostbarer dunkler Pracht, Burgen mit schweren Türmen. Hirten mit Schlapphüten und weiten, wehenden Mänteln stehen zwischen Herden dunkler Schafe auf den Ebenen. Frauen reiten auf Mauleseln ins Feld. Wenige Autos sausen über endlose Straßen. Dann und wann ein zweirädriger Karren von vier Mauleseln gezogen oder von hellfarbigen Ochsen mit prachtvoll geschwungenen Hörnern. So erlebe ich in den nächsten Tagen bei meinen Fahrten das Land; das ist Castilien und auch noch ähnlich Estremadura.

An vielen Orten steht gleichsam fühlbar die Vergangenheit wie eine Wirklichkeit vor einem. Nicht nur in den Baudenkmalern — das haben wir auch bei uns, aber bei uns ist sie durch das dichte Leben späterer Zeiten und der drängenden Gegenwart weggeschwemmt. In Tordesillas, das zwischen Gruppen von Bäumen am Fluß liegt, spüre ich deutlicher noch als sonst, das, was ich weiß: hier hat die Mutter Karls V., Johanna, die die Geschichte „die Wahnsinnige“ nennt, weil der Tod ihres Gatten sie so bewegte, daß sie in unheilbaren Trübsinn versiel, die letzten Jahre verbracht. Ich sehe die Unglückliche vor mir, die den Leichnam ihres Gatten in einsamen Nachtfahrten mit sich führen und im Jackelschein den Sarg öffnen ließ, um den Toten immer noch einmal zu sehen. In Tordesillas lebte sie fernab der Welt die unstillbare Trauer. Fast in jedem dieser einsamen Städtchen leben solche Gestalten aus anderen Jahrhunderten und stehen noch da, still wie alte Türme.

Und so sind auch viele der Menschen, denen man begegnet. Sie sind dem Lande noch näher als bei uns. Ihre Gesichter haben oft die Prägung dieser Ebenen mit ihren dörrenden Winden und jagenden Wolken. Schön und wach zwar sind die Knaben; die jungen Mädchen von einer ungewöhnlichen Strenge in den Zügen, die sich dann plötzlich im Gespräch in eine kluge Helle verwandelt; die jungen Offiziere mit ihren großen Manteluhängen, die sie mit stolzem Schwung über die Schulter werfen, sind härter als die italienischen oder jugoslawischen, mit denen ich sie vergleichen muß. Die alten Frontoffiziere gehen wie Könige aus Urzeiten schwer und unberührbar in ihren dicken Pelzmänteln durch die Hallen und Speisefäle moderner Luxushotels, die Gesichter zerfurcht wie die Gebirge des Landes. Daneben aber sieht man auch ganz klare, adlige Gesichter, schmal und geistig, wie das des Gouverneurs von Salamanca, mit dem ich nach meinem Vortrag kurz spreche, oder diejenigen der Universitätsprofessoren, die sich in sehr gutem Deutsch mit mir unterhalten. Ihr feines Lächeln verrät oft denkerische Anmut. Aber über dem alten Land und seinen Menschen hängt spürbar und wie eine grünschwärze Wolke das Schicksal des Kampfes, in dem es steht. Ich suchte den Krieg nicht. Mir war es wichtiger, diese Luft zu atmen, unter der kühlen Sonne des Hochlandes durch die Straßen dieser Städte zu gehen, den Wind zu spüren, der von schwarzumhangenen Bergen herabblies, mit Menschen zu sprechen. In reichen Patios stand ich und in den hohen Kathedralen; in späten Nachmittagsstunden eines düsteren Regentages umwanderte ich den hoch-

getürmten, an den Berg gelehnten Bau der Kathedrale von Burgos, an dem Kölner Baumeister einst mitgeholfen haben; die schlanken gotischen Helme ihrer Türme sind vom Wind umrauscht. Drinnen im Dom flackern die Flämmchen zahlloser Kerzen im hohen, schon von Nacht beschlichnen Raum. Manchmal sitze ich in volkstümlichen Kneipen, einmal zwischen Soldaten, esse den schwärzlichen Tintenfisch, trinke den herben, roten Landwein, der gar nichts von dem hat, was wir uns unter spanischem Wein vorstellen. Ich suche den Krieg nicht, und doch drängt er sich da und dort auf: an der Straße unter den Arkaden liegen Mauern von Sandsäcken, und in vielen Städten sind die großen Ladenfensterscheiben durch kreuzweise übergeklebte Papierstreifen gegen Zerspringen durch Luftdruck bei Fliegerangriffen geschützt. Aber plötzlich ganz nahe spüre ich den Krieg, als wir vor den Toren eines Städtchens ein zerschossenes Flugzeug liegen sehen, ein Jagdflugzeug, verbogen, zernüßt; eine Schar hübscher, schwarzäugiger Gassenbuben turnt daran herum.

Nach Castilien und Estremadura ist freilich Sevilla und seine Umgebung ein seltsamer Gegensatz, viel größer als der zwischen Nord- und Süddeutschland. Die Luft ist plötzlich afrikanisch, weich und verführerisch. Und selbst die Kriegswolke scheint ferner, unwirklicher. Irgendwo tanzen ganz junge Mädchen die Sevillana; irgendwo trinken wir Wein, der allen Zauber Andalusiens wieder in mir wachruft, jenen Zauber, den ich einst in Granada am stärksten empfunden; ohne Mantel geht man in diesen Nächten durch mondbeschienene Winkel und Gassen; Rosen blühen noch, und die hellblauen Himmelsblümchen ranken an alten Mauern. Das Land liegt in der Sonne des Mittags fast grün; an den Straßen stehen die hohen Eukalyptusbäume mit ihrer gescheckten Rinde; über die Hügel breiten sich Olivenwälder, Kiefernwälder und an den Hohlwegen steigen die langen Blütenstände der Agaven aus den blaugrünen Blattrosetten. Einmal vormittags bummle ich durch den Parque Maria-Luisa und trinke, im Freien in der Sonne sitzend, ein Glas Wermut und esse die bitter-öligen Oliven dazu. Und gerade da meldet sich die Erinnerung an den Krieg: Gefangene schleppen unter Aufsicht von Militär Falken vorüber. Die Gefangenen sehen gut aus, sauber und ordentlich gehalten; es sind große Gestalten, wie man sie im Baskenland oft trifft. Und abends lebt die Stadt unter abgeblendeten Lichtern und Lampen. Allein gehe ich durch die Straßen am Fluß hin. Ich denke alle Tage noch einmal durch, sehe noch einmal die mythischen Landschaften mit Bergen und Strömen, Städten und Kathedralen, Burgen und Brücken und alles unter der Wolke des technischen Krieges: ist dies nicht auch ein mythisches Geschehen? Entscheiden sich hier nicht Schicksale, für Jahrhunderte, von Ländern und Völkern, vielleicht von ganz Europa? Hängt nicht über uns allen das Licht der werdenden Zeiten?

Am folgenden Tag fuhr ich im Auto über Badajoz nach Lissabon. Bis mittags verhüllte dichter Regen das Land. Drüben aber, jenseits der portugiesischen Grenze wurde es hell, und manchmal breitete sich der Himmel kornblumenblau vor uns aus. Auf den Feldern wurde noch geerntet; Wäldchen von Korkleichen begleiten lange die Straße über die flachen Hügel; ihre fast karminroten, gespaltenen Stämme sehen nicht nackt aus, sie geben mit dem Grün des Laubes, das

blau wie das der vielen Olbäume ist, und dem dunkleren der Kiefern und dem satten Schwarzbraun der Äcker dem Land die Farbe. Bauern in Karren, Zipfelmützen auf dem Kopf, Mäntel wie Havelocks mit vielen Umhängen über den Schultern kommen von den Feldern; Pinien wie dunkle Kugeln stehen einmal im goldblauen Abend, Apfelsinen leuchten noch aus dem Laub hinter den weißen, dicken Mauern von Gärten. Ehe man sich Lissabon nähert, steigt man noch einmal in Berge hinein, während die Dämmerung und die Nacht herabsinkt; Pinienwälder stehen schweigend, ein Hirte mit dem flachen, breitrandigen Hut, ähnlich den andalusischen Hüten, zieht mit seiner Ziegenherde neben der Straße hin. Dann plötzlich senkt sich diese steil, und drunten glänzt das Lichtermeer der Großstadt an der Tejomündung. Der Atem des Meeres weht herauf; die Fähre setzt uns über, Boote knattern über das nachtschwarze Wasser, Sirenen heulen, rote und grüne Lichter huschen. Aus einem fast unsichtbaren Boot bringt der traurige Gesang eines „Fado“ und verhallt zwischen dem Lärm der technischen Geräusche.

Ich hatte bis dahin nicht gewußt, daß Portugal ein so schönes Land ist. Und es ist Friede da und Kraft unter starker Hand, die nirgends hart lastet. Wenn man an der Tejobucht entlang zum Meer fährt, an Belem, dem Kloster, vorüber, kommt man bald an das Cabo da Roca, sitzt bei einem Leuchtturmwächter auf einer Art Terrasse und genießt die wundervolle frische Languste zum leichten Landwein, während das Meer an den Felsen hochspritzt und die bleiche, winterliche Sonne einen matten Glanz über Stein und Wasser haucht. Von da schlängelt sich die Straße hinauf ins Cintra-Gebirge; grüne Täler, Dörfer, Wälder von Pinien, Olbaumpflanzungen, Wein, Wein; oben auf der Höhe, gegenüber dem Maurenschloß ist ein anderes im imitierten Maurenstil des 19. Jahrhunderts, das an die Geschmacklosigkeiten von Neuschwanstein erinnert. Aber der Blick von dort versöhnt; größer ist die Natur. Und in ihr rauscht noch etwas vom großen Jahrhundert dieses kleinen Landes, von den kühnen Abenteuern des Heldenepos des Camoes, der sein prächtiges Grab im Belem hat. Aber auch sonst ist dieses Land von einer Größe, die an Traumgärten der Romantik erinnert. Die Felsbucht von Setubal, das weite untere Tal des Tejo mit seinen Silberwassern, das stolze alte Coimbra mit seiner Bergfesten, das an den Felshang und auf die Höhen über dem Douro hingeklebte Porto, wo in allen Gärten die sanften, vollen Blüten der Kamelien aufblühen. In blauen Majolikafacheln, die die Wände vieler Häuser, Kirchen und selbst der Bahnhofshalle von Porto zieren, ist die Geschichte des Landes nicht immer geschmackvoll, aber immer eindringlich und bewegt dargestellt. Aber gerade in diesen Tagen in Lissabon marschiert die Jugend auf in grünen Hemden, unter Pfeifen und Trommelflag, wohlgeordnet, einige Tausend junger Menschen, und die Fahnen wehen über ihnen in den festlichen Straßen. Auch aus diesem Land steigt eine neue Zeit. Ich sehe es in der Morgensonne unter mir, wie ich es zuletzt sah, als ich es mit dem deutschen Flugzeug abschiednehmend überflog: die Wasser glänzten silbern unter leichten, weißen Wölkchen; die Felder lagen in einem blassen Grün, und der Himmel glühte von einem rosenfarbenen Licht.

Moderne Medizin und medizinische Romantik

Je ernsthafter sich die moderne Medizin um die Lösung der so oft genannten Krise der Medizin bemüht, um so mehr zeigt sich, daß diese Krise Teilerscheinung einer allgemeinen Kulturkrise ist — um so mehr tritt der geistige Gehalt dieser Krise in den Vordergrund. Vor etwa zehn Jahren wurde die allgemeine Diskussion dieser Krise in den weitesten Schichten der Gebildeten eröffnet durch die berühmten Schriften Erwin Liefers, der mit Leidenschaft auf die Hemmungen der ärztlichen Berufstätigkeit durch die Einrichtungen der Sozialversicherungen hinwies. Heute — knapp zehn Jahre nach diesen ersten Fanfarenstößen — wird die Krise, ohne daß die Einrichtungen der Sozialversicherungen in ihren Grundlagen geändert sind, als allgemeine weltanschauliche Krise erörtert. Historisch setzen diese Erörterungen an einer Besinnung auf die Medizin der Romantik an, die, jahrzehntelang mißachtet, jetzt wieder in ihren Grundideen anerkannt und geehrt wird. In der Lehre von der Krankheitsentstehung wird der Einfluß soziologischer, kultureller, seelischer und geistiger Bezüge auf das Krankheitsgeschehen anerkannt, und in der Krankenbehandlung wird von vielen Ärzten eine aktive Beeinflussung dieser Bezüge im Einzelfall gefordert.

Das medizinische Schrifttum bildet einen Spiegel dieser Entwicklung. Die Hochflut von Schriften über die Schäden der Sozialversicherung und ihre Reform hat mit dem nationalsozialistischen Umbruch plötzlich aufgehört. In den letzten Schriften tritt deutlich ein Übergang zu einer Änderung der ärztlichen Grundhaltung zutage. Unter dem Eindruck, den das Erlebnis der Arbeitslosigkeit für den Versicherten als Lebenskrise bedeutete, wird vor allem in Arbeiten der Weizsäcker'schen Schule in Heidelberg die Soziale Neurose anders beurteilt, als von der Mehrzahl der Ärzte, die in ihr nur die Folge mangelnden Arbeitswillens zu erkennen glaubte. Ausgehend von der Totalität des Versicherten als einer leib-seelischen Einheit und von der Möglichkeit einer aktiven sozialtherapeutischen Beeinflussung der sozialen Neurose, die als „Rechtsneurose“ aufgefaßt wird, wird von Weizsäcker und seiner Schule eine Sozialversicherung gefordert, die durch ihre Gliederung dieser Totalität entspricht*.

Das Verhältnis Arzt — Patient, das in diesen Arbeiten auch von einem soziologischen Standpunkt aus beleuchtet wird, wurde schon vor dem Umsturz in besonderem Umfange erörtert. Auch Liefers geht von diesem Problem aus, das in besonders tiefgründiger und umfassender Weise von Weizsäcker („Kranker und Arzt“ [Berlin 1929] und „Ärztliche Fragen“ [Leipzig 1934]) und in der Schrift Krehls „Der Arzt“ (Leipzig 1937) behandelt wird. Die Stellung Krehls,

* Siehe hierzu: Hollmann, Die ärztliche Begutachtung in der Sozialversicherung. Beitrag zu ihren Reformen. Leipzig 1934.

mit dem die bedeutendste Persönlichkeit des zeitgenössischen deutschen Arztiums im Jahre 1937 starb, ist für die Haltung des deutschen Arztes typisch, der den Gegensatz zwischen der exakten naturwissenschaftlichen Forschung und den Aufgaben des Arztes als Heilender von Krankheiten am stärksten empfand und eine Überwindung dieses Gegensatzes suchte. Die Hinwendung *Krehs* zu der nach der nationalsozialistischen Revolution begründeten Neuen deutschen Heilkunde, die eine Zusammenfassung der Schulmedizin mit den nicht-schulmäßig gelehrtten Kreisen der Homöopathie und Naturheilkunde erstrebte, ist hierdurch, ebenso wie das vor dem Umsturz vielumstrittene Eintreten *Biers* für die Homöopathie, im wesentlichen bestimmt. Durch ihre Beziehungen zu der Homöopathie, aber auch zu manchen Naturheilmethoden, zeigt die ursprünglich aus politischen Motiven begründete Neue deutsche Heilkunde deutliche Beziehungen zur romantischen Medizin. Vor allem die Homöopathie beruft sich auf eine der stärksten Persönlichkeiten der medizinischen Romantik, auf *Hahnemann*, dessen Lehren zum Teil unverändert der homöopathischen Heilweise zugrunde liegen. Das große Schrifttum über die Homöopathie, das in dem der Neuen deutschen Heilkunde nahestehenden *Hippokratesverlag* in Stuttgart erschienen ist, dann aber auch die wissenschaftlichen Arbeiten aus dem *Rudolf-Hess-Krankenhaus*, in welchem Vertreter der Schulmedizin unter der Führung *Grotes* mit Vertretern der Naturheilkunde unter der Führung *Brauhles* zusammenarbeiten, zeigen, daß es nicht allein die von der Schulmedizin so skeptisch betrachteten Lehren der *Similia-Similibus*-Arzneitherapie und die Lehre von der steigenden Wirksamkeit der Arzneien bei hoher Verdünnung sind, welche das Wesen der Homöopathie ausmachen, sondern die gegenüber der Schulmedizin grundlegend andere Haltung des Arztes den Patienten gegenüber. Während die Schulmedizin durch den ihr von der Sozialversicherung auferlegten Zwang, bei den Kranken möglichst nur methodisch-medizinisch nachweisbare objektive Symptome zu beachten, das Subjektive des Krankheitsbildes immer mehr vernachlässigt und dafür Ersatz in immer mehr verfeinerten und immer schwierigeren Untersuchungsmethoden suchte, gründet der Homöopath seine Therapie viel mehr auf die vom Patienten selbst geschilderten Beschwerden, also auf den subjektiven Gehalt des Krankheitsbildes. Der Homöopath ist dadurch zu einem viel umfassenderen Eingehen auf die Beschwerden seiner Patienten gezwungen, da er seine Heilweise weniger auf die Diagnose (das ist auf die Zurückführung der gesamten Beschwerden auf möglichst einen einzigen, feststehenden Krankheitsvorgang von pathologisch-physiologischer Bedeutung) gründet, als vielmehr auf die Summe der einzelnen Beschwerden und die Summe körperlicher Stigmata, deren Beachtung Schlüsse auf die Reaktionsfähigkeit und -art des Organismus zuläßt. Die homöopathische Arzneitherapie wird sowohl nach ihrer Dosis und ihrer Verdünnung durch diese Schlüsse auf Reaktionsfähigkeit und -art des Organismus bestimmt.

Diesen, als Konstitutionspathologie bezeichneten Strömungen kommt von seiten der Schulmedizin die moderne, von *Bergmann* begründete, funktionell-pathologische Arbeitsrichtung entgegen. Das Zustandsbild und der Verlauf einer Krankheit wird unter funktionell-pathologischer Betrachtung nicht auf eine pathologisch-anatomisch nachweisbare und bekannte Organerkrankung zurückgeführt, son-

bern als Störungen einzelner Funktionen aufgefaßt, deren genaue Analyse die Therapie bestimmt. Sowohl die homöopathische Konstitutionspathologie wie die schulmedizinische Funktionelle Pathologie gehen aus von der biologischen Ganzheit des menschlichen Organismus und sehen in der Krankheit eine Störung der ganzheitlich ausgerichteten biologischen Funktionen. Für die Homöopathie geben die unmittelbare Betrachtung des menschlichen Organismus und die bis ins Einzelne erfragte Beschwerde die Richtschnur für die Behandlung, während für die funktionelle Pathologie mehr die naturwissenschaftlich-analytische Erforschung biologischer, die Ganzheit darstellender funktioneller Systeme und deren experimentelle Beeinflussungsmöglichkeit Richtlinien für die Therapie liefern. Es zeigt sich hier, daß sowohl die schulmedizinisch nicht-gelehrten Richtungen wie die Schulmedizin den gleichen Zielen zustreben — Zielen, die als Ideen den Vertretern der romantischen Medizin des vorigen Jahrhunderts, etwa einem C a r u s , vorschwebten. Die nicht-schulmedizinischen Richtungen, vor allem die Homöopathie, zeigen diese Beziehungen reiner als die Schulmedizin, welche durch die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse des letzten Jahrhunderts auf der einen Seite zwar ungeheuer gefördert, auf der andern Seite in einer unmittelbaren Betrachtung des menschlichen Organismus zweifellos wesentlich gehemmt wurde. Die zwei Betrachtungsarten der Welt, die synoptische, „schauende“ des Künstlers und die analysierende, zergliedernde des Wissenschaftlers stehen sich hier scheinbar unversöhnlich gegenüber und zeigen ihre Herkunft aus dem wissenschaftlichen Materialismus einerseits und dem romantischen Idealismus anderseits. Die Auseinandersetzung beider Richtungen wird die nächste Zukunft bestimmen. Die Fähigkeiten zur Vereinigung beider Standpunkte wird in vollem Bewußtsein das Idealbild des Arztes der Zukunft charakterisieren, so wie sie meist unbewußt den wahrhaften Arzt zu allen Zeiten charakterisiert hat.

Schon jetzt zeigt sich aber, daß die Entwicklung der Medizin auf diesem Standpunkt nicht stehenbleiben wird. W e i z s ä c k e r hat in seinem Nachruf auf Rudolf K r e h l (Leipzig 1937) gezeigt, wo der Angelpunkt der Krise der zukünftigen Medizin liegt: nicht in einer Bereicherung der Heilmethoden durch Naturheilkunde und Homöopathie, nicht in einer Neuerweckung romantischer Weltbetrachtung und Weltanschauung, ebensowenig wie in einer Förderung exakt naturwissenschaftlicher rationaler Methodik. Die Zukunft bringt keine neuen Lösungen, sondern neue Ziele und neue Aufgaben. „Nicht das Wissen, nein, die Krankheit selbst muß gestaltet werden. Der Kranke gestaltet sie, denn er ist eine Einheit, ja, eine Welt für sich, mit Willen begabt, dem Glauben überliefert, er ist Persönlichkeit im Guten und im Bösen. Und der Arzt gestaltet die Krankheit mit ihm, denn er ist desselben Stoffes.“ Diesen Weg gegangen und gezeigt zu haben, darin liegt die Größe K r e h l s , der, wie kein anderer „alle Schwierigkeiten und Notwendigkeiten der modernen Medizin und Wissenschaft durcharbeitet hatte, der alle Verpflichtungen des Forschens, des Wissens, der Technik übernommen hatte, der keinen Zweifel ließ, daß er sie auch künftig verteidigen würde“.

Für viele seiner Zeitgenossen war K r e h l durch diese Wendung ein Romantiker. Wird diese Bezeichnung des tadelnden Sinnes entkleidet, den sie im Munde

des rein naturwissenschaftlich eingestellten Klinikers hat, und auf ihre wirkliche Berechtigung zurückgeführt, so taucht hinter der Grundhaltung Krehls und der Grundhaltung der Schüler seiner Romantik die Grundhaltung der großen romantischen Ärzte auf. Richard Venz hat in großem Wurf die Geschichte der Romantik kürzlich als eine totale Bewegung geschildert, „die auf allen Kunst- und Geistgebieten, ja auf allen Lebensgebieten, um ihre Durchsetzung rang“ — die sich gegenüber der Zeit „illusionsloser exakter Forschung“ zwar nicht durchsetzen konnte, auch nicht auf Gebieten wie z. B. der Germanistik, die sie selbst erst eröffnet hatte, — die aber doch noch ihrer Erfüllung und ihrer Vollendung harret. Leibbrand hat die romantische Medizin der heutigen Ärztegeneration nahezubringen versucht. Sieht man durch die oft bizarre Technik der romantischen Ärzte, die sich auf einem nur dumpfen Ahnen ganzheitlicher biologischer Beziehungen aufbaut, hindurch und bringt man zu ihren Grundideen vor, so sieht man, daß für die großen romantischen Ärzte die Erfassung der Totalität des Menschlichen im umfassendsten Sinne Ziel und Idee bedeutete. Für sie war der Mensch — wie für die jüngere Ärztegeneration von heute — nicht nur Träger biologischer Eigenschaften, sondern auch Träger ästhetischer, religiöser und kultureller Werte und als solcher, als leib-seelische Einheit, als Persönlichkeit Objekt der ärztlichen Erkenntnis und der ärztlichen Beeinflussung. So sah ihn Carus, so ihn Krehl, und so wird ihn die Medizin der Zukunft wiedersehen und zu heilen versuchen. Heilen bedeutet für sie nicht mehr Beseitigung einer Störung, Entfernung eines Defektes, sondern Zurückführen zu sich selbst, Erleben des Persönlichkeitskerns, — und Krankheit nicht ein Fremdes, das beseitigt werden kann, sondern eine Krise, eine Wandlung, die löst, erlöst und durch diese Erlösung zu einer neuen geistigen Haltung und damit zu neuer Gesundheit führt.

Diese Auffassung ist in den Jahren nach dem Kriege durch die Behandlung seelischer Leiden, vor allem durch die Psycho-Therapie der Neurosen, der Medizin geläufig geworden. Die Schule E. G. Jungs, die moderne Psycho-Therapie Heyers, J. H. Schults, Hattingsberg geht von dieser Grundhaltung aus. Daß diese Einstellung aber nicht nur für seelische Leiden möglich und notwendig ist, sondern auch für organische Krankheiten, dafür hat Weizsäcker in seinen Studien zur Pathogenese (Leipzig 1935) Beispiele angeführt — Beispiele, die nicht allein die Pathogenese vom leib-seelischen Standpunkt aus beleuchten, sondern auch methodische Grundlagen einer Psycho-Therapie organischer Krankheiten aufweisen.

Im großen gesehen liegt das Entscheidende dieser Entwicklung darin, daß die Medizin gegenüber allen Wissenschaften besondere methodische Grundlagen beansprucht, die darauf beruhen, daß sie weder allein Heilkunst noch allein Heilkunde ist. So wie die lebendig organisierte Natur ein Bindeglied darstellt zwischen der mathematisch erfassbaren, unbelebten Natur und der nur dem geistigen Zugriff sich öffnenden Struktur der menschlichen Persönlichkeit, so ist die Medizin methodisch naturwissenschaftlich und geisteswissenschaftlich ausgerichtet. So muß die Medizin nicht nur als Naturwissenschaft, als Heilkunde erlernt, sondern auch als Geisteswissenschaft, als Heilkunst, erarbeitet werden. Vor allem aber bildet die

Medizin, unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, nicht ein Spezialgebiet der Menschenführung, das seine besonderen Gesetze hat, sondern erwächst unmittelbar aus der Menschenführung, die der Staatsmann, der mehr ist als Politiker, als seine Aufgabe ansieht. Die Krise der Medizin — damit kehrt unsere Betrachtung an ihren Ausgangspunkt zurück — ist in diesem Sinne eine Teilerscheinung der allgemeinen Kulturkrise unserer Zeit, deren Ziel es ist, nicht nur alle Künste und Wissenschaften in einer das ganze Volk umfassenden Kultur zusammenzufassen, sondern darüber hinaus den Lebensstil des Volkes und jeden Einzelnen aktiv zu gestalten — wie es die Romantik versuchte.

Naturheilkunde

In dem vorstehenden Artikel nimmt Dr. Hollmann auch Bezug auf die Arbeit von Dr. Alfred Brauchle, aus dessen Buche „Naturheilkunde in Lebensbildern“ (Leipzig, Philipp Reclam jun.) wir im Novemberheft 1937 den Abschnitt über Dr. Hahnemann abdruckten. Brauchle ist der leitende Arzt der Klinik für Naturheilkunde am Rudolf-Hess-Krankenhaus in Dresden und gehört zu den führenden Männern der Naturheilkunde. Sein Buch, das in sehr lebendigem Stil von Hippokrates, dem Vater der Heilkunst, an die genialen Naturärzte bis zu unseren Tagen behandelt, gliedert sich in die Abschnitte: I. Geschichtliche Vorläufer der Naturheilkunde und naturheilkundliche Ansätze in der wissenschaftlichen Medizin; II. Die neuzeitliche Naturheilkunde; III. Die Grenzgebiete des Naturheilverfahrens; IV. Die Medizin unter dem Einfluß der Naturwissenschaften und Hundert Jahre Naturheilvereine. Aber dieses Buch gibt sehr viel mehr als eine Geschichte der Naturheilkunde, denn es ist ein Buch eindringlicher Mahnung. Es ist ein sehr anregendes und selbst am ehesten erregendes Buch, weil der Leser sich ständig unmittelbar persönlich angesprochen fühlt von einem Manne, dessen klaren und klugen Arztblick er dauernd auf sich ruhen fühlt und aus dessen Augen zu gleicher Zeit ein warmes menschliches Interesse für den Behandelten spricht. Es ist fürwahr kein Buch, das dem eingebildeten Kranken nun die Möglichkeit gibt, aus Symptomen neue Leiden an sich selbst zu entdecken, sondern es ist eine ständige und sehr ernste Mahnung zu einem vernünftigen Leben. Brauchle, der ein überzeugter Anhänger der Naturheilkunde ist, die er zum Segen ungezählter Patienten in seiner reichen Praxis anzuwenden versteht, ist in keiner Weise ein einseitiger Fanatiker. Er will, daß die Naturheilkunde die gesamte Heilkunde mit ihrem Geiste durchdringe und jedes ärztliche Sonderfach befruchte. Er ist weit davon entfernt, der wissenschaftlichen Medizin ihren Platz zu bestreiten. Er sieht „wissenschaftliche Medizin und Naturheilkunde als zwei Äste an ein und demselben Baum, als zwei Kinder ein und derselben Mutter, als zwei Söhne ein und desselben Volkes“. Sein Buch soll dazu beitragen, an einer Vereinigung und einer innigen Durchdringung beider Richtungen der Heilkunde mitzuwirken. Denn für ihn gibt es nur ein Ziel: den kranken Menschen eine wirkliche Hilfe zu bringen, gleichviel durch welches Verfahren. Er will aber auch den Kranken erziehen, daß er sich nicht untätig in irgendwelche Heilverfahren hineinbegibt, sondern an seiner Gesundung selbsttätig und mitverantwortlich mitarbeitet. Aus dem Buche mit seinem reichen Material spricht ein kluger und berechtigter Stolz, daß gerade im deutschen Volke neben seiner so hoch entwickelten wissenschaftlichen Medizin so viele große und schöpferische Naturheilkundler gewachsen sind. Das Buch bringt eine Reihe von Bildtafeln, ausführliche Literaturangaben und ein den Gebrauch sehr erleichterndes Sach- und Namenregister. Das Werk ist ein gutes, ist ein notwendiges Buch.

R. P.

Der Kampf mit den Umwelten

Der Professor Jakob von Uerküll hat mit seiner Lehre von den Umwelten, unter denen Menschen und Tiere wie unter kleinen privaten Käseglocken über eine unbekannte, nur hypothetisch gegebene Welt durcheinanderkrabbeln, eine Menge sehr reizvoller und interessanter Probleme aufgeworfen, die ihre Bedeutung behalten, auch wenn man seine Form der Umweltlehre nicht durchaus als die einzig mögliche anzunehmen vermag. Jede folgerichtige Weltdeutung schafft Ordnungen, von denen aus die Dinge und Einrichtungen des Lebens wenigstens etwas von ihrem Geheimnis verraten und Perspektiven eröffnen, wie man sie bis dahin nicht bekommen hat.

Die biologisch begründeten Umwelten Uerkülls haben ihren ersten Reiz darin, daß sie nicht, wie andere erkenntnistheoretisch begrenzte Welten, feste, sondern gewissermaßen dehnbare Grenzen haben. Der Schleier seiner Maja ist vom Winde der gesteigerten Erkenntnis leicht zu bewegen: Erfahrung und Denken, Wissen und Forschen erweitern die Umwelt des einen weit über die Schranken hinaus, die den andern umgeben: der Mensch ist gewissermaßen Herr der kleinen Raumhalbkugel über sich, mit der er immer Neues verwirklichend über die hypothetisch gegebene Erde und durch das große Reich des geistigen Daseins zieht. Er kann sie nach seinem Maß möblieren und einrichten, kann sie enge und weit, eintönig und bunt, flug oder weniger flug gestalten, je nachdem er die schöpferischen Gaben und Möglichkeiten nutzt, die ihm für diese Zwecke zur Verfügung stehen.

Einer der Hauptpunkte der Lehre des Barons Uerküll ist die Unvereinbarkeit und Fremdheit der einzelnen Umwelten untereinander. Die, in der ich sitze, sieht völlig anders aus als die meines Gegenübers: in meiner ist mein Partner, in seiner bin ich als Bild — kein Bemühen bringt je seine und meine Welt zur Deckung, zur Gemeinsamkeit. Ja, es ist genau genommen nicht einmal möglich, aus der einen in die andere unmißverständliche Mitteilungen gelangen zu lassen: die Objekte der Realität in der einen decken sich nicht mit den gleichen Objekten in der anderen; die Wege herüber und hinüber sind Illusionen. Die alte Problematik aller idealistischen Philosophien von Plato bis Kant hebt auch hier wieder ihr Haupt, biologisch naturwissenschaftlich gewandelt, aber mit den gleichen Ergebnissen.

Macht man sich diesen Standpunkt mit allen Konsequenzen zu eigen, so ist man, wie in jeder streng idealistischen Haltung, zuletzt unangreifbar, selbst wenn man auf den Solipsismus noch verzichtet. Da diese Unangreifbarkeit indessen im wesentlichen ein theoretisches Vergnügen ist, das durch die rohe Praxis jeder solennen körperlichen Anrempelung ohne weiteres aufgehoben wird (falls man die blauen Flecke nicht nachher wieder fanatisch als Ergebnis der eigenen Umwelt deuten und besahen will), ist es vielleicht fruchtbarer, einmal zu überlegen, inwie-

weit es vielleicht doch Mittel der Mitteilung aus einer Umwelt in die andere gibt, und ob nicht vielleicht bereits Einrichtungen vorhanden sind, mittels deren Brücken von Umwelt zu Umwelt geschlagen werden, verbindliches Einsichtsmaterial aus der einen in die andere geschafft wird.

Sobald man der Frage etwas näher tritt, sieht man, daß ein solches Mittel der Mitteilung in der Tat vorhanden ist — und zwar in der Kunst, vor allem in der Malerei. Man könnte sagen, seit die Kunst einen Teil ihrer kultisch-religiösen Funktionen verloren und dafür mehr oder weniger vom Individuum her bedingte übernommen hat, beruht ein gut Teil ihrer Bedeutsamkeit jenseits des Ästhetischen darauf, daß ihre Ergebnisse Einblicke in eine fremde Umwelt ermöglichen, wie sie auf andere Weise nicht gewonnen werden können. Die Bilder der Maler, Landschaften, Stilleben, selbst Porträts, zeigen, wie das Land, Blumen, Früchte, Menschen in der Welt der mit malerischem Blick, malerischem Talent Begabten gesehen werden. Die nicht malerisch begabten Betrachter bekommen von den Werken der Kunst aus eine Vorstellung, wie farbig, wie leuchtend, wie reich die Welt dieser besonderen Wesen sein kann: für Augenblicke vermögen sie hier die Grenzen und Schranken ihrer Welt zu durchbrechen und mit den Augen eines Malers zu sehen. Der alte Goethe hat in Dichtung und Wahrheit diesen Vorgang des Eingehens in eine fremde Umwelt sehr genau beschrieben an der Stelle, an der er von seinem Besuch in der Dresdner Galerie berichtet und wie er hinterher die Welt mit den Augen der holländischen Kleinmeister gesehen habe. Er übernahm das Schema der fremden Umwelt sogar noch in die Welt abseits der Bilder hinein.

Misttrauischen mag ein konkretes Beispiel zeigen, daß es hier um reale seelische Vorgänge, nicht um Hypothesen oder besondere Fälle geht. Man denke sich das Beispiel eines farbenblinden Malers, etwa des kürzlich gestorbenen Zeichners Paul Holz. Der Umwelt dieses Malers fehlt der Unterschied zwischen Rot und Grün: sobald er malt, entstehen somit entweder Verwechslungen der beiden Farben, oder er verwendet das mehr oder weniger farblose Gemisch aus beiden für grüne Bäume und rote Dächer in gleicher Weise. In jedem Fall entsteht ein Bild aus einer Umwelt heraus, von der sich der gewöhnliche, nicht farbenblinde Betrachter ohne diese Darstellung überhaupt keine Vorstellung machen kann. Von hier aus ist dann nur noch ein Schritt in die Welt der gesteigerten Farbensensibilität, wie sie die Maler mehr oder weniger besitzen, und wie sie naturgemäß ihrer Umwelt das gesteigerte farbige Leben gibt. Der pathologische Fall gibt nur den leichteren Vorstellungszugang.

Die säkularisierte Kunst der modernen Zeit hat von hier aus ein gut Teil der überpersönlichen Bedeutsamkeit bezogen, die sie sich noch zu erhalten vermochte. Zugleich aber erwuchs naturgemäß aus der gleichen Wurzel ein gut Teil des Misttrauens, das gerade die moderne Kunst immer wieder getroffen hat. In diesen individualisierten Zeiten stand jeder Maler allein der geschlossenen Majorität des Publikums gegenüber: er sollte mit seinen Bildern ganz allein die Leute von der Schönheit und Herrlichkeit — und von der Wirklichkeit seiner Umwelt überzeugen. Dieses letzte aber war das Schwerste: sie glaubten ihm nicht. Sie

bestritten ihm, etwa von der impressionistischen Zeit an, seine Farben; sie waren skeptisch dagegen, daß es in seiner Umwelt solche Farben geben könnte. Die Farbigkeit ihrer Umwelt war erheblich blasser, viel weniger aktiv, viel weniger zum Malen aufreizend: wieso sollte gerade der Mann da solch eine bunte Welt für sich besitzen? Umwelt ist Umwelt — der andere, obwohl er malerische Begabung und Maleraugen besitzt, hat sicher auch keine andere als alle (deren Umwelten hier stillschweigend als gleich vorausgesetzt werden): also sind seine angeblichen Mitteilungen aus seiner Welt Schwindel. Als man Kaiser Wilhelm II., der ein erbitterter Gegner der damals modernen Malerei war, die ersten farbigen Landschaftsphotographien mit ihren leuchtenden Farben noch in den Schatten zeigte, wurde er sehr nachdenklich und sprach das verwunderte Wort: „Sollten die Kerls (die modernen Maler) am Ende doch recht haben?“

Um Mißverständnissen vorzubeugen: natürlich besteht die Möglichkeit, daß Malerei nicht immer nur Darstellung einer Umweltwirklichkeit ist, sondern auch Vision von Umweltmöglichkeiten, daß sie nicht nur von Malerwelten berichtet, sondern Umwelten schaffen hilft. Das aber hat mit den Anfangsproblemen nichts zu tun und führt aus den Umweltfragen hinüber ins Gebiet der Kunstfragen, die uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren. Hier handelt es sich lediglich um die Umwelten und um das Problem der Brücken aus der einen in die andere. Eine solche Brücke stellt zweifellos die Malerei dar — eine Brücke freilich, über die die meisten nur mit einem sehr unbehaglichen und unsicheren Gefühl gehen, weil sie keinerlei Kontrolle zu besitzen fürchten. Auf dieser Unsicherheit und dem Mißtrauen, das sich aus ihr ergibt, ist der Erfolg einer Erfindung gewachsen, die von vorneherein so sachlich auftrat, daß jeder Glaube an eine besondere persönliche Umwelt ausfiel: der Erfolg der Photographie. Die Malerei schlug mühsam eine Brücke von Umwelt zu Umwelt: die Photographie sprengte die Grenzen zwischen den Umwelten und schuf in ihren Erzeugnissen die Beweise für die Allgemeingültigkeit der Welt. Sie schuf recht eigentlich erst die Welt: erst mit ihr hörte die Unterschiedlichkeit des Sehens und Darstellens auf, begann die Einheitlichkeit. Von der gleichen Stelle aus aufgenommen präsentierten sich die Landschaft, der Dom, das Haus immer gleich, mochten nun Herr Müller oder Herr Meyer mit ihrem Apparat gearbeitet haben (wofür nur die Ergebnisse der Arbeit technisch einwandfrei waren). Die Technik, in der Form der Photographie, schafft nicht Brücken, sondern erweist ihre Überflüssigkeit: sie gilt in jeder Umwelt gleich und hebt damit die früher vermuteten Ungleichheiten automatisch auf. Sie schafft die Einheitsumwelt, aus der sich dann ganz von selbst fast zwangsläufig die Vorstellung der einheitlichen Welt beinahe beweisbar ergibt. Die individuell differenzierten Umwelten der Kunstzeit sind damit aufgehoben.

Es ist sehr eigen, daß die Photographie, die diese Vereinheitlichung leistete, wenig später aus sich heraus eine neue Kunst entwickelte, die in gleicher Weise die Illusion einer Einheitswelt gibt — den Film. Stärker als irgendeine andere Kunstart gibt er das bleibend Gleiche: um fünf, um sieben, um neun, in Halberstadt, in Halle, in Beuthen, in Berlin zeigt er genau die gleiche Idealwelt,

genau die gleichen künstlerischen Qualitäten (vorausgesetzt, daß nur die technischen Bedingungen gleich sind). Das Theater, auch das beste, schwankt, bietet heute eine stärkere, morgen zufallsbedingt eine schwächere Leistung, schafft in den Zuschauern verschiedene Umwelten mit verschiedenen Vorstellungen von der Vorstellung: der Film schafft, indem er überall und zu jeder Zeit das Gleiche bringt, Gleiches. Er bietet überdies viel stärker als das Theater jedem Zuschauer das Erlebnis der gleichen Umwelt seiner Handlung: das Milieu im Bild auf der Leinwand wirkt auf fast allen Plätzen gleich, während die Szenerie des Theaters dem Gast im Parkett ein völlig anderes Bild bietet als dem im dritten Rang.

Die Technik ist das Verbindende, das Gleichheit Schaffende, Umwelten Angleichende. Was die Kunst nicht vermochte, vermag sie, Annäherung, Angleichung zu schaffen, Unterschiede aufzuheben. Die Photographie, der Film, ist nur ein Beispiel: das Radio, das Grammophon wirken im gleichen Sinne. Das Radio trägt in jede Umwelt dasselbe — genau so wie die Photographie aus jeder Umwelt heraus das Gleiche bringt. Der angewandte Geist der Technik wirkt im Kleinen in der gleichen Richtung wie der freie Geist der Erkenntnis, der Wissenschaft im Großen. Das, was wir Kosmos nennen, ist doch zuletzt, von gleichen oder ungleichen Umwelten aus gesehen, die gemeinsame Ausdeutung des fargen gegenständlichen Inhalts all dieser Umwelten von der Grundlage einer allgemein, d. h. alle verpflichtenden Geistigkeit. Der eine sieht viele, der andere, kurzfristig, wenig Sterne in seiner Umwelt: vom kosmischen Denken des Kopernikus bis zu den heutigen Betrachtungsweisen des Unendlichen weitet sich über beiden, um beide das gleiche Vorstellungsbild im Irrealen der selbstgeschaffenen Umwelt. Was die Technik der Photographie, des Radios im Kleinen und Primitiven, schafft der Geist im Großen — die eine allgemeine unendliche Umwelt, die Aufgabe, wenn auch nicht Möglichkeit jedes Einzelnen ist. Zuletzt ist alles Versuch der Verbindung, oben wie unten, im Großen wie im Kleinen — weil ja zuletzt auch die Umwelten eine gemeinsame Welt brauchen, um in ihr Platz zu finden.

Die Formierung der Reaktion in Frankreich 1789–1815

„Wie neun Zehntel aller Franzosen hielt auch er [Napoleon] die Republik für ein ideologisches Gebilde, das, kaum in Erscheinung getreten, durch die Schrecken des Terrors und die Schmach des Direktoriums kompromittiert war.“

Louis Madelin.

Gemeinhin geht auf Grund der großen Irrtümer der ersten Revolutionsgeschichte die Ansicht historischer Laien dahin, daß das französische Volk, des drückenden Despotismus müde, nur danach getrachtet habe, in der Revolution ihn im Namen der Freiheit zu stürzen, daß die Nation sich 1789 fast einmütig gegen die bestehende Verfassung und die politische und soziale Ordnung empört und Sturm gelaufen habe. Diese Ansicht fand durchaus willige Hörer, weil sie sowohl den begeisterten Anhängern der Revolution von 1789 wie auch ihren Gegnern entgegenkam. Es hat sorgfältiger und langfristiger Arbeit der Forschung bedurft, um hier der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Jetzt hat der Professor an der Sorbonne, Louis Madelin, Mitglied der Académie Française, in seinem großen Werke „La Contrerévolution sous la Révolution 1789–1815“ unter Zerstörung der Revolutionslegende die historische Wahrheit mit letzter Endgültigkeit festgelegt*. Wir folgen in großen Zügen den Gedankengängen des bedeutenden und geistvollen französischen Gelehrten.

Eine der Ideen der Revolution, die der Gleichheit, hat freilich faszinierend auf das gesamte französische Volk gewirkt, da der Sinn für Gleichheit jedem Franzosen im Blute liegt. Aber über ihre Verwirklichung hinaus wollte das französische Volk nichts. Es wollte vor allen Dingen nicht das Königtum beseitigen, an dem es im Gegenteil in unerschütterlicher Liebe festhielt, die noch dadurch anstieg, daß man die Tat des Königs, die Generalstände einzuberufen unter gleichzeitiger Verdoppelung des Dritten Standes, als eine neue Bestätigung der Größe und Weisheit des Bourbonenhauses ansah, das immer für das Volk und gestützt auf das Volk die Feudalherren zurückgedrängt hatte. Die Volkstümlichkeit des Königs kannte damals keine Grenzen. Noch im April 1793, acht Monate nach dem Sturz des Thrones und vier Monate nach der Hinrichtung des Königs, gab es nach dem Bericht eines ausländischen Beobachters sogar im Konvent eine royalistische Mehrheit, die freilich nicht wagte, bei der drohenden Todesgefahr für ihre Überzeugung einzutreten. Daher auch die Angst der Revolutionäre wäh-

* Die deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel „Royalismus und Revolution“ im Verlage Benno Schwabe & Co., Basel.

rend des Prozesses, die in St. Just's Rede ihren klaren Ausdruck fand: „Der Appell an das Volk bedeutet notwendig die Zurückrufung der Monarchie.“ Die Revolution ist niemals vom ganzen Volke getragen worden. Nachdem die Gleichheit durch die Aufhebung der Feudalrechte erreicht war, hatte das Volk keine innere Verbindung mit den Revolutionsmachern mehr. Auch die Käufer der enteigneten Güter, die doch ihre neue Existenz der Revolution verdankten, fühlten sich durch antikapitalistische und kommunistische Tendenzen bedroht. Die Schreckensherrschaft hatte nach einem Wort Louis Blancs „der Revolution das Genick gebrochen“. Es kam hinzu, daß die Träger der Revolution in den Augen des Volkes die Achtung vor der Revolution vernichtet hatten. Im Gefühl des Volkes war die Fortführung der Revolution zu einem Mittel geworden, die Interessenten zu bereichern, aber auf einen durch die Revolution reich Gewordenen kamen tausend neue Arme. Die Revolution besaß keinerlei Achtung und Ansehen mehr in den Augen derjenigen, die das Regime aus nächster Nähe kannten. Zu viele ihrer Träger hatte sie bereichert, und vor den Augen des Volkes rollte das Schauspiel einer Oligarchie emporgekommener Politiker und glücklicher Spekulanten ab, die sich einnisteten und die Kräfte lähmten, weil ihr Verhalten den früheren Glauben verhöhnte. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit hatten dazu führen sollen, daß das „freie und edle Volk“ der Franzosen allen Völkern der Erde seine Arme öffnete. Aber was war von den großen Worten geblieben, mit denen man ein ganzes Volk berauscht hatte? Niemals hatte ein Volk ein härteres und grausameres Joch getragen als das französische Volk der Revolution, die Gesetze des Terrors und die Gefängnisse sprachen ein zu deutliches Wort. Statt der Gleichheit sah man überall bei den Revolutionsmännern öffentlich zur Schau gestellten Prunk auf Grund verbrecherischer, aus Blut und Schmach zusammengegerasteter Reichtümer und ein Regiment von Königsmördern, die den Staat diktatorisch und absolut beherrschten, ihn für sich ausbeuteten und einen Aufwand trieben in Schlössern und Palästen mit orgienhaften Belustigungen, die alle Ausschweifungen der Monarchie weit übertrafen. Das Volk sah in diesem Verhalten seiner Machthaber einen dreisten Hohn auf das Prinzip, das ihnen zum Aufstieg verholfen hatte. Und die Brüderlichkeit hatte sich in den Massenmorden von 1792, 1793 und 1794, in den Achtungen des Direktoriums und der Deportierung der besten französischen Bürger zu deutlich geäußert. Die Republik, vom Lande ohne jeden Enthusiasmus aufgenommen, war keine Realität geworden, die Revolution war nicht für, sondern gegen das Volk gemacht, sie war ein Wort ohne Inhalt. Hinzu kam, daß die religiöse Verfolgung mit einer Schärfe eingesezt hatte, die unüberbierbar war. Nachdem die Revolution einmal den Weg der religiösen Verfolgung beschritten hatte, war sie in dieser Richtung nicht mehr aufzuhalten und beging damit einen ihrer schwersten Fehler, an dem sie eines Tages zugrunde gehen sollte. Die religiöse Unduldsamkeit vor allem derer, die „die Katholiken durch Erschießen aufklären wollten“, war nach den Äußerungen der einsichtigsten Kenner der unfreiwillige und beste Bundesgenosse der Gegenrevolution.

Die Jugend — im Anfang fast ganz revolutionär — hatte sich schon in kürzester Frist wegen des Versagens der Revolutionsführer von ihr abgewandt. Sie hatte die großen Führer, denen sie zuerst gefolgt war, als gemeine Nuknietser der großen Ideen und skrupellose Machtgierige erkannt. Sie war noch stärker als die Masse des Bürgertums durch die Untaten abgestoßen und empört und wollte anderen Männern als den politischen Demagogen zuzubeln. Ihr natürlicher Sinn für wahre Freiheit steigerte sich durch den furchtbaren Druck, der auf dem Volke lastete, und das jeder Jugend eingeborene Gefühl für Gerechtigkeit lehnte sich gegen das Blutregiment auf in leidenschaftlichem Zorn. Denn nicht nur die jungen Aristokraten, auch die Söhne des Bürgertums und des kleinen Volkes sahen die Köpfe ihrer Angehörigen unter der Guillotine fallen. Diese jungen Leute, die ohne Glauben auferzogen waren, blieben gerade darum den Zauberkünsten der Logik und Kritik erst recht verschlossen, denn die Vernunft, die ja niemals eine sittliche Idee, sondern im besten Falle eine praktische Methode ist, konnte gegen Gott auf die Länge sich nicht behaupten. Die Jugend verlangte, daß man sie glauben lehre, da Jugend anbeten will. Sie folgte daher neuen Führern, sobald sie zum Angriff bliesen.

Die stärkste Stütze der Revolution war die Armee, Führer wie Soldaten. Sie alle waren mit glühender Liebe zur Revolution, in fanatischem Patriotismus und Haß gegen die Despoten ins Feld gezogen. Sie waren zu weit entfernt vom Sitz der Regierung und ohne ausreichende Unterrihtung, als daß sie die Minderwertigkeit der Machthaber richtig erkannt und in dem Blutterror etwas anderes hätten sehen können als das grausame, aber unvermeidliche Mittel, den Verrat im Rücken des kämpfenden Heeres zu ersticken. Sie waren die einzigen überzeugten Republikaner. Sie glaubten an Robespierre, dessen Sturz man ihnen nur durch die Lüge schmachhaft machen konnte, daß er durch eine Heirat mit der Tochter Capets sich zum König habe machen wollen. Sie mußten von einer Gegenrevolution fürchten, daß sie um jeden Preis Frieden schließen und sie um die Früchte ihrer Siege und um ihre glänzende gloire pressen würde.

Troßdem bleibt vorerst die Tatsache unerklärt, daß bei der allgemeinen Ablehnung der Revolution und ihrer Träger eine wirkliche Gegenbewegung nicht entstehen konnte. Vom Mai 1789 bis Juli 1794 war die Revolution nur auf geringen Widerstand gestoßen. Von 1794—1799 war ihr Tempo zu rasch, als daß eine Reaktion, die unmittelbar nach dem blutigen Thermidor drohte, sich hätte bilden können. Nach der Hinrichtung des Königs und dem Verschwinden der royalistischen Partei war zwar trotz des wachsenden Terrors nicht nur ein Aufbäumen gegen die Schreckensherrschaft, sondern ein echter Royalismus festzustellen, dessen Anhänger zwar unfehlbar dem Tode ausgeliefert waren, der aber trotzdem im ganzen Volke um sich griff. Und doch kann man nicht von einer wirklichen Reaktion sprechen in diesen Jahren. Daran waren außer der allgemein gültigen Tatsache, daß ein Volk lange Zeit braucht, um aus Erkenntnis und Gefühlen, selbst denen des Abscheus und Hasses, einen Willen zur Abwehr zu bilden, zumal wenn blutiger Terror herrscht, die grenzenlose Torheit und Kurz-

sichtigkeit der Emigranten und der Bourbonen Schuld. Anstatt geschaffene Tatsachen in ihrer geschichtlichen Unabänderlichkeit anzuerkennen und sie an der richtigen Stelle in die eigne Rechnung einzusetzen, überwogen Ressentiment und Nachsucht, und man wollte das Rad der Geschichte zurückdrehen. Durch die Drohungen einer *restitutio in integrum* und lauten Ankündigungen von härtesten Vergeltungsmaßnahmen trieb man alle Muthnießer der Gleichheit — und das war außer den Pächtern der Feudal- und Kirchengüter ungefähr das ganze Volk der Steuerzahler — die in ihrem Gefühl längst scharf gegen die Revolution standen, ins Lager der Revolutionäre gewaltsam zurück. Dadurch stärkte man die Revolution ebenso sehr wie durch die Verletzung des Nationalgefühls, weil man die fremden Heere ins Land gerufen hatte. Die engste Verpflichtung der Armee an die revolutionären Machthaber war die unausweichliche Folge solchen Verhaltens. Das Aufflammen des Patriotismus verwandelte die revolutionäre Bewegung in eine nationale Erhebung. Die übertriebene Angst und der nur vom Eigennuß diktierte Widerstand der Revolutionäre wurden durch die Verblendung der Emigranten zu aktiven Kräften der Abwehr. Anstatt die Herzen der vielen, die guten Willens waren, durch ein Denken aus ihrem Fühlen heraus für die Sache der Ordnung und des Rechts zu gewinnen, bedrohte man gerade ihre Sehnsucht nach Sicherheit und Ruhe durch die angekündigte Rache — und nichts als Rache — und der damit notwendigerweise verbundenen neuen Unordnung und Unsicherheit. Denn man gefährdete nicht nur alle Revolutionäre, sondern auch alle die vom Volksgefühl bejahten Errungenschaften der Revolution, so daß man auch alle die kleinen Leute, die innerlich längst mit der Revolution gebrochen hatten, aber an dem Glück der Gleichheit festhielten, zur Revolution zurückzwang. Man wollte zwar vom Konvent und den verhassten und verabscheuten Königsmördern erlöst werden, aber nicht unter die Herrschaft der Emigranten fallen. Die Emigration war der beste Helfer für die Konsolidierung der Revolution — und für Napoleon.

Er wußte sowohl die Revolution wie die Reaktion vor seinen Wagen zu spannen. Die Reaktion wurde in dem Augenblick zu einer wirklichen Macht, die auch den Kaiser zu benutzen verstand, als sie begriff, daß die Vorbedingung für jede politische Tat die geistige Vorbereitung ist.

Madelins Buch wirft helles Licht auf die geistigen Träger der Gegenrevolution wie Fontanes, de la Harpe, Chateaubriand, Geoffroy, Lacretelle, Wytin, Fiévée u. a., unter denen Louis de Fontanes ganz besondere Beachtung verdient. Es ist das große Verdienst Madelins, den verwickelten Vorgang in seinem Buche mit der eleganten Klarheit des großen Stilisten und der exakten Fundierung des Historikers dargestellt zu haben, wie und nach welchen Gesetzen sich die Formierung der Reaktion allmählich vollzogen hat, welche Rolle sie bei der Erhebung Napoleons und unter seiner Herrschaft spielte und durch welche Mittel sie endlich den vollen Sieg erreichte.

Im Jahre VIII hatte die Revolution durch ihre Untaten und die Minderwertigkeit ihrer Führer nach und nach alle Klassen des Volkes betrogen, ab-

gestoßen, empört und sich zu Feinden gemacht. Die Republik war verhaßt, weil sie von Anfang an nur als Terror zu spüren war, der in allen Schichten Tausende von Opfern gefordert hatte. Die Unfähigkeit der Regierenden hatte Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend bewirkt. Die Ablehnung der Revolution und der Republik war eine allgemeine. Die Revolutionäre selbst waren so unsicher, daß sie durchweg bei der Reaktion Rückversicherungen eingingen, indem sie Zeugen für gelegentliche Anwandlungen von Menschlichkeit beibrachten oder sich jedes Einzelnen, den sie hatten laufen lassen, rühmten. Trévilly schreibt: „Sie baten sich die Bestätigung ihrer Milde und Menschlichkeit aus. Wir gaben jedem diese Bescheinigung, um das Wort des Herrn G. nicht Lügen zu strafen, daß es keinen Royalisten gäbe, der nicht seinen Jakobiner unter seinem Mantel verberge.“ Die Helden der Tribüne und die Phrasendrescher der Revolutionspresse hatten das Volk durch das glänzendste und wunderlichste Zukunftsbild, das sie ihm vorgekauften, auf das fürchterlichste getäuscht. Jetzt brachte die graue Wirklichkeit die Ernüchterung, und auf dem riesigen Trümmersfeld erhob sich die Wut gegen die Betrüger.

Und doch blieb das Gefühl zwiespältig. Meisterhaft schildert Madelin den damaligen Zustand: „Frankreich klammerte sich in seiner Mehrheit, so scheint es wenigstens, an einige wesentliche Grundsätze und Errungenschaften der Revolution; allein schon der Gedanke, daß man von ihnen abrücken könne, ließ es erzittern. Trotzdem verachtete es gleichzeitig die meisten Urheber und Repräsentanten dieser Revolution. In einem seltsamen, doch vorerst noch erklärlichen Widerspruch konnte es sich leidenschaftlich für die meisten Ideen von 1789 begeistern und ebenso über ihre oft verhängnisvollen Auswirkungen erschrecken. Durch materielle und ideelle Wünsche noch immer mit ihr verbunden, hatte es längst schon das Vertrauen verloren, die Revolution könne diese Interessen von der ständigen Unsicherheit und Bedrohung befreien. Es wollte sich seine stolzen Eroberungen jenseits der Grenzen in einem endgültigen Frieden einverleiben, in den Europa ohne Selbstaufgabe niemals einwilligen konnte. Es wollte die Ordnung, ohne sich von all der Unordnung trennen zu können, die zum Ruin geführt hatte, es wollte die Autorität und prangerte dennoch den Despotismus an, es wollte die Ausöhnung aller Bürger, ohne daß auch nur ein einziger auf seinen persönlichen Groll oder gar auf seine Rache verzichtet hätte. Es war von der Republik angeekelt, ohne darum das Königtum wieder herbeizuwünschen, und von dem Wahlsystem, ohne darum die Souveränität des Volkes aufgeben zu wollen.“

Der Weg für Napoleon war frei. Nur er konnte die widersprechenden Wünsche der ziel- und ratlosen Nation klären und erfüllen. Ihm steckten Ordnung und Autorität im Blute, sein klarer Wirklichkeitsinn hatte ihn vor den Schwärmereien von 1789 wie vor der Billigung der Greuel von 1792 bewahrt. Diese Klarheit begründete auch seine Abneigung gegen das Parteiunwesen und gab ihm die Worte ein: „Für eine Partei regieren, heißt, sich früher oder später in ihre Abhängigkeit begeben. Man wird mich nicht dafür gewinnen. Ich bin national.“ Und weiter: „Mißtrauen Sie jedem, der wahre Vaterlands-
liebe ausschließlich seiner eignen Anhängerschaft zuerkennt.“ Er haßte jede

Unordnung. Er mißtraute dem Grundsatz der Freiheit, weil mit ihr ein verlogener Kult getrieben war. Das Prinzip der Freiheit verleugnete er, das der Gleichheit hielt er aufrecht. Und damit hatte er die Nation für sich! Die Reaktion trat auf seine Seite, denn Bonaparte „hat nicht die Bourbonen, sondern nur die Anarchie entthront“. Sie hatte erkannt — gerade wegen des kläglich Ver-sagens der Bourbonen, vor allem des Grafen von Artois — daß eine Revolution nur dann abgeschlossen werden kann, wenn eine neue Ordnung, die die gesunden Errungenschaften der Revolution sichert, die Geschichte geworden sind, aufgerichtet ist, der sich alle ohne Selbstaufgabe einfügen können. Diese Ordnung konnte nur Bonaparte bringen. So lag die Festigung seiner Herrschaft auch im Interesse der Royalisten. Der Kampf ging nicht mehr zunächst für die Rückkehr der Bourbonen, sondern für die Ordnung gegenüber dem Chaos von Gewalt, Unrecht, Atheismus und Schmutz. Nachdem die Gleichheit, die durch Napoleon nie gefährdet war, gesichert ist, tritt die Masse der durch die Revolution zu Besitz Gelangten, die Pächter der enteigneten Güter, als ein starkes, konservatives Element hinter die neue Ordnung. Hinter sie tritt die Kirche, die im Konkordat ihrerseits einen Strich unter unerfüllte Wünsche zieht. Die durch die Revolution hart und blutig verfolgte Kirche hatte bald ihren Einfluß im Volke vertieft. Die Geistlichkeit hatte in ihrer Mehrzahl den Eid auf die Revolution verweigert; die ihn geleistet hatten unter schwerem Druck, fanden bald zur Rechtgläubigkeit zurück. Das Volk in seiner Mehrzahl verdamnte die Verfolgung des Glaubens. Die Blindheit der Revolutionäre trieb die Kirche in die Gegenrevolution. Sie nahm den Kampf gegen die antichristliche Tyrannei auf. Die christlichen — nicht nur die katholischen — Kreise wurden die Mannschaft des Kreuzzuges, den die geistigen Führer der Reaktion leidenschaftlich und wirkungsvoll predigten. Die Gläubigen wollten Vergeltung für die grausame Unterdrückung und schimpfliche Verhöhnung ihres Heiligsten. Nach der Trennung von Kirche und Staat konnten sie sich ermächtigt fühlen, ihren Kult frei auszuüben, und schlossen sich gegen alles zusammen, was die Revolution, die sie für Teufelswerk erklärten, seit 1790 geschaffen hatte.

Sie wurden die Soldaten der Reaktion wie die Jugend, die beim ersten Angriff dem Gegner der Revolution sekundierte. Denn sie kannte kein Verzeihen und gewährte niemandem mildernde Umstände in der Unerbittlichkeit ihrer Jahre. Es war keineswegs allein die Jugend der Aristokratie, die zum Kampf antrat: sie machte nicht mehr als ein Drittel aus. Die anderen zwei Drittel stellte die Jungmannschaft der „kleinen Leute“, die in der Ausübung der Blutrache für ihre hingemordeten Angehörigen sich leidenschaftlicher und fanatischer zeigte als die jungen Adligen. Sie war es, die bald die Straße beherrschte und trotz Verfolgung und Unterdrückung bis zur Errichtung der Herrschaft Napoleons behielt. Das Land stand hinter diesen Kräften. Unbeirrt ging es der Reaktion entgegen. Es wollte den Wiederaufbau auf legalem Wege, wenn nicht durch die Monarchie, so wenigstens durch eine Regierung, die es von der verhassten Zwangsherrschaft befreite.

Als dann 1804 die Agenten des Königs die Ermordung Bonapartes betrie-

ben, gefaßt und entlarvt wurden, wandte die Armee sich von Moreau ab und ließ durch eine Denkschrift den Ersten Konsul auffordern, sich zum Kaiser auszurufen zu lassen. Damit war das letzte und gefährlichste Hindernis beseitigt. Die Errichtung des Thrones, zu der jetzt die Armee den Anstoß gab, war von langer Hand durch die Gegenrevolution vorbereitet worden. Ohne die Konzentrierung der geistigen Führung wären die Dinge nicht gediehen. Sie wollte unter einem aus der Revolution hervorgegangenen Monarchen die Gegenrevolution vollenden. Denn die Wiederaufrichtung des Thrones und sein Ansehen mußten das Wiederaufleben der monarchischen Formen bewirken, und so würde ein neuer Geist das aus der Revolution geborene Regime Schritt für Schritt von seinem Ursprung entfernen und ihm eine andere Richtung geben.

Die Revolution hatte zwischen sich und dem Volke durch ihre Tyrannei, ihren Terror, durch den Kampf gegen die Religion, durch die Bedrohung des Besitzes, durch die ständige Gefährdung der Sicherheit und den Eigennutz ihrer Führer eine Lücke gelassen. In diese trat, da nach den Gesetzen jeden politischen Lebens Lücken schnell gefüllt werden, die Reaktion. Das wäre auch geschehen, wenn sie nicht die geistig bedeutenden Führer gehabt hätte, über die sie verfügte, nach den Grundgesetzen des menschlichen Seins, die niemand ungestraft lassen, der gegen sie verstößt.

Der führende Kopf der Reaktion war Louis de Fontanes, noch 1789 ein Schüler Voltaires, den die Revolution zum Christen machte. Er, gewohnt, vom Geistigen her alles Geschehen zu deuten, gewann die Überzeugung, daß in dem Verfall des Geistes, für den die Enzyklopädisten die Schuld traf, die Ursache der politischen und sozialen Verwirrungen zu suchen sei, die erst die Revolution ermöglichten. Er bezog eine geistig-strategische Stellung, weil nur von ihr aus der Kampf gegen den Ungeist mit Erfolg aufgenommen werden konnte. Er war Royalist aus Überzeugung, aber da er an die Rückkehr der Allerschristlichsten Majestät in absehbarer Zeit nicht glauben konnte, entschied er sich für die Diktatur, um die Wiederherstellung der Ordnung zu beschleunigen. Deshalb suchte er in einer ungewöhnlich helllichtigen Klarheit alle Kräfte der Ordnung und Autorität hinter den Diktator zu bringen. Dazu erschien die Wiederherstellung der religiösen Autorität aber als vordringlichste Aufgabe. Das sah auch Napoleon, der durch die Wiederherstellung der alten Kirche sich die Katholiken verpflichten wollte. Fontanes unterstützte ihn, weil er in ihm den einzigen Mann sah, der die vollständige Wiederherstellung der Ordnung, und damit der Kirche und ihrer Gesellschaftslehre, gewährleisten konnte. Das Volk war für die Kirche, der Widerstand saß im Institut, das die Freidenker beherrschten. Er war nicht zu unterschätzen, aber die vorhandene Gegenbewegung, die die Philosophie des 18. Jahrhunderts ablehnte, weil sie die Seele tötete und den Verstand täuschte, bedurfte nur der Führung. Fontanes fand die besten Helfer: François de la Harpe, einen Konvertit der Philosophie zur Religion mit dem Fanatismus des Bekehrten, den angesehenen Kritiker Louis Geoffroy und — Chateaubriand, der der Jugend, die nicht ihr Genüge an der kalten Klarheit Geoffroys fand, das gab, was sie ersuchte: eine dichterische Deutung des alten Glaubens, in seinem „Génie du Christianisme“. Durch ihn

wurde die Religion erneut ein Gegenstand höchster Verehrung in den jungen Herzen. In den Kirchen drängte sich die Menge der Gläubigen; die Wiederauf-
erstehung des Glaubens bewirkten einige große Geister, die damit den Grund für
den nationalen Wiederaufbau eines ganzen Volkes legten. „An diesem Tage“ —
als Chateaubriands „Génie du Christianisme“ erschien — „hat in Paris nicht
eine einzige Frau geschlafen. Man riß sich das Buch aus den Händen oder stahl
es sich“, schrieb Madame Hamelin. Der revolutionäre Geist hatte eine Schlacht
verloren.

Im Januar 1804 wurde Fontanes zum Präsidenten der Gesetzgebenden Kör-
perschaft ernannt. Wie er vorausgesehen hatte, wurde die Kirche die festeste
Stütze der neuen Monarchie, und die Geistlichkeit übernahm eine der bedeutend-
sten Rollen in der Gegenrevolution. Der Kaiser selber unterstützte den Glauben,
wo er konnte: „Der Atheismus ist der Zerstörer jeder Moral, wenn nicht beim
Einzelnen, so doch bei den Völkern.“ Fontanes, der auch Großkanzler der
neuen Universität Frankreichs geworden war, verfolgte hartnäckig sein Ziel, die
Katholiken für das Regime zu gewinnen und ihnen Einfluß auf das Regime zu
verschaffen. Auf der Universität gelang es ihm, tüchtige Menschen heranzubilden,
die vollkommen vom monarchistischen Geist durchtränkt waren, ausgerichtet nach
den Grundsätzen der Ordnung und Autorität. Hier erzog er eine Generation nach
Grundsätzen, die gegenrevolutionär waren, für eine Monarchie, zwar aus der
Revolution geboren, aber von ihr abgelöst, um den Weg zum großen Wiederauf-
bau zu gehen.

Der Weg des Kaiserreichs bis zu seinem Ende ist bekannt. Es ist hier nicht
der Platz, ihn nachzuzeichnen, wie es auch nicht möglich war, den Weg der Gegen-
revolution mit all ihren großen und kleinen Mitteln, vor allem auch der klugen
Pressarbeit, im einzelnen zu zeigen. Bis 1813 gingen beide Wege zusammen. Bis
dahin hielt man es für möglich, die Reaktion im Rahmen des Kaiserreiches durch-
zuführen in langsamem, allmählichem Fortschritt, ohne Gewaltsamkeiten, weder
zum Vorteil noch zum Schaden einer Klasse. Napoleons Sturz setzte der Mög-
lichkeit einer völligen Ausöhnung ein jähes Ende. Sonst hätte die Gegenrevolu-
tion ohne Befriedigung von Rachegehlüsten unter Einfügung der gesunden
Errungenschaften der Revolution in die große Ordnung gesetzt.

Die Bourbonen stellten, schlecht beraten nach Napoleons Worten, alles wieder
in Frage, was glücklich gelöst war: „Das große Befriedigungswerk war 1814 im
wesentlichen bereits abgeschlossen; und gerade darum verwahrte sich das Volk,
das zu einem Teil daran mitgearbeitet hatte, gegen jeden Versuch einer Gegen-
revolution, die nicht nur höchst gefährlich, sondern auch ganz überflüssig und
ungerechtfertigt gewesen wäre. Aber nach dem April 1814 lebten die alten
Streitigkeiten mit der gleichen Leidenschaft wie früher wieder auf; wir leiden
heute noch darunter . . . Frankreich, das von Anfang an die ersten Erzesse ab-
lehnte, hatte nach und nach alles abgeschüttelt, was es an der Revolution als
wesensfremd empfand, und damit wäre alles gut gewesen. Die Bourbonen hätten
klug daran getan, nicht noch einmal alles in Frage zu stellen.“

Sturz der Göttin

Das seltsame Schicksal des Fräulein Aubry

Erzählung

Copyright by the Author 1938

III.

„Doch dem Ruhme wider Willen folgte das Verhängnis — wie der Schatten der Gestalt.“

So setzte Onkel Franz die seltsame Geschichte fort.

„Ich habe dieses Schicksal bis in das winzigste Geschicknis seiner Wirklichkeit hinein verfolgt. Doch es rührt mich nicht, weil ich es als — — sinnlos empfinde.“

„Sinnlos?“

Großmutter saß in sich versunken mit der Lauerhaftigkeit eines Panthers da, als ihr Bruder, durch das rostig klingende Wort gereizt, einen Schritt der kämpferischen Abwehr auf sie zu tat.

„Freilich — es liegt ein Glanz der Not über der armseligen Verühmtheit, der uns ergreifen müßte, wenn ... ja, wenn der Kinderglaube an die Vorsehung noch der unsre wäre.“

„Wieso der unsre?“ fragte die Alte so leise, daß es kaum zu hören war.

Onkel Franz ließ sich unvermittelt in dem Sessel nieder.

„Hier ist die Alte!“ sagte er mit einer schrecklichen Nüchternheit, in welcher die Geister des Hochmuts mit denen der Erkenntnis rangen. „Seht sie doch selber durch!“

Dann lehnte er sich weit zurück und schaute auf das silberige Flirren der Blätter im Mondlicht hinaus.

★

Die greisen Geschwister schwiegen lange — in ihren gewohnten stummen Kampf vertieft. Ich blätterte unterdes die Akte durch.

Da lagen — auf weiße Bogen säuberlich aufgeklebt und zu Gruppen sinnvoll geordnet (oh, wie genau der gute Onkel war, wie verlässlich! Wahrhaftig, man konnte sich ihm blindlings anvertrauen!) — die Urkunden eines Menschenlebens.

Zuoberst fand ich die Gehaltszettel der Oper: 50 Franken, 200 Franken, 400 Franken, 900 Franken — die griffigen Sprossen an der Leiter des Erfolges.

„Erfolg — Erfolg“, tönte es auch aus den Kritiken, die ebenfalls gesammelt waren. Zum ersten Male und mit einer eigenartigen Erregung, die mir unvergeßlich ist, sah ich die Kampfblätter der Revolution: „La Bataille“, „Le Rouge“, „Le Courrier Républicain“ — die zerbrochenen Spiegel einer Zeit.

Schließlich fesselte mich ein angefengtes Stück Papier, dessen Rückseite sorgfältig geklebt war — ein Brief. Mein Auge fing die Unterschrift: „In Liebe dein Franz-Paul“.

Wieder folgten Zeitungsausschnitte — Kritiken über das Ballett. In einer, die

aus dem Blatt „Le Directoire“ stammte, hieß es: „Unsere neue Primaballerina, Fräulein Angelika Aubry, ist der Stern der Oper. Nie war sie so großartig wie bei ihrem ersten Auftritt als Führerin des Balletts. Ihre Kunst ist nun vollendet; göttlich — ihre Anmut. Der Jubel des dankbaren Publikums kannte keine Grenzen . . .“

Beim nächsten Ausschnitt — aus dem „Journal de l'Empire“ — stutzte ich. „Die Unglückliche . . .“, hieß es, „hat das herbste Mißgeschick ereilt, das einer Tänzerin begegnen kann. Ob sie dem Leben erhalten bleibt, ist ungewiß. Ihrer Kunst ist sie verloren. Niemals werden die Pariser ihre geliebte ‚Pallas Athene‘ wiedersehen . . .“

Mit einem fragenden Blick reichte ich den Bericht zu Onkel Franz hinüber.

„Sie ist verunglückt . . .“, sagte der, ohne sich zu rühren. „Ein schrecklicher Sturz — vom Höhepunkte ihres Lebens sozusagen. Er begab sich — vierzehn Jahre nach dem Narrenspiel — bei einer Festsaufführung . . . Doch — ich merke schon, so versteht man die Geschichte nicht. Stein auf Stein geschichtet ergeben noch kein Haus. Also muß ich wohl . . .“

Der Alte seufzte vernehmlich, als ob er sich eine gar zu schwere Bürde aufgeladen habe.

„. . . auch den Fortgang erzählen, der in der Tat ein außerordentlicher war. Vom Ruhm des Tags gezeichnet, begann Angelika den Weg der künstlerischen Leistung zu beschreiten. Daß ihr nach dem Triumph von Notre-Dame die großen Rollen in den tänzerischen Zwischenakten und Balletts zufielen, ist wohl nicht verwunderlich. Erfolg wird stets der Vater der Erfolge. Doch die ihrigen sind die angestammten Kinder der Gabe und des Fleißes. Angelika opferte sich ihrer Kunst mit einer unermüdlichen Bereitschaft, so daß Franz-Paul sie mächtig als ein ‚verrücktes Frauenzimmer‘ empfand. So hat er sich Kunst nicht vorgestellt. Vor allem kränkte es den streberischen Jungen, daß die Geliebte keinen Anspruch an das Leben stellte. ‚Als Primaballerina wirst du noch im elterlichen Gurtenbette schlafen!‘ rief er mit dem Zorne des Propheten aus. Tatsächlich wohnte die Aubry noch im Kämmerlein der Rue Saint-Martin, als die Ernennung zur ersten Tänzerin der Oper — mit 10800 Franken Jahresold — sie eines Morgens überraschte. Das war im Jahre 1797 — zur Zeit des Direktoriums, da am Himmel der Alten Welt, noch kaum beachtet, der Stern Napoleons langsam erglomm. Nach der Prüfung der Revolution, die das Land in eine Wüstenei verwandelt hatte, geschah das unbegreifliche Wunder: Frankreich lebte weiter — lebte im Übelstand, verkrampft und ohne Blut, da sein Volk nunmehr die Zeche jahrelangen Leichtsinns zahlte; lebte mit schlechter Nahrung, schlechten Kleidern, schlechtem Geld — müde und entzaubert. In Scherben lagen die Leitbilder einer großen Zeit: ‚Göttervolk‘ und ‚Weltnation‘, ‚Rausch der Macht‘, ‚Triumph des Menschentums‘, ‚Befreiung aus den Sklavenketten‘ — Lebensarten, verblaßt und ohne Sinn. Das Pariser Volk ersehnte seine Ruhe — nach soviel Kampf und Sieg, Geschrei und Fieber und Beklemmung. Es wollte gar nicht mehr gerettet sein — nein, leben wollte es, essen, schlafen und . . . tanzen. Tatsächlich war der Tanz in jeder Form zu dieser Zeit der Mittelpunkt des Interesses: der eigene

Tanz auf Plätzen, in den Cafés und Bars; Totentanz in Fingeltangels; Kunsttanz des Balletts. Das war der Glücksfall in Angelikas Beruf. Keine Kunst stand in höherem Ansehn als die ihre, die sie meisterlich beherrschen lernte. So war sie bald — ‚die göttliche Tänzerin‘, wie der Schmock sie nannte.“

Großonkel hatte sich erhoben und seinen Pendelgang auf der Terrasse aufgenommen — sechs Schritte hin und sechs zurück, gemessen, ausdrucksvoll und klar. So war auch seine Rede.

„Sie spielte nämlich alle Göttinnen seit der erfolgreichen ‚Göttin der Vernunft‘. Artemis, Hera, Athene; Nemesis, Göttin der strafenden Gerechtigkeit, und Naenie, Göttin der Klage — sie hatten fortan nur die eine Darstellerin. Bald tanzte sie als Mittelpunkt des Balletts mit ihren anmutigen Schwüngen die Gattin des Zeus; bald stieg sie — in schwarze Schleier eingehüllt — als Göttin der Klage aus der Unterwelt; bald schwebte sie mit dem Helm und der Lanze der Pallas Athene in einer Lichtflut vom Himmel herab. Und immer war sie umjubelt; der Erfolg blieb ihr treu. Immer war sie Göttin . . . Göttin der Antike, Göttin von Paris!“

Onkel Franz hatte sich in Leidenschaft hineingeredet. Nun blieb er stehen. Sein Handrücken fuhr über die hohe Stirn — mit einem einzigen wischenden Strich. „Geschwäg!“

So fuhr er nach einer langen Pause fort, während der er sinnend dagestanden war.

„Natürlich spielte sie nur Göttinnen und war selbst ein unglückseliges Menschenkind. Der Jubel erreichte nur ihr Ohr; ihr Ruhm war Sporn zu höherer Leistung. Doch ihr Leben . . . tja, das ist ja eben das Geheimnis, das mir als Forscher diesen Stoff unleidlich macht!“

„Erzähle uns doch die Tatsachen!“ ermunterte ihn Großmutter sanft.

„Tatsachen?“ Die Frage klang wie ein unterirdisches Gelächter. „Ein Blatt Papier, das ein Windstoß zu Boden nimmt, kann eine bedeutende Tatsache sein, und ein gescheitertes Leben — — harer Unsinn!“

„Ist dieses Leben . . .“, fragte die Alte mit einem leisen Schwanken in der Stimme. „Ist Angelika gescheitert?“

„Vollständig!“ Der Bruder maß die Schwester mit einem grimmigen Blick, als wollte er sagen: „Siehst du! Das paßt in deinen Kram!“ Dann fuhr er fort:

„Das heißt: In Wirklichkeit ging alles ungewöhnlich glatt. Noch immer leuchtete der Stern der Oper am Pariser Himmel, als Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen machte. Die Wirrnisse im Lande war zunächst beendet; sie hatten wenige unversehrt durchlebt. Angelika Aubry war unter ihnen. Die ihren Ruhm dem Possenspiel der Jakobiner dankte, hatte ihn durch Leistungen der Kunst erhalten und gemeißelt. Den Stürmen jener Tage trokend, war sie das ‚Wunder der Vollendung‘, als welches Milon die Fünfunddreißigjährige auf dem Gipfel ihres Lebens ansprach. Dieser Milon, selbst ein Tänzer erster Ordnung, hatte damals gerade sein berühmtestes Ballett ‚Die Heimkehr des Odysseus‘ geschrieben, das man für die erste Festvorstellung zu Ehren des Kaisers auserkahl. Am 27. Februar 1807 vollzog sich das Ereignis, von dem Paris durch Wochen sprechen

sollte — freilich aus anderen Gründen als denen des gesellschaftlichen Glanzes. Dabei war dieser ungewöhnlich groß und wirkte nach den Jahren der Verwüstung beinahe wie die auferstandene Vergangenheit des Sonnenkönigs. Zwar hatte Napoleon selbst nach der Schlacht von Preußisch-Eylau, die für ihn erfolglos war, Ostpreussens winterliche Dunkelheit dem Pariser Lichterglanze vorgezogen. Sein Sessel in der Kaiserloge war der einzige leere Platz im weiten Rund des Opernhauses. Die Kaiserin Josephine war erschienen. Der Weichenstrauß, den sie stets an ihrem Halsausschnitte trug, leuchtete wie ein riesiger Amethyst auf ihrer wohlgeformten Brust. Ihr mädchenhaftes Lächeln voll der Güte und des Leichtsinns wehte über die großartige Versammlung hin, die ihr in freudiger Bereitschaft die Huldigung der Majestät darbrachte: über die Generale, Staatsleute, Diplomaten; über die Erben alter Geschlechter und die Emporkömmlinge in den Fußstapfen Napoleons; über wirkliche Könner, ehrliche Vaterlandsfreunde, streberische Schmeichler und die gewissenlosen Schufte; kurz — über alle jene Namen, die mit der unverlöschlichen Tinte aus Blut und Tränen in das Geschichtsbuch der Alten Welt schon eingezeichnet waren. Die Kaiserin hatte ihren großen Tag. Nicht nur, daß die Vierundvierzigjährige, vom Glücke verjüngt, schöner als jemals wirkte — sie beschwingte auch die erwartungsvolle Freude auf die Festvorstellung: auf die komische Oper ‚Die Verlobten‘ und auf Milons neues Ballett, das ihr als ein Geniewerk geschildert war; auf den Verfasser selbst, der die männliche Titelrolle tanzte; auf die Penelope der ausgezeichneten Madame Clotilde; auf Saint-Amant, den strahlenden Jungen ohne Schwere, der den Telemach spielen würde; und vor allem auf das beinahe mythische Wunder der Tanzkunst, das die Kaiserin zum erstenmal erleben sollte — Angelika Aubry als Pallas Athene. Schon waren die drei Akte der Oper verklungen und hatten die festlich geschmückte Schar in Frohsinn und Erwartung versetzt. Die Pause mit ihrem Wandel durch die Gänge, den liebenswürdigen Grüßen hierhin wie dorthin und dem Getuschel hinter Fächern war zu Ende. Von vielhundert Kerzen überstrahlt, die sich in den Spiegeln längs der Wände und in den demantenen Geschmeiden der Damen wie den glänzenden Orden der Herren brachen, strömte die Gesellschaft in den Saal zurück. Mit einem Fanfarenstoß begann das Ereignis des Abends: ‚Die Heimkehr des Odysseus‘. Wie im homerischen Gesange war's, was auf der Bühne sich vollzog — in der Kunst Terpsichores meisterlich ausgedrückt. Der Augenblick, da Odysseus nach einem Menschenalter des Krieges und der Irrfahrt in das heimatliche Ithaka zurückkehrt, von niemandem erkannt als seinem Hirten und seinem Hunde, diente zum Vorwurf des Balletts. Da war die Gruppe der Freier, die sich in bewegtem Rhythmus und mit kräftigem Gebärdenspiel immer enger um die begehrte Penelope schloß; deren bedrängtes Gemüt zwischen Süchten und Treue, Neigung und listiger Ausflucht, das Madame Clotilde im feinsten Seelenspiele der Bewegungen zu geben wußte; der junge Telemach, der dem Hirten nicht traute, und schließlich der hartgeprüfte Dulder selbst, von Haß zerrissen und doch die Demut des Pilgers während — der Schautanz in den wohlgestimmten Farben und Lichtern, die von alters her die Meisterschaft der Pariser waren, von erlesenen Darstellern ausgeführt und einer er-

finderischen Musik begleitet, verzauberte das Publikum. Von Minute zu Minute wuchs die verhaltene Begeisterung und feuerte die Künstler zu immer stärkerem Einsatz an. Als schließlich Telemach, um seinen Vater zu erproben und das Pakt der Freier zu verbrießen, den Wettbewerb im Bogenspannen vorschlug, als der gealterte Odysseus den flehentlichen Blick zum Himmel schickte, die Götter möchten ihm noch einmal die unvergleichliche Stärke seiner Mannesjahre leihen, als schließlich in einem märchenhaften Blaulicht, von Silberstrahlen gitterig durchschossen, Pallas Athene sich am Firmamente zeigte, da brachen alle Dämme der Verhalteneheit. Dreitausend Händepaare schlugen aufeinander, und die Rufe der Begeisterung brausten durch das Opernhaus. Auch Josephine war davon erfasst. Wie ein erregtes Kind trommelte sie mit ihren kleinen Fäusten auf die brokatenausgeschlagene Brüstung ihrer Loge. Auf einmal sprang sie auf. Vom Rausch des Glückes überwältigt, riß sie den Veilchenstrauß von ihrem Kleid und warf ihn in die Tänzerschar hinunter, die ihr Spiel für ein paar Augenblicke unterbrochen hatte. Milon fing ihn auf und dankte mit einem winkenden Sprunge, der aus echter Leidenschaft geboren, nicht eben höfischer Form entsprach, der kindlichen Kaiserin. Nun kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Jeder wußte, daß Josephine mit dem Wurf ihrer Lieblingsblumen den Künstlern die allerhöchste Gunst erwiesen hatte; niemand wollte weniger huldvoll, weniger begeistert sein. Endlich nahm das Orchester die Wiederholung des letzten Sakes auf. Noch einmal hob Odysseus seinen flehentlichen Blick zum Himmel — schon in das silberig-blaue Märchenlicht um die Athene. Dreitausend Blicke folgten ihm und blieben wie gebannt am Rundhimmel der Bühne hängen. Auf einem schwebenden Pedest wie auf einer Wolke stand die Göttin im flimmernden Schuppenkleid. Hinter ihr rauschten die Gewebe der Wolken in rasender Fahrt hinan, so daß man glauben mußte, sie sinke aus unendlicher Ferne der Erde zu. Wie Angelika sacht herniederschwebte, womöglich noch schöner als je, in einer Haltung der lächelnden Sicherheit — ganz Göttin, überirdische Gewalt und die Vollendung, da war die Oper aus dem lauten Beifall, der einem Können galt, in die Andacht vor dem großen Menschendasein eingesunken. Wie zu Anbeginn in Notre-Dame so in dieser Stunde ihres Höhepunktes gab das atemlose Schweigen die Ergriffenheit der Menschen wieder. Die Musik verschwebte in sanften Tönen, auf die ein Augenblick der Stille folgte. Schon stand die Göttin, in das Strahlenmeer des Lichts gehüllt, hoch über ihrem Schützling, der eben unter Hohngeläch der Freier den schweren Bogen zu spannen versuchte. Mit einer anmutigen Gebärde neigte sie sich über ihn — betende Madonna mehr als griechische Göttin — und streckte zum Sinnbild der erflehten Stärkung die Lanze aus. Odysseus spannte den Bogen mit einem Ruck; das Lachen der Freier verstummte, und das Orchester setzte mit vollen Stimmen ein. Da geschah das Unerwartete . . .“

Onkel Franz, der wider die Gewohnheit in einem Zuge forterzählt hatte, als ob er selbst an dieser Festaufführung teilgenommen habe, hielt in seinem Pendelgange wie in seiner Rede inne. Umständlich setzte er sich, trank das Glas leer und steckte eine frische Zigarre an.

„Der alte Spielmeister Gardel, Angelikas Lehrer und Gönner, hat uns den Vorgang von Anfang bis zu dem jammervollen Schlusse überliefert . . .“

Bei diesen Worten nahm er die Akte an sich.

„Hier ist sein Bericht, den ich im Archiv der Oper fand. Lies bitte den letzten Absatz vor!“

Er reichte mir ein Blatt, und ich begann:

„Im Augenblick der seligen Entrückung — Hut ab vor dem Genie des Kollegen Milon! — schien es mir, als ob die Aubry ein wenig zu schwanken begann. Vier Meter über der Bühne stand die ‚Gloire‘ . . .“

„So nennen die Franzosen die Schwebemaschine der Bühne“, ergänzte der Onkel, und ich las weiter:

„. . . Ich schloß die Augen für einen Schlag, da ich an eine Täuschung meiner aufgeregten Sinne glaubte. Doch nein! Die ‚Gloire‘ schwankte wahrhaftig; die Lanze entfiel den Händen der Entsetzten, die mit einer tappenden Gebärde der Verzweiflung — ach! liebreizend war selbst diese! — in die Leere griff. Der Todesschrei eines Tiers zerriss die Stille wie unsere Herzen, und einem Meteorstein gleich sauste das unglückliche Mädchen kopfüber auf den Brettbelaag der Bühne. Ein dumpfer Schlag; dann das Poltern der schweren Maschinerie, deren Trümmer sie begruben. In der Stille des Entsetzens hing ein zärtlicher Klang aus dem Jagott — letzter Ton des Orchesters, das jäh abgebrochen hatte. Schon fiel der Vorhang über einem Trümmerfeld aus verbogenem Blech und Draht und Splitterholz, aus zeretzter Seide, abgerissenen Silberschuppen und einer wabernden Wolke Staub. Darunter begraben lag der Ruhm meiner Schule, Frankreichs größte Tänzerin . . .“

So schlossen die Aufzeichnungen Gardels. Ich reichte Onkel das Blatt zurück, der es sorgsam in die Akte fügte.

„Das also war ihr Ende!“

Wie Großmutter die Worte sprach — verhalten, langsam und hauchdünn, waren sie durchraunt von Ewigkeit.

„Das Ende?“

Die klare Stimme ihres Bruders nüchterte uns auf.

„Es war der Anfang — jawohl, haargenau, der Anfang ihres Jammers. Angelika Aubry war ja nicht tot . . . Doch laßt mich zunächst erzählen, was sich im Opernhaus begab. Männer schrien Flüche oder Losungen ohne Sinn; Frauen sanken in Ohnmacht. Man drängte auf die Bühne oder zu den Türen, wo bald ein wüster Knäuel die Bewegung lähmte. Der Marschall Marmont schimpfte wie ein Kutscher auf den Polizeiminister. Dann kletterte er in seiner Galauniform die Rampe hinauf. Die Kaiserin stand in ihrer Loge — reglos, bleich und wie von Sinnen. ‚Was ist mit ihr?‘ fragte sie von Zeit zu Zeit. Die Höflinge und Adjutanten liefen durcheinander: ‚Was ist’s?‘ — ‚Was ist’s?‘ Keiner wußte es, und keiner konnte die Majestät aus dem Theater bringen. ‚Erst will ich wissen, was ihr geschehen ist!‘ erklärte sie bestimmt. Endlich erschien Milon an der Rampe. Er trug noch die Maske des Odysseus. Der wollene Chiton war am Oberarm zerrissen und hing in langen Fäden seitlich nieder. Die graue Perücke

schwebte wie ein verrauftes Faschingshütchen auf dem Wirbel. Die Schminke hatte sich entweicht; in griesigen Strähnen floss sie über das Gesicht, das noch die Stangen des Grauens trug. Als er die Hände hob — beschwörend und hilflos zugleich, schlug die Stille über dem Gewühl zusammen. „Meine Damen und Herren!“ Das Schluchzen erstickte seine Stimme. „Ein Band — ist — gerissen!“ Und Milon zuckte mit den Achseln ob dieser Unbegreiflichkeit. Dann stammelte er die Worte der Erlösung für die Hörerschaft. „Sie ist nicht tot — nur verletzt!“ Nun sank die Kaiserin in ihren Sessel und begann, vom härtesten Druck befreit, zu weinen. „Verhaftet den Schuldigen!“ rief sie mit Leidenschaft, „helft der armen Tänzerin!“ Beides war freilich längst geschehen. Der Bühnenmeister — Colonia hieß der Mann — schilderte dem Polizeiminister den Vorgang bis in die Einzelheit. Von menschlicher Schuld war nicht zu reden; Colonia hatte seinen Dienst mit Umsicht und Erfahrung ausgeführt. Tatsächlich war eines der vier Bänder der „Gloire“ gerissen — ein nagelneues Band. So war das Pedest ins Wanken geraten und schließlich abgerutscht. Ein Ränkespiel des Schicksals stürzte Angelika ins Elend. Freilich war sie „nur verletzt“, wie Milon sagte; jedoch — auf eine böse Art: drei Brüche des linken Arms, Zertrümmerung eines Fußes; eine klaffende Wunde im Gesicht und eine schwere Erschütterung des Hirns — das war der ärztliche Befund. Als sie nach einer bangen Weile der Ohnmacht sich entrang und ihre großen Augen aufschlug, sagte sie ein Wort . . . Dann sank sie in die Nacht zurück. Dieses Wort eroberte ihr das Herz der Kaiserin. Noch am selben Abend erfuhr es Josephine in den Tuilerien. Hatte sie bislang der Künstlerin die Ehre und der Unglücklichen ihr Mitleid zugewendet, nun schlug ihr Herz dem Herzen zu. Das eine Wort, das aus dem tiefsten Grund des Frauentumes blühte, trieb die Kaiserin zu großen Taten des Erbarmens. Selbst als ein Höfling ihr mit vorbedachter Tücke „die jakobinische Vergangenheit des Schneidermädels“ und ihre „gotteslästerliche Untat“ offenbarte, blieb Josephine fest. Für sie war die Revolution „das Weib auf dem rosinfarbenen Tier“ — der Widerchrist, der nur das Böse wirkte. Als Witwe des Grafen Beauparnais hatte sie selbst genug davon erfahren. Ihr geliebter Mann, der sich der Revolution anschloß, war schließlich auf dem Blutgerüst geendet; sie hatte man in den Turm geworfen und ihrer Kinder beraubt. Daran zerschellte der tückische Vorbedacht. Die leichtsinnige Josephine fühlte im Glanz der zweiten Ehe das Menschtum als ihre einzige Pflicht. Also befahl sie eine Ehrenvorstellung der Oper, deren voller Erlös der Verunglückten gehören sollte. Schon am 7. März fand die Aufführung vor ausverkauftem Hause statt. Wieder ging „Die Heimkehr des Odysseus“ über die Bühne; doch das Schlußbild fehlte. Milon hatte es für immerdar gestrichen. So kam Angelika zu 15 000 Franken und zu der jährlichen Rente von 1800 Franken, welche die Oper ihr auf Wunsch der Kaiserin bewilligt hatte. Die Kosten für die lange Krankheit bezahlte Josephine. Das Wort, dem diese Kraft der kaiserlichen Wohlfahrt innewohnte, hatte die Erschöpfte so leise hingehaucht, daß nur die wenigen es verstanden, die unmittelbar an ihrem Schmerzenslager standen. „Schützt mein armes Kind!“ hatte Angelika Aubry gesagt, bevor die dunklen Flügel der Nacht noch einmal über ihr zusammenschlugen . . .“ (Schluß folgt)

R u n d s i c h a u

Christliche Übereinkunft. Im Jahre 1923 wurde vom damaligen, inzwischen verstorbenen Erzbischof von Canterbury eine Kommission gebildet, die den Versuch unternehmen sollte, die verschiedenen Richtungen der englischen Kirche durch ein gemeinsames Programm in Fragen der Lehre und Dogmatik wenn auch nicht synkretistisch zu vereinigen, so doch einander näherzubringen. Die englische Kirche spiegelt ja innerhalb ihres Rahmens, wenn man die allgemeinen „katholischen“ Wahrheiten des Christentums einmal undogmatisch auffaßt, stärker als irgendeine andere heutige Kirche die Summe der überhaupt möglichen Interpretationsweisen des christlichen Glaubens vom laxesten Liberalismus bis zur starren Dogmatik. Sie enthält gleichsam einen eigenen Katholizismus, Protestantismus, Calvinismus und eine mystische Orthodoxie als Richtungen in sich, aus welcher Weite sich denn auch ihr oftmals vorgetragener Führungsanspruch der neueren christlichen Kirchen in Ablösung des römischen Katholizismus ergibt. Um so interessanter daher der nunmehr nach fünfzehnjähriger Arbeit abgeschlossene Bericht jener Kommission, die in letzter Zeit unter dem Vorsitz des Erzbischofs von York stand und im übrigen aus neunzehn Bischöfen, Prälaten, Universitäts-theologen und hervorragenden Laien zusammengesetzt war. Der Bericht ist ein zirka 240 Seiten starkes Dokument geworden, das von allen Kommissionsmitgliedern unterzeichnet wurde. Die damit scheinbar besiegelte Einigkeit soll aber mehr nach außen wirken, ohne die internen und teils unüberbrückbaren Gegensätze zu verwischen. Man hat bei der Stellungnahme zu entscheidenden Fragen daher irgendwelche Mehrheitsbeschlüsse unterlassen und statt dessen Alternativmeinungen aufgestellt sowie überhaupt für reinliche Klärung der Standpunkte gesorgt. So ist die Stellungnahme zur Frage: Schöpfungsgeschichte oder Entwicklungslehre (Darwinismus usw.) dahin fixiert worden, daß beide Betrachtungsweisen einander nicht kontradiktorisch zu widersprechen brauchten. Die Schöpfungsgeschichte habe von vornherein starken symbolischen Charakter gehabt, dessen Wahrheit durch evolutionstheoretische Überlegungen nicht berührt wird. Ähnlich verhält es sich in der Stellungnahme zu übermenschlichen geistigen Wesen, Engel, Dämonen usw. Der Glaube an sie müsse beibehalten werden als Kernstück des Christentums, es steht jedoch dem einzelnen Christen frei, sich über den Charakter ihrer Existenz, ob konkret oder symbolisch, des Urteils zu enthalten. Schwieriger auf eine gemeinsame Basis zu bringen war die Frage nach den Wundern, besonders nach den Wundern Christi, wo man klugerweise nicht auf künstlich vereinfachende „Erklärungen“ ausging, sondern lieber die beiden möglichen Einstellungsweisen unter Herausstellung ihrer Gründe nebeneinander bestehen ließ. Die katholisierende Richtung sieht in den Wundern besonders deutliche Zeichen der göttlichen Macht auch gegen die Naturgesetzlichkeit des Weltgeschehens. Die protestantische Richtung wiederum vertritt stärker die Ansicht, daß die Macht Gottes sich wirksamer der Naturgesetze auch für ihre eigene Offenbarung bediene, als sie in Form von Ausnahmen und Durchbrüchen durch die Gesetzesphäre zur Geltung käme. So wird denn auch die

Frage der jungfräulichen Geburt Christi und die seiner Auferstehung nicht eindeutig dogmatisch geklärt. Wesentlich für die christliche Haltung sei nur der Glaube an eine Fleischwerdung Gottes, und wenn die Auferstehung auch „die Kerntatsache der menschlichen Geschichte“ darstelle, so bleibe es doch eine persönliche Entscheidungsfrage, ob man sie als ein transzendentes Geschehen auffassen wolle oder ob man an sie, wie freilich die Mehrzahl der Kommission, als eine konkrete Tatsache, bei der das Grab Christi leer gewesen sei, glauben wolle. In ähnlicher Weise zirkelt der Bericht zu anderen Kernfragen der christlichen Glaubenslehre den Umkreis ihrer möglichen Interpretationen ab und gibt damit ein auch für andere Kirchen und Konfessionen aufschlußreiches Bild über den zeitgenössischen Besinnungsstand auf das „Gemeinsam-Christliche“.

Vizeadmiral a. D. v. Trotha 70 Jahre alt. Jedes Konversationslexikon gibt die Daten dieses Lebens: Adolf v. Trotha, am 1. März 1868 geboren, trat 1886 in die Kaiserliche Marine ein, nahm nach anderen Auslandskommandos 1900 in China als Admiralstabsoffizier im Landungskorps des Kreuzergeschwaders an der Verteidigung von Tientsin teil. Von 1916–1918 war v. Trotha Chef des Stabes der Hochseeflotte und hatte in dieser Stellung bei Admiral Scheer entscheidenden Anteil an der Stagerratschlacht. Nach dem Kriege wurde er 1919 Chef der Admiralität, und ihm ist es zu verdanken, daß die Organisation der neuen Reichsmarine auf der Tradition der alten aufgebaut wurde. Nach dem Kapp-Putsch verließ er den aktiven Dienst. Er stellte seine Kraft, sein Wissen und seine Energie der volksdeutschen Sache zur Verfügung, in der er an den verschiedensten Stellen zum Nutzen der Sache gewirkt hat. Sein Haupteinsatz geschah bei der deutschen Jugend, der er in dem „Großdeutschen Jugendbunde“ eine mustergültige Organisation schuf. 1934 wurde v. Trotha Führer des „Reichsbundes deutscher Seegelung“, dem er den ihm gebührenden Platz sicherte. In schweren Zeiten hat Trotha auch als Schriftsteller das Wort ergriffen: „Großdeutsches Wollen“ und „Volkstum und Staatsführung“, Schriften, deren Bedeutung die Zeit bestätigt hat. — Und doch wie wenig sagen diese Daten über einen Mann aus, dessen Persönlichkeit und Wirken durch sie in keiner Weise erschöpft werden! Der Fall ist so selten, daß Ruf und Wesen sich so lückenlos decken, wie bei dem Vizeadmiral a. D. v. Trotha, daß der Chronist nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet ist, bei einem feierlichen Anlaß auch einmal seinem Herzen die Zügel frei zu geben. Denn so lange v. Trotha als aktiver Offizier in der Marine tätig war, verkörperte er in der Vollen dung den Typ des deutschen Offiziers, der in Wahrheit eine letzte Steigerung der besten Eigenschaften des deutschen Menschen darstellt. Es gibt nur sehr, sehr wenige Offiziere, von denen man außerhalb des Rahmens eines Nekrologs wie von ihm sagen darf, daß er in gleicher Weise das rückhaltlose Vertrauen seiner Vorgesetzten, seiner Kameraden und seiner Untergebenen bis zum letzten Heizer besaß. Und er hat dieses Vertrauen in jeder Stunde seines Lebens gerechtfertigt. Ein Offizier von hoher Begabung, mit einem klaren unbeeinflussbaren Verstande, ein untadeliger Mann in der wahren Be-

deutung dieses verpflichtenden Wortes, ein Mann von Ehre und Treue und ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle: das ist Adolf v. Trotha. Das hat ihm die kameradschaftliche Treue seiner Kameraden, die Liebe seiner Untergebenen und die Achtung und die Liebe aller derer verschafft, die das Glück seiner persönlichen Nähe genießen durften. Seine Auffassung von der unabdingbaren Verpflichtung gegenüber dem eigenen Volke hat ihn in den schweren Nachkriegszeiten befähigt, seinen Platz auch dann voll auszufüllen, aus Verpflichtung zur Sache, wenn sein Gefühl ihm auch vielleicht einen anderen Weg wies. Mutig hat er zu Zeiten, als das sehr unpopulär war, für die gerechte Würdigung der Tirpitzschen Leistung und Persönlichkeit gekämpft. Aber über all diesem Großen und Ernstern darf nicht vergessen werden, daß v. Trotha auch neben den so lobenswerten Eigenschaften über viel liebenswerte verfügt: über einen wundervollen Humor, der ihn zu einem Erzähler von hohem Reiz macht, eine noble Bescheidenheit und schlichte Zurückhaltung, über eine reife menschliche Güte und alle die Eigenschaften, die ihn befähigen, immer Vorbild zu sein.

Der deutsche Ritter. Sinn und Gestalt des deutschen Rittertums deutet Ludwig A. Winterswyl in seinem Buche „Der deutsche Ritter — ist an d“ (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. 8 Tafeln. RM 3, —). Die überlegene Klarheit des Verfassers befähigt ihn, das Wesen der schönsten Blüte des geschlossensten und fruchtbarsten Zeitalters unserer Geschichte so darzustellen, daß ihr letzter und tiefster Sinn offenbar wird und Ströme der Kraft in unsere Zeiten gehen von deutschen Menschen, die über das Alltägliche ihrer Gegenwart ihr Tun und ihre Haltung an einem hohen Ideal ausrichteten, das allein schon durch seine Aufstellung Bürgschaft der Größe war. Winterswyl gliedert sein Buch in die Abschnitte: Die Entstehung des Ritterstandes; Die geschichtliche Leistung des Ritterstandes; Die Ideale des Ritterstandes und die ritterliche Wirklichkeit. Einen besseren Führer als ihn konnte man nicht finden. Denn seine Konzeption der deutschen Geschichte als deutsches Schicksal läßt bei Beherrschung aller Einzelheiten die Größe des Gegenstandes in seiner vollen Bedeutung erscheinen.

Königin Aasa. Der Spaten des Forschers als das wirksamste Mittel prähistorischer Erkenntnis hat in aller Welt neue Möglichkeiten geschaffen, nicht nur die Kultur und das Wesen alter Völker zu erschließen, sondern hat auch in ungeahnter Weise alte Sagen als Geschichte bestätigt. Freilich hat er andererseits auch dazu beigetragen, falsche romantische und echt theatralische Vorstellungen von Helden und Menschen alter Zeiten auf das richtige Maß zurückzuführen. Da es zweifellos eine der Hauptaufgaben verantwortungsbewusster Forschung ist, die historische und prähistorische Wirklichkeit mit der Legende zu konfrontieren, lohnt sich ein näheres Eingehen auf die Schrift des bekannten Gelehrten Dr. F. Adama van Scheltema „Der Oseberg — Fun d“ (Augsburg, Benno Filser). Scheltema beschäftigt sich mit den Aus-

grabungen bei Oseberg in Norwegen. Die ausgezeichnete norwegische Forscherarbeit hat es ermöglicht, die verschiedenen Funde an den Fjorden zeitlich festzulegen. Das Grab des Osebergfundes stammt ungefähr aus dem Jahre 850 und die im Oseberg-Schiff bestattete Fürstin ist mit größter Wahrscheinlichkeit die Königin Asa, Mutter des Schwarzen Halvdan und Großmutter Harald Schönhaars. Der Oseberg-Fund und andere Funde in Norwegen nun haben die Bedeutung der eine lange Zeit in ihrem Wert als historisches und kulturhistorisches Dokument angezweifelt Ynglingasage in ihrem geschichtlichen Wert bestätigt. Das ist für die Kenntnis der germanischen Vorzeit und der germanischen Menschen von hohem Werte. Scheltama führt aus: durch die Fähigkeit der Wikinger, ihre ungestümen, entfesselten Energien, ihren ins Monumentale strebenden Drang in künstlerische Form zu bannen, werden ihre wilde Kraft und ihre maßlose Leidenschaft ebenso erhärtet wie ihre hervorragende technische Geschicklichkeit und ihr ausdauernder Fleiß am Werke. Solche Eigenschaften allein befähigten diese Menschen, in kleinsten Schiffen die Weltmeere zu überqueren und überall als Herren aufzutreten und sich lange zu behaupten. Auch Beispiele straffer Selbstucht und asketischer Enthaltbarkeit sind nicht selten, wenn auch durchaus nicht die Regel. Wir treffen auf ein Gefühlsleben, das Scheltama zutreffend als das „erwachsener Kinder“ bezeichnet. Immer wieder sind „Beispiele ungezügelter Völlerei, unbeschränkter Selbstucht, von Gewalttätigkeit und Fehdelust, unmenschlicher Grausamkeit und Gleichgültigkeit gegen und leichtfertiges Spiel mit Gelübden und Verpflichtungen“ belegt. Die Religion — soweit man den Götterglauben in dieser Zeit noch als eine Religion bezeichnen kann — hatte nur einen sehr geringen Einfluß auf das Handeln der Menschen und gar keine ethisch regulierende Bedeutung. Stärker als der Götterglaube war damals schon der Dämonenglaube in Verbindung mit einem primitiven Totenkult. Wenn man nach einer Ethik sucht, so ergeben die Moralsprüche der Edda als eine Art Sittenkoder mehr oder weniger nur eine Sanktionierung der Bauernschlauheit und eines skrupellosen ethischen Opportunismus, begründet auf einer völligen Diesseitigkeit, die ein Fortleben nach dem Tode nur in dem persönlichen Ruhme sah. Gerade die Ynglingasage gibt eine Fülle von Beispielen, die — wie Scheltama sagt — nicht erhebend wirken: mehrere Könige ertrinken im Rausch, fast alle kommen gewaltsam um. Söhne verbrennen den Vater, weil er die Mitgift der Mutter nicht herausrüden will. Menschenopfer, ja selbst ein König, werden gegen Mißernten dargebracht. Verauschte werden von ihren Frauen und ihren Kindern im Schlaf ermordet. Brüder erschlagen sich gegenseitig. Die Königin Asa, die von König Gudröd, der ihren Vater erschlug, entführt wird, läßt kurz nach der Geburt ihres Sohnes Halvdan den stark betrunkenen König durch einen ihrer Dienstknechte erstechen. Das geht durch die ganze Ynglingasage wie auch durch die anderen Überlieferungen. Dies Bild entspricht nach Scheltama wenig den gängigen Vorstellungen germanischer Heldenzeit, aber wir sollen dem Spaten dankbar sein, daß er auch hier Erkenntnis vermittelt hat, denn nur der kann sich an den Vorfahren gütlich ausrichten, der sie in ihrer ganzen Größe, aber auch in ihren Belastungen ohne Romantik sieht.

Das politische Auto

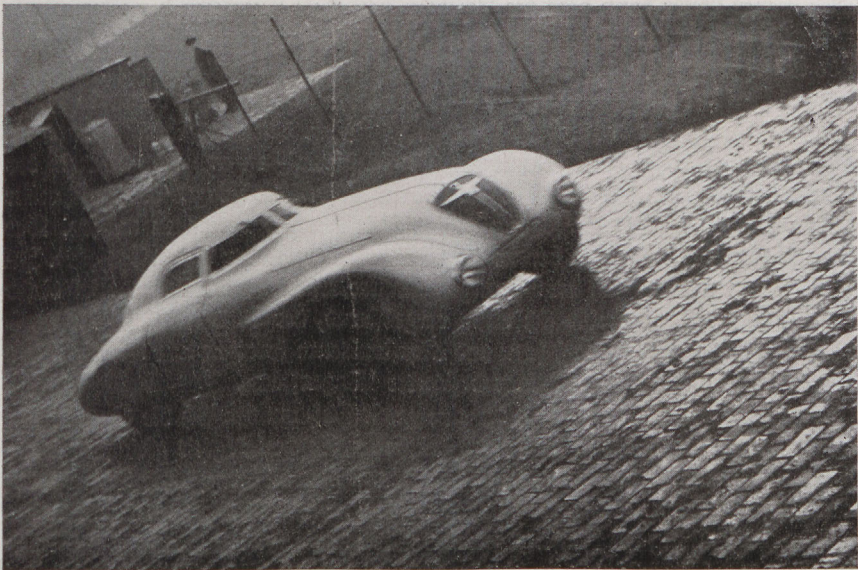
Nicht nur infolge des technischen Fortschritts ist das deutsche Auto von 1938 ein anderes Wesen als das von 1908. In ihm stecken auch die Folgen des Weltkrieges, und soziale Verschiebungen, der totale Staat, Autarkie, Volksgemeinschaft wirken sich an ihm aus, die Fragen der Arbeits-, Arbeiter- und Materialbeschaffung spielen hinein, neue Werkstoffe haben sich seiner Seele bemächtigt, und der Geist der Autobahn ist ihm in die Glieder seines Motors und die Formen seiner Karosserie gefahren. Es ist keineswegs nur ein Kind des Ingenieurs und Kalkulators. Vielmehr ist es auch eine Art von technischer Venus, die mit all ihrer Schönheit dem Schaum des weltpsychologischen und politischen Meeres entsteigt. Der Motor steht als ein politischer Soldat neben den anderen. Jeder Autotyp stellt eine besondere Formation innerhalb des weltmotorischen Aufmarsches dar, deren Traditionsregiment eine der alten Firmen Mercedes, Adler, Opel usw. mit ihrer so schwer definierbaren Qualität und ihrem Vorkriegsprestige ist, das doch „irgendwie“ noch da ist und das wir im Takt des Motors und dem Fahrgefühl wahrzunehmen uns einbilden.

George Stephenson zeugte von großer technischer Weisheit, als er die Eisenbahn mit ihren Lokomotiven, Bahnkörpern, Schienen, Signalen usw. als eine einzige Maschinerie aufgefaßt wissen wollte. Aus solcher totalen Auffassung heraus könnte, so meinte er, das wahre Wesen der Eisenbahn allein richtig begriffen und sie infolgedessen richtig gebaut und organisiert werden. Zu seiner Zeit waren die Straßen sehr schlecht und die Lokomotiven sehr schwer. Die Straßen konnten diese schweren Maschinen nicht tragen, und umgekehrt besaßen die Lokomotiven auch gar nicht die Eigenschaften, um Straßen befahren zu können. Zweifellos waren zwar die Lokomotiven Automobile, aber da man sich Automobile immer als Straßenfahrzeuge erträumt hatte, so sparte man diesen Ehrentitel für den schienenlosen Wagen auf. Stephenson mußte zu seiner Lokomotive als ein nicht von ihr zu trennendes Maschinenelement von Anfang an die Schiene hinzudenken. Das aber sind sehr widerstandsfähige und glatte Straßen, die nur den Nachteil haben, daß nichts anderes auf ihnen fahren kann als das, was man mit Hinblick auf sie konstruiert, und daß das, was so konstruiert ist, nur auf ihnen fahren kann. Aber die anderen Straßen waren immer noch da und blieben, man sage was man wolle, für Handel und Wandel eines Volkes lebenswichtiger als die Bahn, die nicht verlassen werden konnte, während das Wegenetz eines Landes jede freie Bewegung ermöglichte und somit die Ungebundenheit auch der Maschine als höchst begehrenswert erscheinen ließ.

Auf ein Straßennetz also, welches seit Jahrhunderten auf die regelloseste und oft seltsamste Weise entstanden war, wurde schließlich als Repräsentant der Idee völliger Freizügigkeit im Verkehr der selbstfahrende Wagen gesetzt. Dadurch, daß man das Automobil auf schlechte und altertümliche Straßen setzte, hat es schließlich gerade solche Eigenschaften entwickelt, die völlig über die Grenzen hinauswuchsen, welche jedem Auto auf dem alten Straßennetz gesetzt sind. Es

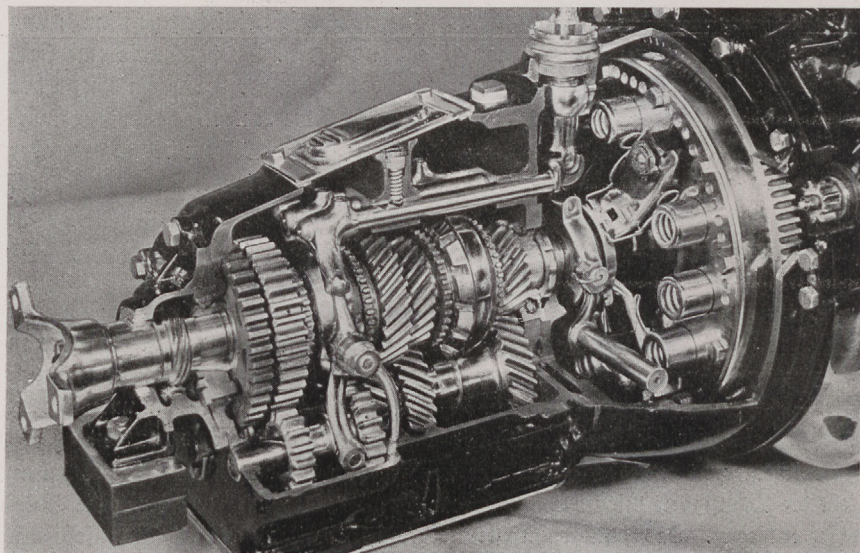
schrie nach der Möglichkeit, sich mit aller Geschwindigkeit einsetzen zu können und nicht ewig vom autofremden Verkehr gestört zu werden. So schuf man eine freie Bahn, die Autobahn, ein spätgeborenes Kind des Autos. Dies Auto war den Straßen über den Kopf gewachsen, jetzt aber wächst die Autobahn dem Auto wieder über den Kopf. Nun hat auch das Auto seine glatte Schiene bekommen, aber nicht eine schmale, sondern eine breite, von Steinen abstammende Schiene, auf der es steuern und die es immer wieder verlassen kann. Die fast grenzenlose Möglichkeit auf dieser Bahn wirkt nun auf das Automobil zurück. Auch das Auto beginnt, wie seinerzeit die Eisenbahn, mit der Fahrbahn eine konstruktive Einheit zu werden und schmilzt mit ihr zu einer großen Verkehrsmaſchinerie zusammen. Ein Kreis hat sich geschlossen: das selbstbewegliche Fahrzeug springt nun von der Landstraße auf eine Bahn, wenn auch nicht auf die eigentliche Schiene zurück. Die Entwicklung der Einheit „Auto – Autobahn“ vollzog sich im umgekehrten Drehungssinn als die Entwicklung der Einheit „Schiene – Lokomotive“.

Seitdem die Autobahnstraßen eine neue Epoche des Verkehrs eröffnet haben, steht die Menschheit mit Spannung dem Ergebnis der Züchtung durch die Autobahn entgegen. Das „autobahnfesteste“ Auto ist da. Aber die Autobahnfestigkeit ist ein relativer Begriff. Jeder Wagen ist an sich autobahnfest, wenn man seine Geschwindigkeit nicht voll ausnützt und bei Dauergeschwindigkeiten je nachdem zehn bis zwanzig Prozent unter der erreichbaren Höchstgeschwindigkeit bleibt. Wirklich autobahnfest ist der Wagen, der mit möglichst geringen Prozenten unter der Höchstgeschwindigkeit dauernd gefahren werden kann und nicht Schaden leidet,



Beispiel eines modernen autobahnfesten, windschlüpfigen Wagens.

Adler 2,5 Liter, 6 Zylinder



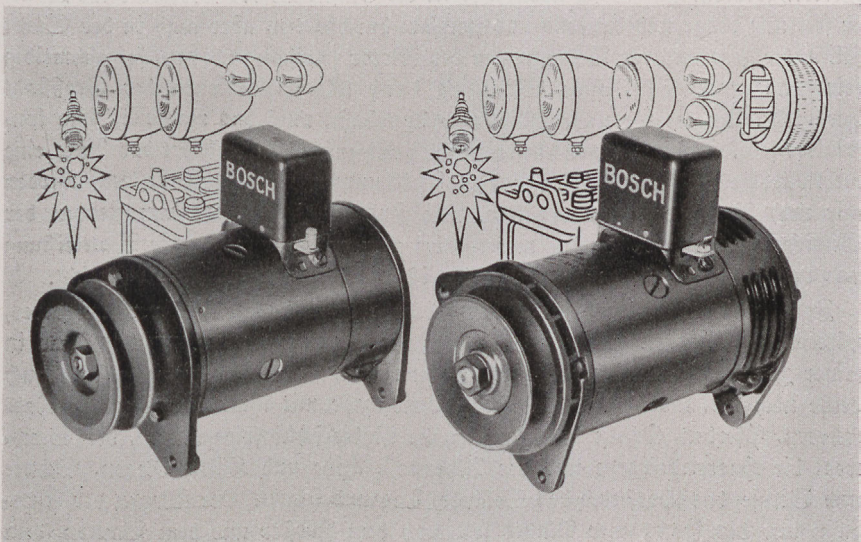
Das 4-Gang-Getriebe des Adler 2,5 Liter, 6 Zylinder

auch wenn man sich gegen die Disziplin vergeht. Man muß also der Wärmeanhäufung in dem lange Zeit hindurch gleichmäßig stark beanspruchten Motor entgegenwirken, man muß besonders gute Schmiereinrichtungen schaffen usw. Aber immer bleibt dann noch die Tatsache, daß viele Menschen der Versuchung nicht widerstehen, aus ihrem Wagen doch das Höchste herauszuholen. Die Aufgabe lautet also: so schnell wie möglich fahren, höchste Ausnutzung der Maschine, Standhalten der Maschine, geringen Brennstoffverbrauch. Die dauernde Zügelung des Motors erzeugt einen fahrpsychologischen Miston. Man könnte die Wagen drosseln, aber dann kommt der Drosselungs-miston und die Schmach des Überholtwerdens durch andere Wagen. Somit werden die Wagen immer schneller werden und schließlich die Höchstgeschwindigkeit dauernd vertragen müssen. Der normale Fahrer fährt heute bereits im Weltrekordtempo der Vorkriegsjahre. In zehn Jahren wird er sich dem heutigen Weltrekordtempo annähern. Bei dieser Entwicklung tritt, progressiv sich riesig vergrößernd, der Luftwiderstand als maßgebender Faktor auf. Rennfahrer und Konstrukteure sprechen mit Vorliebe von soundso viel Luftdruck pro Quadratdezimeter Wagenfläche.

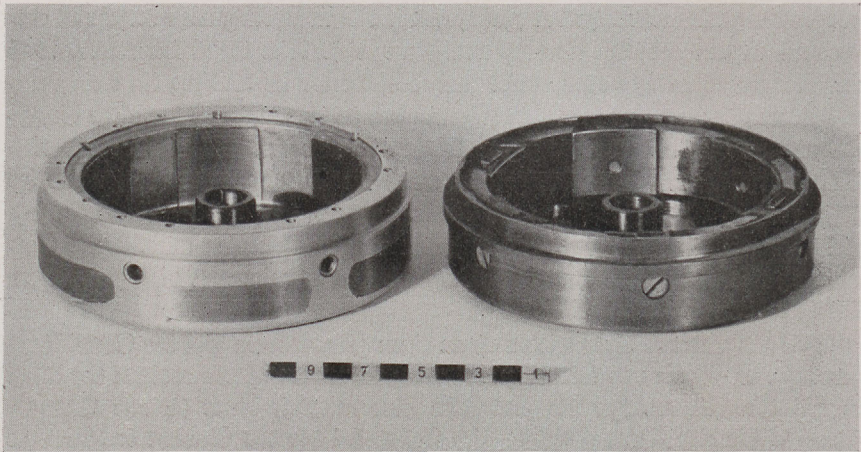
Es ist also der Luftwiderstand der eine große Pol, um den sich die Entwicklung des modernen Autos dreht. Luft wird bei hoher Geschwindigkeit gleichsam materieller, zäher und gefährlicher. Das Zeitalter ist darauf bedacht, die Autos durch die Luft schlüpfen zu lassen, die Wagen müssen „windchlüpfig“ werden, wie der Fisch wasserschlüpfig ist. Jenseits gewisser Grenzwerte springt die einfache Multiplikation des Widerstandes in quadratische und in kubische Widerwärtigkeiten über, und die Sehnsucht mancher Menschen nach allerhöchster Geschwindigkeit leidet an der Brennstoffkalkulation Schiffbruch. Von dem motorischen Teil der

Wagen kann nach einem halben Jahrhundert der Erfahrung nicht mehr viel entscheidend Neues erwartet werden, wenigstens nicht beim Explosionsmotor. Daß der Übergang vom Explosionsmotor zum Dieselmotor im Vollzug ist, weiß man, und Überraschungen sind hier nicht zu erwarten, da die Unsumme der alten Erfahrungen nun dem Dieselmotor zugute kommt. Aber noch manche Jahre und vielleicht jahrzehntelang wird sich, geführt durch die Autobahn und ganz neuartige Erfahrungen, die äußere Form des Autos wandeln, das auf der Autobahn jetzt gleichsam wie ein Taucher in das Luftelement hineinschnellen muß. Diese Entwicklung wird freilich durch den im Vergleich zum Benzinmotor viel sparsameren Ölmotor beeinflusst werden.

Aber das moderne Auto wird auch an einen ganz anderen Pol der Entwicklung gedrängt. Es ist die von Monat zu Monat zunehmende Verkehrsdichte vor allem in den Großstädten. Ist die Autobahn hindernisfrei, bietet sie alle Voraussetzungen für eine schnelle, regelmäßige Fahrt, bei der das Gewicht des Wagens keine wichtige, aber der Luftwiderstand die ausschlaggebende Rolle spielt, so gibt es in der Großstadt zahllose wechselnde Situationen und Verkehrshindernisse. Hier ist es umgekehrt wie auf der Autobahn. Hier rechnet der Luftwiderstand nicht mit, aber man muß das Wagengewicht bekämpfen, weil der Wagen dauernd gebremst und wieder beschleunigt wird, was die bekannte Folge hohen Brennstoffverbrauchs hat. Ganz andere Umstände wirken hier also auf den Brennstoffverbrauch und die Fahrsicherheit ein als auf der Autobahn. Auf der Autobahn schießt



Materialersparnis: Links Lichtmaschine mit 90 Watt Nennleistung, rechts mit 150 Watt. 66 Prozent höhere Leistung bei nahezu gleichen Abmessungen. Die Mehrleistung wurde durch neuartige Durchlüftung erzielt. — Ähnliche Fortschritte bei den Batterien. 26 Prozent geringeres Gewicht, große Bleiersparnis



Neues Material! Schwungräder von Schwunglichtmagnetzündern. Rechts: Ausführung mit Messing-Schwungrad und Kobaltstahlmagneten. Leistung 5 Watt. Links neue Ausführung: Aluminium-Schwungrad mit eingegossenen Alnistahlmagneten. Leistung 15 Watt! Hierauf sind die Ingenieure besonders stolz

der Wagen dahin wie eine Lokomotive auf den Schienen, und man braucht nicht zu schalten, im Stadtverkehr aber muß viel geschaltet, gesteuert, der Gashebel getreten werden. Auf der Autobahn spielt die Elastizität des Motors keine Rolle, er soll nur lange und dauernd und sparsam durchhalten, aber auch in der Stadt soll unter ganz anderen Bedingungen der Motor sparsam und dazu so geschmeidig sein, daß er möglichst ohne Schaltung durch alle Situationen der Großstadt durchzieht. Um die Pole Großstadt und Autobahn muß das moderne Auto konstruiert sein. Zwischen ihnen entstehen neue Eigenschaften, erleidet das Auto eine merkwürdige Metamorphose. Zu dem Vollkommenen, das wir besitzen, werden wir noch Vollkommeneres erhalten. Die Zukunft steht unter dem Zeichen der Gewichtserparnis. Schon hat man — bei gleichem Gewicht — die Wattleistung von Lichtmaschinen verdoppelt. Ähnliches ist in vielen anderen Fällen erreicht.

Zwischen Autobahn und Großstadtverkehr aber gibt es noch sehr viel anderes, nämlich die zahllosen Situationen und Zustände, nach welchen sich das Auto in seiner Jugendzeit ziemlich ausschließlich zu richten hatte, und die insgesamt auch heute noch vorhanden sind. Da ist die Landstraße mit ihren Fußgängern, Radfahrern, Pferden, Ochsen und Hunden, da ist die schlüpfrige Kurve, der Sandweg, die Haarnadelskurve und der Alpenpaß, Hitze und Kälte, Regen, Schnee und Sonne, das Dorf und das Gelände, Tag und Nacht. Der Wagen der Autobahn und des Potsdamer Plakes soll auch dem Förster und dem Bauern, dem Ingenieur und dem Vergnügungsreisenden dienen.

Zu guter Letzt wird in allen Wagen mehr und mehr Bequemlichkeit verlangt. Man reist ja jetzt viele und sehr lange Strecken im Auto. Das Radio spielt eine Rolle, weil man der einschläfernden Monotonie auf einigen Autobahnen ent-

gegenwirken muß. Der Wagen soll warm sein, also schafft man endlich brauchbare Heizanlagen. Große Wischer müssen auf stundenlanger Fahrt die Scheiben einwandfrei klar halten.

Und nun der Volks- und Kleinwagen! Das Problem ist schwierig. Mannigfache Faktoren greifen ineinander, vertreten sich die Füße. Die Kalkulation ist knapp, und noch viel anderes mehr, als wir eben sagten, spielt seine Rolle mit. Der Volkswagen soll alle technischen Fortschritte aufweisen und der politisch-sozialwirtschaftlichen Lage auf besondere Weise entsprechen. Die Ausstattung soll einfach sein, und er muß allen Werkstoffen und neuen Fabrikationsmethoden angepaßt werden. Er soll autobahnfest sein und besondere Sicherheit gegen kenntnislose Bedienung bieten. Aber die Technik kann alles! Sie schafft auch den Volkswagen.

Seit Jahrzehnten geht neben der Konstruktionsarbeit des Ingenieurs ein Vorgang einher, der für die technologische Lage bezeichnender ist als die eigentliche Konstruktionsarbeit. Es handelt sich um die Hervorbringung zahlreicher neuer Werkstoffe. Durch den Vierjahresplan sind diese Werkstoffe fast explosionsartig in den Vordergrund der Technopolitik getreten. Sie beeinflussen Gestalt und Wesen des modernen Autos. Neben den alten klassischen Werkstoffen haben wir wichtige neue Stoffe gewonnen. Einiges wird bei der Anwendung enttäuschen, vieles wird sich so durchsetzen wie seinerzeit das Aluminium. Wir denken zum Beispiel an Chrom-Molybdän-Stähle, an Magnesiumlegierungen, Preßstoff für Lagerbuchsen, Kunstharz für Fensterrahmen und Zahnräder, Kunstleder, Buna-Gummi, Zellstoff für Polsterstoffe.

Das Ausland indessen ist mit Rohstoff und Werkstoff alter Art reichlich versehen. Wir aber brauchen Devisen. Wir wollen exportieren. Natürlich mißtraut die Welt draußen den neuen deutschen Werkstoffen. Nun sind wir gezwungen, gleichzeitig Wagen mit alten und neuen Werkstoffen zu bauen. Da die neuen Werkstoffe neue Eigenschaften haben, so ändern sich auch Abmessungen und Anordnungen. So laufen also in den Werken Inlandserien mit neuen Werkstoffen neben Devisenserien einher. Man spricht von devisenteuren, devisenbilligen, devisenfreien Stoffen. Aber wir haben außerdem gelernt, mit sehr viel weniger Rohstoffen auszukommen und damit ebenso hochwertige Erzeugnisse herzustellen wie früher.

Blicken wir auf Amerika und seine breite Absatzbasis im eigenen Land, seine gute Rohstofflage und seine hohen Serien, denken wir an den abgewerteten Dollar und die märchenhaften Kundendienstorganisationen in der ganzen Welt. Wer in der Welt keinen Kundendienst hat, der wird nicht viele Wagen verkaufen. Aber dieser Kundendienst erfordert Devisen, die der Export erst schaffen muß.

Da ist noch eine Reihe von politischen, wirtschaftlichen und psychologischen Situationen, welche sich mit den Mächten verbünden, die den modernen Wagen hervorrufen. Seit den ersten Benzinautos bis heute haben sich auch die Treibstoffe verändert. Der Treibstoff ist im Grunde genau so maßgebend wie der Motor. Das Auto ist heute kein Benzinwagen im eigentlichen Sinne mehr, sondern ein Gefährt, das von synthetischen, natürlichen, reinen und gemischten

Brennstoffen der verschiedensten Art angetrieben wird. Schon vor Beginn der eigentlich autarkischen Bestrebung war die deutsche Brennstoffsynthese im Gang. Sie hat sich gewaltig entwickelt und steht vor weiteren großen Entwicklungen. Die Devisenlage zwingt zur Einfuhrbeschränkung, und die Rohstofflage zwingt zum Sparen. Mit Devisen und Rohstoffen muß das politisch folgsame Auto sparsam sein, und es muß gefügig das verzehren, was ihm geboten wird. Das alles wirkt auf Vergaser, Kompression und anderes ein. Interessanter aber ist die psychologisch-wirtschaftliche Lage. Kriegswirtschaft und Unabhängigkeitsstreben mußten dem Auto, wie es einmal war, zunächst die Brennstoffe zu beschaffen suchen. In den letzten Jahren ist die Industrie, welche dem alten Explosionsmotor seine Treibstoffe liefert, viel bedeutender entwickelt worden als die Industrie, welche dem an sich viel sparsameren Dieselmotor heimische Brennstoffe liefert. Früher, als man weniger Dieselmotoren und weniger Autos hatte und die Autos Luxuscharakter aufwiesen, da war die deutsche Brennstoffindustrie eher auf dem Wege, den Dieselmotor vom Ausland unabhängig zu machen, und das Autobenzin blieb vom Ausland abhängiger. Die Aufrüstung fand zunächst den alten Automotor vor, er beherrschte das Feld, als der Dieselmotor begann, im Heer einzudringen. Drum war der leichte inländische Brennstoff wehrpolitisch wichtiger. Aber der Dieselmotor ist mobilisiert. Sein Brennstoffhunger wird von Tag zu Tag politischer. Zwischen Motoren, Wehrwillen, Autarkie und Synthese machen manche Situationen Kopfzerbrechen. Die totalen Verflechtungen im totalen Wirtschaftsraum sind Tatsache. Nur muß man sich hüten, total mit monoton zu verwechseln. Gerade das Totalitätsstreben führt eine abenteuerliche Menge von Situationen herbei.

Die Motorisierung benötigt zahllose Motoren und alles, was mit ihnen zusammenhängt, vor allem zahlreiche durchgeschulte Monteure und Feinmechaniker nicht nur am Entstehungsort der Motoren, sondern auch dort, wohin sie geliefert werden. Die Nachfrage nach Motormenschen ist ebenso groß wie die nach Motoren. Wie schwierig die Fragen der Mechanisierung und der damit zusammenhängenden Arbeitslosigkeit und Arbeitsbeschaffung zu beurteilen sind, wird in diesem Zusammenhange klar. Jede politische und wirtschaftliche Lage ist wieder anders. Der Arbeitslose oder Beschäftigte von heute oder morgen ist anders zu beurteilen als der von gestern. Es ist nicht lange her, daß man über die Mechanisierung und Automatisierung der Werke als eine der Hauptursachen der Arbeitslosigkeit Klage führte. Heute aber, wo der Bedarf an Mechanikern kaum gedeckt werden kann, mechanisiert und automatisiert man wieder das Werk und muß es tun, weil es sonst nicht liefern könnte, was dann wiederum Arbeitslosigkeit im Gefolge haben würde. Das zwingt uns zu der Schlussfolgerung, daß man die Frage der Arbeitslosigkeit und Automatisierung mit Vorsicht betrachten muß und daß politische oder sonstige Einschläge von heute und morgen gewisse Fragen in ganz anderer Beleuchtung erscheinen lassen als noch vor wenigen Jahren. Es zeigt sich, daß wir nicht nach starren Gesetzen und Ideologien, sondern viel eher nach Funktionen denken und handeln müssen, die aus den jeweiligen Situationen jeweils von neuem abzuleiten sind.

Die Normung ist bekanntlich ein der Automatisierung verwandtes Problem. Auch sie war aus „seelischen“ und anderen Rücksichten heftig umstritten. Aber mehr als je geht sie ihren Weg. Stand noch vor wenigen Jahren bei der Normung die Frage der industriellen und wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit allein im Vordergrund, so herrschen heute die Erfordernisse der motorisierten Landesverteidigung. Viele Umstände verbünden sich zur Förderung der Normung. Materialersparnis, der Zwang, alle lebenswichtigen Teile austauschbar zu machen, möglichste Vereinfachung der Organisation und der Schulung aller Beteiligten. Die Schlachten der Zukunft könnten dadurch entschieden werden, daß Teile von Tanks, Autos und vielleicht von Flugzeugen austauschbar sind, daß man etwa aus einem abgestürzten Flugzeug sofort ein Materialdepot für die Reparatur eines halb zerschossenen Tanks improvisiert. Man stelle sich vor, wie dieser Zwang zur Normung wie eine kristalline Kraft das ganze fabrikatorische Gefüge des totalen Staats durchzieht und welche Unsumme von Büro- und Werkstattarbeit notwendig ist, um diese riesige Aufgabe zu bewältigen! Der Prozeß der Weltmotorisierung wird ferner dadurch gekennzeichnet, daß einer Tendenz nach Vereinheitlichung und Zentralisierung im Organisatorischen eine andere Tendenz nach Dezentralisation entgegensteht. Ganze Werke müssen in weniger gefährdete Landschaften verlegt werden. Es handelt sich hier also um einen wehrpolitischen Akt. Dieser Vorgang aber verzahnt sich nicht ganz mit den anderen Tendenzen. Wer einmal die Geschichte der Entwicklung zum totalen Staat schreibt, wird ein Hauptkapitel der Motorrevolution zu widmen haben, welche die merkwürdigsten sozialen, organisatorischen und psychologischen Verschiebungen auslöste. Unter dem Zeichen der Motorisierung setzen ganz neue Binnenwanderungen und Umsiedlungen ein. Bauernhöfe verlassen ihren alten Platz zugunsten eines Tankübungsgebietes, Männer siedeln aus ihrem alten Lebenskreis in Tank-, Motor- und Gasthofsiedlungen über. Neue Werkgemeinschaften entstehen in rein wehrpolitisch bestimmtem Lebensraum.

Ein merkwürdig konservativer Tatbestand wäre zu vermelden. Es zeigt sich, daß die Unsumme rein organisierter und mechanischer Zweckmäßigkeiten und ihre tatkräftige Durchführung nicht darüber hinwegzutäuschen vermag, daß traditionsgebundene Erziehung so wichtig, ja vielleicht noch wichtiger ist als je. So etwas wie Feinmechanik, Motorkunde, zuverlässige Arbeit lernt sich nur in der Folge von Generationen und aus dem Geist der Tradition, der Werkgemeinschaft, der Persönlichkeit, welche ein technisches Werk schuf und ein Werk organisierte. Denkt man hier mechanisch oder hastig, so leidet die Menschengestaltung, welche sich keineswegs dem Tempo reiner Organisation und Mechanik unterwirft. Es scheint ein Gesetz der Zeit zu sein, daß, je bewegter sie ist und je mehr künstliche Verschiebungen sie erleidet, sie um so mehr der Bindungen an altbewährte Erfahrung, an menschliche Einsicht und die Kraft wahrer Erziehung bedarf, die etwas ganz anderes ist als überhastete Schulung und Einsatz des Menschen nach dem Gesetz des reinen Mechanismus.

Ein Vierteljahr Außenpolitik

Auflockerung in der Weltpolitik

Am 3. Dezember 1937 plakzte einem Pressephotographen am Schlesiſchen Bahnhof in Berlin eine Magnesiumbirne. Der französische Außenminister Delbos, das Objekt dieser journalistischen Tätigkeit, wandte sich lächelnd an seinen deutschen Kollegen, Freiherrn v. Neurath, und sagte: „Bei uns heißt es: das bringt Glück!“ — Wir greifen diese kleine nebenſächliche Begebenheit aus dem weltpolitischen Geschehen des letzten Vierteljahres heraus, weil uns scheint, es sei seit langer Zeit und vielleicht auch auf lange Zeit hinaus der hellste und freundlichste Augenblick in der europäischen Außenpolitik gewesen. Gewiß, er ging vorüber. Die Freude des Herrn Delbos über Herrn v. Neuraths unerwartetes Auftauchen am Zug, eine Freude, die bei seinen Gesprächen in Warschau noch überall durchklang, wurde im Laufe einer ausgedehnten Südosttournee von anderen, oft weniger erfreulichen Eindrücken zugedeckt.

Aber die Viertelstunde am Schlesiſchen Bahnhof verdient festgehalten zu werden. Nicht nur als Symptom dafür, was ein Akt staatspolitischer und doch auch zugleich persönlicher Höflichkeit in außenpolitischen Beziehungen vermag, sondern auch als bisher einzig greifbares Ergebnis jener Entspannung, die durch den Halifax-Besuch in Berlin Mitte November eingetreten war. Dieser Besuch selbst war zwar nicht ohne störende Begleiterscheinungen vonstatten gegangen: die englische Presse hatte in einem merkwürdigen Gemisch von Indiskretion und Phantasie, vielleicht mit einer kleinen Zutat außerenglischer störender Einflußnahme, ein „Verhandlungsprogramm“ für die Zusammenkunft in Berchtesgaden aufgestellt. Die deutsche Nationalsozialistische Parteikorrespondenz gab darauf sowohl vor wie nach dem Besuch in unzweideutiger Schärfe ihre Antwort. Doch zeigte das Londoner Communiqué vom 30. November anläßlich der Unterredungen von Chautemps und Delbos mit Chamberlain und Eden, daß bei aller Verschiedenheit der Ausgangspositionen

doch eine Annäherung zwischen dem „westlichen“ Standpunkt und dem des Reiches zu verzeichnen war. Über die deutsche Rückkehr nach Genf wurde kein Wort verloren; auch der beliebte Begriff der Kollektivität war fallen gelassen worden; das neue Schlagwort hieß „allgemeine Regelung“ oder „Globallösung“. Eine Konvention zur Beschränkung der Luftrüstungen sollte angestrebt werden, und in der Kolonialfrage schienen beide Staaten zu Zugeständnissen bereit, die zwar, gemessen an der eindeutigen deutschen Forderung — Rückgabe sämtlicher Vorkriegskolonien — ungenügend waren, die aber doch einen ersten offiziellen positiven Schritt auf diesem Gebiet darstellten.

Bei dem Zustand weltpolitischer „Generalunordnung“, den wir vor einem Vierteljahr an dieser Stelle aufzuzeichnen versuchten, durfte niemand erwarten, daß sich für alle verfilzten Probleme der Nachkriegspolitik nun sofort Lösungen finden würden. Dazu waren neben den Freundschaftsaktiven zuviel Giftstoffe, zuviel tatsächliche Konflikte vorhanden. Die „Times“ meldeten zwar lobend aus Paris, die französische Presse habe kein unangebrachtes Triumphgeheul über den Besuch in London angestimmt, aber der „Temps“ konnte sich doch nicht enthalten, von dem neugestärkten französisch-englischen „Bloc“ zu schreiben. Und wenn auch mit dem einen Partner der Achse Rom — Berlin eine Entspannung eingetreten war, so begann gerade während dieser Entspannung eine italienisch-französische Pressepolemik von seltener Heftigkeit. Der Pariser Korrespondent der „Tribuna“ wurde am 22. November zurückberufen, weil er in einem Leitartikel für eine italienisch-französische Verständigung plädiert hatte. Wenige Tage später gab die italienische Presse Kenntnis von einigen recht groben Worten des französischen Marineministers Campinchi über Frankreichs Absichten gegenüber Italien. Paris dementierte, Campinchi dementierte. Die italienische Polemik ging weiter. Unter solchen Um-

ständen konnte eine „allgemeine Regelung“ in Europa nicht vorwärtskommen. Denn man mag sich darüber streiten, wie viele europäische Staaten an einer solchen Gesamtregelung teilzunehmen hätten — eines ist jedenfalls sicher, daß vier die Mindestzahl bildet: das Deutsche Reich, England, Frankreich, Italien.

Wenn wir für den Dezember und auch noch für Anfang Januar 1938 eine Art Stillstand der großen Politik in Europa feststellen, so glauben wir, daß hinter dieser äußeren Stagnation doch eine rege, teils sogar überstürzte weltpolitische Tätigkeit stand. Die Ausdehnung der Achse Rom — Berlin auf das Dreieck Rom — Berlin — Tokio hatte in London ein Erschrecken zur Folge. Viele behaupten: mit Unrecht. Aber die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen Mittelmeer und Pazifik, eines außerenglischen Zusammenhangs natürlich, war den Engländern von jeher ein Schreckgespenst. Immer wieder hatte sich erwiesen, daß Japan eigenmächtig vorging, wenn Europa mit eigenen Konflikten „unabhängig“ beschäftigt war. Und nun sollte noch diese naturgegebene Drohung gegenüber dem Zustand des Empire organisiert werden! Wenn England wirklich plante, es auf eine kriegerische Auseinandersetzung mit Italien im Mittelmeer ankommen zu lassen, dann konnte in engem Einverständnis zwischen Rom und Tokio eine antibritische Aktion im Fernen Osten in Gang gesetzt werden. Und umgekehrt. So sahen es viele Politiker in England an. Andre hielten das weltpolitische Dreieck für einen großen, aber erfolgreichen Bluff. Die erste britische Reaktion war jedenfalls: die Entsendung von Lord Halifax nach Berlin. Die zweite: der Versuch, die seit langem sich hinschleppenden Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten voranzutreiben. Dabei verließ die Engländer ihr sprichwörtliches diplomatisches Geschick. Der Zeitpunkt der Ankündigung bevorstehender Wirtschaftsverhandlungen mit den USA., ein Tag nach Halifax' Ankunft in Berlin, war psychologisch schlecht gewählt. Und die Einladung an Norman Davis, auf der Rückreise von der Brüsseler Konferenz in London haltzumachen, wurde in Washington als ausgesprochene Ungeschicklichkeit angesehen, in einem Augenblick, da sämtliche amerikanischen

Isolationisten schworen, Amerika werde nicht ein zweites Mal für England die Kastanien aus dem Feuer holen.

Unter Englands Führung wünschte somit der „Block“ London — Paris in den kleineren Angelegenheiten Europas Ruhe zu bewahren, während für unruhigere Zeiten die neue Konstellation mit den USA. vorbereitet werden sollte. Über die Bemühungen in Washington, deren zweifelhafte Erfolge erst in der zweiten Januarrhälfte sichtbar werden sollten, wird später noch zu reden sein. Inzwischen mag der Faden am Schlesiischen Bahnhof wieder aufgenommen werden. Delbos fährt weiter nach Warschau. Die Reise steht unter dem Vorzeichen: Belebung und Auffrischung der französischen Allianzen in Osteuropa. Moskau wird nicht besucht. Das ist bezeichnend für die Einschätzung der Sowjetaußenpolitik, selbst von seiten einer Volksfrontregierung. Daß Moskau links liegenblieb, hat gewiß in Polen, Rumänien und Jugoslawien den besten Eindruck gemacht. Trotzdem ist in Warschau das einzige Ergebnis: „Konsolidierung der französisch-polnischen Allianz“. Die Hoffnung, zwischen Polen und der Tschechoslowakei vermittelnd zu wirken, bleibt unerfüllt. Und während Delbos in seinem Trinkspruch auf die Kollektivgrundsätze Frankreichs hinweist, antwortet höflich und elegant der polnische Außenminister Beck mit Polens Vorliebe für zweiseitige Abmachungen — wie sie ja in dem Freundschaftsverhältnis zwischen Warschau und Paris aufs schönste sich bewährten.

Auf Warschau folgt Bukarest. Rüstungskredite und ein französisch-rumänisches Kulturabkommen werden besprochen. Aber Rumänien steht gerade im Wahlkampf, die Regierung Tatarescu kann keine festen Abmachungen eingehen. Das aber, was zwischen Delbos und Tatarescu besprochen wurde, dürfte von der Regierung Goga kaum wieder aufgenommen worden sein. In Belgrad besucht Delbos den Ministerpräsidenten Stojadinowitsch, der soeben von einem mehrtägigen feierlichen Staatsbesuch in Italien zurückgekehrt ist. Er hat dort die großen Rüstungsfabriken in Mailand besucht. Er hatte die Genugtuung, daß zu Ehren seiner Anwesenheit die letzten jugoslawischen politischen Gefangenen in Ita-

lien freigelassen wurden. Zurückgekehrt, schließt er, der Vielbegehrte, mit Delbos ein Handelsabkommen. Hat aber Delbos, dessen ganze Reise weitgehend von der Sorge um die Tschechoslowakei bestimmt war, überhaupt das Gespräch auf den alten französischen Plan einer gegenseitigen Garantie zwischen Belgrad und Prag gebracht? Jedenfalls drang darüber nichts in die Öffentlichkeit. Der überaus herzliche Empfang seitens der jugoslawischen Bevölkerung mag ein kleiner Trost für die Magerkeit der politischen Ergebnisse gewesen sein. Am wohlsten fühlte sich der französische Außenminister gewiss in Prag. Doch hier hatte er einen Auftrag zu erfüllen, zurückgehend auf die Halifax-Entspannung und die Zusammenkunft in London: die Prager Regierung soll, so wünscht London, die Sudetendeutsche Frage zu einer befriedigenden Lösung bringen. Vorbereitet ist dieser Auftrag durch eine Artikelserie der „Times“, die in offenkundiger Weise die Fehlentscheidungen der tschechoslowakischen Regierung und die Unhaltbarkeit der bestehenden Situation bespricht. Man mag unterstellen, daß Herr Delbos die bittere Pille versüßte, indem er das in Marseille schon öffentlich gemachte Versprechen nachdrücklich wiederholte: Frankreich wird seinen Bündnisverpflichtungen gegebenenfalls in jeder Form und auf schnellste nachkommen.

Während Delbos noch unterwegs ist, kommen zwei französische Politiker nach Berlin. Der eine ganz offiziell, Monsieur Comert, Presschef des Quai d'Orsay, der mit seinem deutschen Kollegen, dem Gesandten Aschmann, über eine Besserung der deutsch-französischen Pressebeziehungen erfolgreich verhandelt. Der zweite, der ehemalige französische Ministerpräsident und Außenminister Flandin, privat. Er spricht einige führende Persönlichkeiten des Dritten Reiches und kehrt zur Berichterstattung nach Paris zurück. In Paris scheint man den Eindruck zu haben, daß er es nicht verstanden hat, den freundschaftlichen Ton vom Schlesiens Bahnhof wieder aufzunehmen.

Während Delbos unterwegs ist, ereignet sich noch mehr: Mussolini läßt auf einige vorbereitende faschistische Artikel gegen die „humanitären alten Jungfern“ in den westlichen Demokratien am 12. Dezember die

feierliche Verkündung des Austritts Italiens aus der Genfer Liga folgen. Das Deutsche Reich begleitet und unterstreicht diesen Akt durch die offizielle Erklärung: „Nie wieder zurück in den Völkerbund.“ Die Großmächte sehen in dem Schritt nur die formelle Bestätigung einer längst vollzogenen Tatsache. Möglich, daß der Duce selbst, in seiner realpolitischen Haltung, den Nebenzweck damit verband, in einer vor allem von Wünschen bestimmten „Entspannungs“-Atmosphäre, an die alltägliche, konfliktgeladene europäische Wirklichkeit zu erinnern.

Eine Verschlechterung der Beziehungen zwischen Rom und London ist durch den italienischen Austritt aus dem Völkerbund gewiss nicht entstanden, eher war er ein Ausdruck für das seit 2½ Jahren gespannte Verhältnis. Aber anderes trägt dazu bei, neue Verbitterung zu schaffen. Die Abtrennung der koptischen Kirche in Abessinien von der koptischen Mutterkirche in Kairo löst in England vielleicht noch größeren Ärger aus als in Ägypten. Die Ersekung Grazianis in Abessinien durch den Duca di Aosta, die zuerst als Versuch eines italienischen Entgegenkommens gedeutet wird, hat bisher noch keine auflockernden Folgen gehabt. Daß die britische Regierung dem ehemaligen abessinischen Außenminister Zele Hawariate die Aufenthaltserlaubnis verweigert, scheint in Rom kaum als Freundlichkeit gewertet zu werden. Italienische Zeitungsartikel über die Fehler der englischen Palästinapolitik und einen Aufstand Hadramauts gegen die neu errichtete britische Herrschaft wirken nicht besänftigend. Am 20. Dezember teilt Eden dem Unterhaus mit: dem italienischen Botschafter wurde eine Warnung über die Auswirkung der italienischen Propaganda in Palästina und anderswo auf die englisch-italienischen Beziehungen überreicht. Er fügt hinzu, daß es unmöglich sein werde, die „für die erfolgreiche Durchführung von Gesprächen zur Besserung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern nötige Atmosphäre zu schaffen, solange nicht dieser Propaganda ein Ende gemacht sei“. Einen Tag später sind verschiedene Meldungen in der Presse zu lesen: Italien schickt drei neue Schwarzhemdenbataillone nach Ostafrika; der englische und der französische Luftfahrtminister

sind zu gemeinsamen organisatorischen Besprechungen zusammengekommen; Ägypten wird wahrscheinlich seine Konsulate in Tobruk (Libyen) und Addis Abeba schließen.

Die italienische Presse beklagt sich darüber, daß Eden bisher verlangt habe: Vereinigung des Spanienkonfliktes als Voraussetzung eines englisch-italienischen Gesprächs. Und nun, da in Spanien Ruhe herrsche, stelle er wieder eine neue Bedingung auf: Verzicht auf die italienische Propaganda. Damit kommen wir an einen der erstaunlichsten Punkte in dieser Übersicht des letzten Vierteljahres: über den spanischen Konflikt ist es in der Weihnachtszeit tatsächlich still geworden. Die Ernennung britischer Agenten in Nationalspanien, obwohl nicht von der offiziellen Anerkennung begleitet, hat gewirkt, als wenn in eine Waagschale, die bisher leer hoch in der Luft hing, ein Gewicht gelegt worden sei. Wohl mag das englische Gewicht noch weniger wiegen als das italienische, wohl geht ein leicht gereiztes Geplänkel über Blockadefragen zwischen London und Salamanca fort, aber der Nichteinmischungsausschuß — diese dramatische Rednertribüne, auf der im Sommer und Herbst die Leidenschaften Europas aufeinanderstießen — ist fast vergessen. Zuweilen erscheint ein inhaltsloses Kommuniké von wenigen Zeilen über eine Unterausschuffigung, über technische Beratungen, über die Kosten der Freiwilligenzurückziehung. Das ist alles. Auf dem Kriegsschauplatz wird mit wechselndem Glück um Ternerl gekämpft, und wechselnd ist auch die Ansicht über die strategische Bedeutung dieses heute in Trümmern liegenden Bergstädtchens.

Weniger ruhig sind die Verhältnisse im vorderen Orient. Auf Palästina lastet die Unsicherheit über das endgültige Schicksal, eher gesteigert als vermindert durch die Ernennung einer Palästina-Kommission am 29. Dezember. Terrorakte gehen weiter, die britische Verwaltung versucht mit immer strengem Vorgehen, mit Militärgerichten und Todesurteilen durchzugreifen. Auch im Nachbarland Syrien flackern immer neue Unruhen auf. Die Verhandlungen mit Frankreich über die Inkraftsetzung des franco-syrischen Vertrags gehen stockend voran. Mit dem Nachbarstaat Türkei kommt es zu wiederholten Reibungen wegen des

Sandschaks von Alexandrette. — Wenn Palästina noch im ungewissen ist, nicht nur über die künftige Staatsform, sondern auch über die zukünftigen Grenzziehungen, wenn Syrien als einziges Ziel die Unabhängigkeit und die Vereinigung mit dem Libanon anstrebt, so sollte in Ägypten, das seinen Wunsch nach Unabhängigkeit im Sommer 1936 erfüllt sah, alles in Ordnung sein. Doch ein mißglücktes Attentat auf den Ministerpräsidenten Nahas Pasha am 28. November zeigt, daß unter dem äußeren Frieden Konflikte versteckt sind. Mitte Dezember bricht die alte Krise zwischen dem Wasf, der großen Volkspartei, und dem Königshaus wieder auf. Die Einheitsfront der Parteien, die die Unabhängigkeit von England aushandelte, ist schon längst auseinandergebrochen, und der junge König wählt einen Führer der Opposition, Mohammed Mahmud Pasha, um ihn am 30. Dezember mit der Ministerpräsidentenschaft zu betrauen. Die außenpolitischen Auswirkungen des ägyptischen Regierungswechsels werden verschieden beurteilt. Es ist wohl falsch, auch hier eine englisch-italienische Kraftprobe erblicken zu wollen. Doch die ägyptisch-italienische Spannung über die koptische Kirche ist gemildert: in der neuen Regierung sitzen weit weniger Kopten als im Wasf-Kabinet.

★

Der Krieg in Spanien hat schon längst aufgehört, Tagesgespräch zu sein. Auch der Krieg in Ostasien wird für alle, die nicht beteiligt sind, allmählich zu einer gewohnten Sache. Wer verfolgt noch auf der Karte den stetigen Vormarsch der Japaner ins Landinnere dieses ungeheuren Reichs? Ein schneller Vormarsch, gemessen an den Gebieten, die in kurzer Zeit besetzt wurden. Ein langsamer Vormarsch, gemessen an dem, was noch außerhalb des japanischen Machtbereichs liegt. Daß die Japaner glänzende Strategen und Kämpfer sind, daß China die Taktik Moskaus gegenüber Napoleon von 1812 wiederholen möchte, das alles ist längst zu Ende diskutiert. Nur wenn eine Stadt wie Nanking besetzt wird, wenn Gerüchte über Waffenlieferungen und Friedensvermittlungen umgehen und demontiert werden, horcht der „Mann von der Straße“ wieder kurz auf. Nur wenn die Serie der täglichen Zwischenfälle sich zu

einem kräftigen und drohenden Notenkrieg auswächst, ist er, der in den letzten Jahren mit Sensationen so verwöhnt wurde, zu fesseln. Der „Panay“-Zwischenfall am 13. Dezember z. B., bei dem ein amerikanisches Kanonenboot von japanischen Flugzeugen beschossen wird, folgend auf die Beschädigung englischer Schiffe, rückt den Ostasienkonflikt wieder in den Mittelpunkt des Interesses. Ein amerikanischer Protest folgt auf den anderen. Roosevelt fordert, daß die Angelegenheit dem japanischen Kaiser vorgelegt werde. Ja, es werden in Amerika Stimmen laut, die besagen: nur eine persönliche Entschuldigung des Mikado vermag die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten zu befriedigen.

Für Englands Politik ist dieser Panay-Zwischenfall, der erst Ende Dezember sein offizielles Ende findet, ein Geschenk des Himmels. Denn die Erregung der öffentlichen Meinung Amerikas gegen Japan muß wenigstens zum Teil dem britischen Verlangen nach einem gemeinsamen Vorgehen zugute kommen. Und das hält England, vielleicht auch Roosevelt, für bitter notwendig. Wie weit aber Amerika von solcher „Mitarbeit“ noch entfernt ist, wie genau sich Roosevelt seiner Position bewußt ist, zeigt eine Äußerung aus seiner aktivsten außenpolitischen Zeit, kurz nach der Rede in Chicago. Ein Außenpolitiker fragte ihn nach der Möglichkeit eines Waffenembargos oder einer gemeinsamen Boykottpolitik. „Mein lieber Freund“, sagte der Präsident, „Sie sind auf Seite 257. Ich bin erst auf Seite 2.“ Der englische Kommentator dieses Ausspruchs rechnet in „Round Table“ aus, daß die Genfer Resolution gegen Japan als Seite 3, Amerikas Einverständnis als Seite 4, die Einberufung der Brüsseler Konferenz als Seite 5 gelten möge. Und so bringt er es bis auf Seite 9. Aber 257 Seiten gibt es nach Roosevelts Meinung.

So ist denn auch Roosevelts Adresse an den Kongreß vom 3. Januar schon um vieles vorsichtiger, obwohl er auf „Herausforderungen“ anspielt, die in früheren Zeiten gut zu einem Krieg hätten führen können. Seine Forderung nach Aufrüstung wird vorläufig noch in den zurückhaltenden Satz gekleidet: „Entschlossen in unserer festen Absicht, die Rechte anderer zu wahren und

Achtung vor unseren eigenen Rechten zu fordern, müssen wir in unserer Selbstverteidigung ausreichend stark bleiben.“ Am 5. Januar wird das Budget vorgelegt; die wichtigsten Punkte: ein hohes Defizit, hohe Rüstungsausgaben. Am 7. Januar offizielle Ankündigung über den Beginn der Handelsvertragsverhandlungen mit England. Am 10. Januar Abstimmung gegen die Ludlow-Resolution. Damit wird der Weg für die Vorlage von Roosevelts Aufrüstungsprogramm frei.

Dazwischen aber stehen immer wieder französische und englische, vor allem englische Ungeschicklichkeiten, die genau das Gegenteil von dem bewirken, was Paris und London erreichen wollen. Am 10. Januar schreiben die „Times“: „Amerika rüstet auf. Japanische Bomben haben dazu beigetragen, die amerikanische öffentliche Meinung in einem vor sechs Monaten noch unvorstellbaren Maße zu aktivieren für die Neubewertung der Möglichkeiten paralleler Aktion mit anderen Mächten im Fall der Not und für eine Politik der Bereitschaft, die jeder Herausforderung gewachsen wäre.“ Und Mitte Januar beschreibt der „Temps“ die Entsendung dreier amerikanischer Kreuzer zur Eröffnung der Hafenausbauten in Singapur als „symbolische Demonstration englisch-amerikanischer Zusammenarbeit“. Dauernd versuchen die Engländer, darzustellen, daß Washington und London im Fernen Osten gemeinsam vorgehen. Und das amerikanische Volk will doch nur eines: unabhängig vorgehen, unabhängig bleiben! Nichts könnte Roosevelt, wenn er je einmal den Mut hätte, im Buch der Kollektivaktion ein paar Seiten weiterzublättern, mehr in Verlegenheit bringen als diese drängend freundschaftliche Betonung gemeinsamer Interessen, gemeinsamer Ziele, gemeinsamer Notwendigkeiten. Und es bedarf schon eines so spitzfindigen Geistes wie Walter Lippmanns, um hier wieder Gegengewichte zu schaffen, wenn er in der „New York Times“ schreibt: „Es ist ebenso demütigend wie gefährlich, wenn lebenswichtige Entscheidungen der amerikanischen Politik nicht in Washington, sondern in Tokio gemacht werden, und wenn sie nicht deshalb getroffen werden, weil wir sie für klug halten, sondern weil Japan sie für nützlich hält.“

*

Doch wir sind in den Pazifik- und Atlantikfragen schon weit in den Januar vorgerückt und müssen zu Europa zurückkehren, um den Gleichschritt mit dem Verlauf der Ereignisse zu wahren. Hier wurde inzwischen vergessen, daß das Delbos-Wort nicht nur bei Deutschen und Franzosen, sondern wohl bei allen europäischen Völkern einen gemeinsamen Glauben ausspricht: Scherben bringen Glück. Die Westmächte wollen immer noch die einzige Form europäischer Gemeinsamkeit in den riesigen Hallen der Genfer Liga sehen. Die 100. Ratstagung wird vorbereitet, gewiß mit gemischten Gefühlen. Denn in der Schweiz ist inzwischen die Bewegung zur Rückkehr in die absolute Neutralität immer stärker geworden, und Bundespräsident Motta ist beauftragt, darüber Bericht zu erstatten. In den skandinavischen Staaten und in Belgien steht man dem Artikel XVI (Sanktionsartikel) mit größter Zurückhaltung gegenüber, und in Polen hält Außenminister Beck eine Rede, die an Offenheit über die „Société des Nations“ nichts zu wünschen übrigläßt. Bevor es jedoch zur „Jubiläums“-Sitzung kommt, macht der Sturz der französischen Regierung eine Verschiebung der Tagung nötig. Finanz- und Sozialkrise erzwingen am 14. Januar Chautemps' Rücktritt. Vier Tage vergehen mit vergeblichen Versuchen, die Krise zu lösen. Schließlich bildet Chautemps ein neues Kabinett, in dem die Kommunisten ausgeschaltet bleiben und eine stärkere Konzentration zur Mitte hin versucht wird.

Hier sieht man zum zweitenmal in kurzer Zeit die starke Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenpolitik. In Rumänien hatte die Einsetzung der Regierung Goga, der sofortige Austausch von Freundschaftsbezeugungen mit Italien und der Achsenpolitik bis zu einem gewissen Grad eine Neuorientierung der Donaupolitik bewirkt. Nun zeigt das Kabinett Chautemps mit der Einsetzung Daladiers über alle Wehrministerien und der Ernennung Gamelins zum Chef der gesamten Wehrmacht die Entschlossenheit, im Gesamtorganismus Frankreich das Heer hervorzuheben und zu stärken. Nachdem England schon vor längerer Zeit ein Koordinationsministerium unter Inskip geschaffen hatte, ist nun auch in Frankreich

eine einheitliche Führung aller drei Waffengattungen bewirkt.

In umgekehrter Richtung läuft die Entwicklung in Sowjetrußland. Hier hat sich mit den zahlreichen Erschießungen des Frühjahrs zuerst eine Schwächung des Heeres ergeben. Aber bei dem engen Zusammenhang, der immer zwischen Politik und Kriegsführung bestehen muß, durfte nach der „Säuberung“ des Heers auch eine Reinigungsaktion in der Außenpolitik erwartet werden. Sie hat sich denn auch mit dem lautlosen Verschwinden zahlreicher Sowjetbotschafter und -gesandter von ihren Missionen eingestellt.

In Genf spielt sich das übliche Schauspiel ab. Noch sorgfältiger als sonst werden öffentliche Sitzungen vermieden und durch vorbereitende private Besprechungen ersetzt. Zahllose Geheimverhandlungen führen schließlich zu einer Resolution über den Ostasienkonflikt, die sich nur wenig von der Brüsseler Resolution unterscheidet und die unter Stimmenthaltung Polens und Perus angenommen wird. Die Debatte über die Reform des Paktes führt zu nichts anderem als einer Vertagung bis zur Vollversammlung im September.

Unabhängig von all diesem geht die Politik der „Achsen“-länder ihren Gang. Vom 8. bis 12. Januar findet in Budapest die Konferenz der Römerpaktstaaten statt. Trotz der schon vorher erfolgten Lockerung der Wirtschaftsverbindungen wird die gemeinsame Politik aufrechterhalten. Ungarn und Österreich erklären sich bereit, die Regierung Franco anzuerkennen und, obwohl sie nicht dem Antikominternpakt beitreten, findet sich doch eine Formel für den gemeinsamen Kampf der drei Staaten gegen den Bolschewismus. Beck hält sich auf dem Weg nach Genf einige Tage in Berlin auf. Stojadinowitsch wird in feierlichem Staatsbesuch im Reich empfangen, und beide Teile erklären sich höchst befriedigt über die Ergebnisse der Besprechungen. Der Besuch des Führers wird in Rom für den Jahrestag der Imperiumsfeier angekündigt, und wenn auch der Tag des Besuches noch nicht so endgültig festgelegt ist, so ist doch diese neue Demonstration der Solidarität des Reiches und Italiens für das Frühjahr angesetzt.

Auch auf außereuropäischem Gebiet ist Ita-

lien nicht untätig geblieben. Ein 25jähriger Freundschaftsvertrag mit dem Yemen wurde abgeschlossen; und wenn man das Land Hadramaut im südlichsten Arabien als englische Interessensphäre ansehen mag und Saudi-Arabien als englandfreundlich, so liegt auch hier ein nach Italien ausgerichteter Staat nun zwischen zwei britischen Einflusssphären. Einen weiteren Vorstoß in die britisch-arabische Sphäre bedeutet die Bildung einer italienischen Bankniederlassung im Irak. Damit wird eine Tradition wieder aufgenommen, die infolge der finanziellen Anspannung während des Abessinienkriegs kurz unterbrochen war.

Die englisch-italienischen Beziehungen haben sich um die Jahreswende nicht gebessert. Ein Jahr und einen Tag nach Abschluß des „Gentleman's Agreements“ nimmt der englische Rundfunk seine Sendungen in arabischer Sprache auf, ein Stück unversteckter Gegenpropaganda, das in der englischen Geschichte neu ist. Das Gespräch zwischen Perth und Ciano, das gleichzeitig stattfindet, gibt zur Vermutung Anlaß, daß nun endlich die Verhandlungen in Gang kommen. Noch ist es nicht so weit.

Italien und England sind nicht die Einzigen, die sich um die Welt des Islam bemühen. Auch in Japan wird die Frage erörtert, ob nicht die mohammedanischen Staaten dem Antikominternpakt angegliedert werden könnten. Die andere Frage, die Frage des Kampfes zwischen der weißen und der gelben Rasse, vom japanischen Innenminister ohne besondere Betonung vor seinem Amtsantritt aufgeworfen, wird von den westlichen Demokratien als Beweis für Japans aggressive Absichten aufgegriffen und ausgewertet. Im eigentlichen Fernostkonflikt haben sich, abgesehen von dem dauernden kriegerischen Vormarsch der Japaner, zwei wichtige Ereignisse abgespielt. Erstens: die Vermittlungsaktion zwischen Japan und China ist am Widerstand Tschiangkai-scheks gescheitert. Das Deutsche Reich tritt wieder in die Rolle eines neutralen Beobachters zurück. Zweitens: der Kaiserliche Rat in Tokio hat beschlossen, in Zukunft nicht mehr mit der chinesischen Zentralregierung zu verhandeln. „Sie steht der Errichtung und dem Wachstum eines neuen chinesischen Regimes entgegen, bei dem man auf harmonische Zusammenarbeit

rechnen kann . . . Es ist unnötig auszusprechen, daß damit keine Änderung eintritt in Japans Politik der Achtung für die territoriale Integrität und die Souveränität Chinas, wie auch der Rechte und Interessen anderer Mächte in China.“ Daß England nichtsdestoweniger seine Interessen in China schwer geschädigt sieht, ist bekannt. In Amerika ist die Stimmung immer noch zwiespältig. Das wirkt sich auch in der Außenpolitik aus. Am 4. Januar wird gemeldet: die USA-Streitkräfte in China werden verringert — und zwei Tage später wünscht Washington, die Insel Guam im Pazifik zu besetzen.

Der wahre Konflikt ist inzwischen jedoch vom Krieg in China zur Flottenfrage hinübergewechselt. Am 7. Januar werden die neuen italienischen Flottenpläne veröffentlicht, die nicht über die des Londoner Vertrags hinausgehen, die in England keine unfreundlichen Kommentare erregen, jedoch in Frankreich eine Diskussion über die Rückständigkeit der französischen Flotte entfesseln. Mitte Januar will man in London wissen, daß Japan beabsichtige, mit seinen Kriegsschiffbauten über das Londoner Flottenbauprogramm hinauszugehen. Am 17. Januar wird ein erhöhter Kriegsschiffbau der USA. in Aussicht gestellt. Am 20. Januar dementiert Tokio, daß es beabsichtige, über die Grenzen des Vertrags hinaus Schiffe zu bauen. Am 21. Januar bekommt der englische Botschafter in Tokio, nach vorausgegangener englisch-amerikanisch-französischer Fühlungnahme die Weisung, sich nach den japanischen Bauabsichten zu erkundigen. Am 24. Januar: Erklärung Tokios, daß Japan keine 43 000- oder 45 000-t-Schiffe baue, aber an der Geheimhaltung seiner Flottenbaupläne festhalte. Am 28. Januar Veröffentlichung des neuen amerikanischen Flottenbauprogramms. Am 31. Januar kündigt der neue französische Marineminister Bertrand an, die französischen Flottenbaupläne müßten von Grund auf revidiert werden.

Soweit wäre alles nach englischem Wunsch und glänzend verlaufen. Nun aber beginnt der amerikanische auswärtige Ausschuss mit einer gründlichen Untersuchung der Frage der Flottenausrüstung. Es kommt heraus, daß vor kurzem Captain Jingeroll von der Kriegsplanungsabteilung zu Besprechungen

mit der englischen Admiralität in London war, und daß Roosevelt die Bekanntgabe seiner Flottenbaupläne bis nach der Rückkehr Jngersolls verschoben hatte. Damit ist der Teufel los. Admiral Leahy muß vor dem Ausschuß die Regierungspolitik verteidigen und wird bestimmt, über den Inhalt der Jngersoll'schen Gespräche zu berichten. Von einem Admiral darf vielleicht keine diplomatische Schlagfertigkeit erwartet werden. Jedenfalls verweigert Leahy die Aussage mit der Begründung, daß sie „lebenswichtige Informationen bezüglich der Verteidigung unseres Landes“ enthalte. Unglücklicher hätte seine Antwort nicht ausfallen können. Das klingt doch ganz nach Bündnisverhandlungen mit England! Oder zum mindesten hat das fremde, das böse europäische England Einblick getan in lebenswichtige amerikanische Verteidigungsfragen, die den zuständigen amerikanischen Bürgern vorenthalten bleiben sollen! Solches ist nicht wieder gutzumachen. Auch nicht mit Leahys kategorischer Erklärung, zwei Tage später, daß die USA-Marine nur auf sich gestellt sei, mit keiner fremden Hilfe rechne und keine Bündnisse eingegangen sei. Selbst Hulls dreimaliges unzweideutiges „Nein“ auf die Fragen des Senats vermag das Mißtrauen nicht ganz zu beheben. Zu allem Überfluß erklärt zwei Tage nach Hulls Dementi der Oxford Professor Gilbert Murray, ein Ligafanatiker und genauer Kenner der englischen Außenpolitik, England habe in Washington die Versicherung abgegeben, es werde die Vereinigten Staaten überall unterstützen!

Die Opposition in Amerika beruht zum geringsten Teil auf Mißtrauen gegenüber der Regierung Roosevelt, zum größten Teil auf den traditionellen Schwierigkeiten der amerikanischen Außenpolitik. Auf eine kurze Formel gebracht, ist der Kreislauf folgender: Amerika will keinen Krieg. Um allein allen Angriffen gewachsen sein zu können, muß es aufrüsten. Sobald es aufrüstet, erhebt sich in Südamerika wieder das Geschrei von der Yankeegefahr, und bezüglich der ideologischen Aufspaltung der südamerikanischen Staaten ist Washington sowieso schon besorgt. Will man aber mit Rücksicht auf Südamerika nicht aufrüsten, so muß man unter Umständen Weistand bei einer anderen Macht suchen. Das bedeutet Teil-

nahme am Krieg. Aber Amerika will keinen Krieg.

Überlassen wir Amerika seinem jahrhundertelangen Dilemma und England seiner Sorge um den so schwer zu behandelnden angelsächsischen Partner, und kehren wir zur europäischen Politik zurück. Die Periode der innen- und außenpolitischen Neuorientierungen, die mit der französischen Kabinettskrise anfang, nimmt mit der deutschen Regierungsumbildung vom 4. Februar ihren Fortgang. Bei aller strukturellen Verschiedenheit der beiden Staaten, die zusammen den Kern des kontinentaleuropäischen Problems bilden, ist eine gewisse Parallelität doch sichtbar: der Koordination der drei Waffengattungen in Frankreich entspricht im Reich die Konzentrierung der Wehrmachtsleitung in den Händen des Führers. Im Reich ist darüber hinaus ein Wechsel im Außenministerium vollzogen und in verschiedenen Botschaften eingeleitet. Das große Rätselraten, das daraufhin im Ausland über die künftige Führung der deutschen Außenpolitik eingeseht hat, läßt das Wichtigste außer acht: es mag der eine Botschafter mehr nach der einen oder nach der anderen Hauptstadt ausgerichtet sein — das ist seine Pflicht als Beauftragter in einem besonderen Land — die Führung bleibt jedenfalls in Berlin, wo sie immer war: in den Händen des Führers.

★

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, das wie eine kleine Bosheit des waltenden Geschicks gegenüber dem Chronisten der Ereignisse und dem künftigen Historiker erscheint, daß fast gleichzeitig mit der deutschen Kabinettsumbildung nicht nur ein neues Aufkladden des Spanienkonflikts, sondern auch ein ernsthafter Versuch englisch-italienischer Annäherung einherging. Denn der Historiker hat es mit der Aufzeigung von ursächlichen Zusammenhängen zu tun. Er ärgert sich, wenn Dinge „zufällig“ nacheinander passieren, die nichts miteinander zu tun haben — und umgekehrt. Wir verzeichnen: am 1. Februar wurde der englische Dampfer „Endymion“ von unbekannten U-Booten versenkt. Am 2. Februar bittet Eden den französischen und den italienischen Botschafter zu einer Unterhaltung über englische Vorschläge zur

Verstärkung der Abmachungen von Nyon. Am 3. Februar erklärt sich die französische Regierung mit den englischen Vorschlägen einverstanden. Am 4. Februar wird der englische Dampfer „Alciras“ von zwei unbekannten Flugzeugen versenkt. Corbin und Grandi teilen Eden das Einverständnis ihrer Regierungen mit der Verschärfung von Nyon mit. Danach wird jedes U-Boot, das untergetaucht im Mittelmeer außerhalb der spanischen Dreimeilenzone angetroffen wird, von den patrouillierenden Mächten versenkt. Am 6. Februar: scharfe englische Note wegen der Schiffsversenkungen an Franco. Am 7. Februar: „Offene“ Erklärung Edens über Spanien. Warnung an Franco, die englische Geduld sei nicht unerschöpflich. Am 8. Februar lange Unterredung Grandis mit Plymouth, nachdem er „schon wichtige Unterredungen mit Eden gehabt hatte“. Gesprächsthema: Freiwilligenzurückziehung. England sieht in der Spanienfrage den einzigen Hinderungsgrund gegen eine Besserung der Beziehungen mit Italien und hofft auf Einigung. Paris hält seit langer Zeit zum erstenmal die italienische Regierung für „glänzend disponiert“. In Paris spricht man von einem Nachgeben Mussolinis; in Rom von einer plötzlichen Schwenkung der englischen Politik. Das sind Prestigefragen. Sie wiegen vielleicht nicht zu schwer. Wie dem auch sei: am 10. Februar ist Grandi schon wieder bei Eden, und die Besprechungen werden fortgesetzt. Sie werden sogar fortgesetzt über das Widerstreben Edens hinaus, ja, sie scheinen die Hauptursache für Edens Rücktritt gewesen zu sein. Wenn die vermeintliche Kehrtwendung Mussolinis in Paris schon große Hoffnungen auslöste, Hoffnungen auf eine Rückgliederung Italiens in die Stresafrent, so blieb diese Freude von kurzer Dauer. Denn die vielstündige Besprechung auf dem Obersalzberg von Adolf Hitler und seinen Beratern mit Bundeskanzler Schuschnigg und Staatssekretär Schmidt führte zu einer unerwartet schnellen Einigung zwischen dem Deutschen Reich und Österreich, zu einer in Aussicht gestellten weitgehenden Angleichung der Wiener Politik an die des Dritten Reiches, die die Möglichkeit einer akuten Krise zwi-

schen beiden Ländern von vornherein abschneiden sollte. Mochten nun die Pariser Blätter noch so sehr in Selbstvorwürfen wie in Anklagen gegenüber England und Italien sich ergehen — eine Tatsache war jedenfalls vor aller Welt klargeworden: das „Problem Österreich“, das immer als unüberwindliches Hindernis einer vollen Einigung zwischen Berlin und Rom galt, war in gegenseitigem Einverständnis einen großen Schritt vorwärtsgetrieben worden. Die im Ausland soviel erörterte Frage nach den deutschen „Gegenleistungen“ für die italienische Nachgiebigkeit mag vielleicht ein späteres Kapitel der weltpolitischen Chronik beschäftigen — heute jedenfalls sind keine Anzeichen einer solchen „speziellen Gegenleistung“ zu erblicken.

So kann heute von einer Auflockerung der lange Zeit festgefahrenen Fronten gesprochen werden. Das Problem „Mitteleuropa“, das den Westmächten seit Jahren so viel platonische Sorgen verursachte, ist einer Lösung im deutschen Sinn nähergerückt, die Entspannung zwischen Italien und den Westmächten, deren Fehlen zur Zeit des Halifax-Besuchs und der Freundlichkeiten am Schlesiischen Bahnhof ein Gespräch zu vierein verhinderte, scheint in die Wege geleitet. Die innen- wie außenpolitisch richtunggebende große Reichstagsrede des Führers am 20. Februar muß in diesem Schwebezustand den Auftakt einer neuen Entwicklung bedeuten. Daß an demselben 20. Februar abends der Rücktritt des englischen Außenministers Eden erfolgte, des Mannes, der als die Seele der englischen Völkerbunds- und Sanktionspolitik galt, mag sich ebenfalls im Sinn einer „Auflockerung“ auswirken. Chamberlains Absicht ist es offenbar, von der Atmosphäre der Stagnation, die er als Erbe Baldwin ange- treten hat, hinweg und zu raschen europäischen und weltpolitischen Entscheidungen zu gelangen. Die Spannung, mit der die ausländischen Kabinette auf die Rede Adolf Hitlers gewartet haben, beweist, wie sehr sich das Deutsche Reich in letzter Zeit politisch in den Mittelpunkt dieser europäischen Entscheidungen gestellt hat.

Margret Boveri.

Literarische Rundschau

Eine deutsche Frau

Das mit 24 Abbildungen geschmückte Lebensbild einer deutschen Frau „Elisabeth von Staegemann“ von Margarete von Olfers (Leipzig, Koehler & Amelang. NM 4,80) ist doppelt wertvoll: einmal als Spiegelbild aus sehr verschiedenartigen Zeitaltern deutscher Kultur, und dann durch die eigenartig reizvolle Persönlichkeit dieser Frau, die ihre Ur-entfeln uns ganz nahezubringen versteht. Sie schreibt im Vorwort: „Ich kann wohl sagen, daß ich dieses Leben erfüllt habe, nicht nur als Nachfahrin, sondern vor allem auch in liebevollem Nachsinnen und Sichhineinversetzen in das Wesen einer Frau, deren Gedächtnis wert ist, erhalten zu bleiben.“ Die warme, lebendige Schilderung führt uns zuerst an das Sterbebett von Elisabeths Großmutter, läßt uns an dem Aufblühen ihrer Tochter Regina teilnehmen und rollt dann das Lebensbild Elisabeths auf. Wir verfolgen ihr langes, viele Jahre durch die erste unglückliche Ehe getrübbtes, später aber unter günstigem Stern stehendes Erdendasein. Ihre „ungleich kindliche und bedeutende“, künstlerisch wie menschlich reich begabte Persönlichkeit, an der „nichts kunstvoll Gedrehtes“ war, gewann ihr die Herzen aller, die ihr nahe traten. Wir werden ergriffen von ihrem ersten, durch den von dem Herzog Friedrich Karl von Holstein-Beck erweckten Liebes- traum, der sich dank ihrer Lauterkeit und Selbstzucht in lebenslängliche wahre Freundschaft wandelte. Unter ihren Freunden finden wir Immanuel Kant, den Komponisten Reichardt, den Schriftsteller von Hippel, den jungen, später als Politiker hervortretenden Genß, dessen eingestreute Briefe an sie schon den großen Stil- künstler zeigen, und den Studenten Staegemann, der sie nach langen Jahren treuen Wartens als Lebensgefährtin heimführen durfte. In Berlin, wo er als Staatsmann zu hohen Ehren emporstieg, traten ihr auch der unglückliche Heinrich von Kleist nahe und Clemens Brentano. Der junge Hein-

rich Laube vergleicht die in den erschütternden Jahren von Deutschlands Erniedrigung gereifte, immer harmonischer werdende Elisabeth mit „einem friedlich abgeschlossenen Tal, über dem der Odem der Ewigkeit und wohlthätiger, unwandelbarer Ruhe liegt“. Ihre holde Tochter Hedwig, „in deren Dasein Elisabeths Leben seine Vollenbung fand“, steht wohl den meisten Lesern dieses Buches in leuchtender Erinnerung durch ihre Briefe und Tagebuchaufzeichnungen, und ebenso Elisabeths Enkelin Marie von Olfers, deren Lebensbild ihre Nichte Margarete uns vor ein paar Jahren schenkte. In diesem neuen Werk erweist Margarete sich als echte Nachfahrin dieser kultivierten, vielseitig begabten Höhengenschen, die auch heute jedem, der sich in sie vertieft, beglückende Lebensbereicherung bedeuten werden.

Charlotte von Zeromski.

Die Tilmansöhne

Der Herausgeber oder die Herausgeberin der vielbesprochenen, viel gelobten und viel angefeindeten Briefe einer Liebe, die unter dem Titel „Das Herz ist wach“ erschienen sind, M. B. Kennicott, ist nun mit einem eigenen Werke hervorgetreten: „Die Geschichte der Tilmansöhne“ (Tübingen, Rainer Wunderlich. NM 7,80). Hier wird dem Jüngsten der ausgedehnten Familie die Geschichte seines Geschlechts von seiner Großmutter erzählt. Zunächst wird man ein leichtes Mitgefühl für diesen Jüngsten nicht los, denn auch für den Erwachsenen ist es unmöglich, ohne den vorsorglich dem Buche vorangestellten Stammbaum des ganzen Geschlechts sich auch nur einigermaßen in den verwinkelten Familienbeziehungen zurechtzufinden, und auch mit dem Stammbaum ist es noch reichlich schwierig. Denn diese Familie, deren Zweige von Süddeutschland über Ostpreußen nach Schweden und England sich ausdehnten und auch in den fremden Landen völlig heimisch wurden, bildet in ihrer Gesamtheit so etwas wie die Vereinigten

Staaten von Europa. Bei dem Gewicht dieses Buches und dem Rang, den niemand dem Verfasser(in) absprechen kann, sei ein Einwand vorangestellt, den man auch bei der Briefsammlung nicht überwinden konnte: auch hier wird in einer sehr direkten Weise von Dingen ohne Scheu gesprochen, von denen in dieser Deutlichkeit und Direktheit zu sprechen nicht allen Menschen gegeben ist. Doch wieviel man davon vertragen kann, ohne eine gewisse Peinlichkeit zu empfinden wegen zu großer Nähe und zu intimen Einblicks in die persönlichsten Bezirke anderer, das hat schließlich jeder mit seinen eigenen Anschauungen auszumachen. Dieses Werk verlangt und verdient eine solche persönliche Auseinandersetzung. Denn einmal ist in dem ganzen Buche eine Atmosphäre von feinsten Geistigkeit, anständige Kultur voll Haltung, feistlicher Reichtum, Gefühl für Wert und Unwert menschlicher Dinge und eine große Lebensklugheit, daß die Unterhaltung mit einer so reifen und interessanten Persönlichkeit sehr lohnend ist. Zum andern aber — und hier mündet das Buch in die brennendsten Probleme unserer Tage — ist hier das in Leiden erlebte Problem zur Erörterung gestellt, ob über alle nationalen Grenzen hinweg überhaupt eine freie, würdige und dauerhafte menschliche Verbindung möglich ist. Das Buch beantwortet diese Frage nicht unmittelbar, sie ist wohl auch nicht zu beantworten. Aber man zieht aus diesem Buche Erkenntnisse, denn der Weltkrieg hat in seiner schwersten Form der Verheerung und des Hasses auch diese deutsche Familie und ihre englischen Verwandten überschattet. Man darf als den Versuch einer Lösung annehmen, daß der Sohn eines englischen Vaters und einer deutschen Mutter, den das Kriegserlebnis tiefest in seiner Seele verwundete, nach dem Kriege eine Zweigfabrik seines englischen Werkes in die alte süddeutsche Heimat verlegte, ohne seine beispielhafte Arbeit an gleich ihm innerlich verwundeten britischen Kriegsteilnehmern in England aufzugeben.

Kalender

Der Deutsche Reichspostkalender für 1938 (Leipzig, Konfordia-Verlag, RM 2,80), der immer für drei Tage ein

Blatt bringt, unterrichtet auch in diesem Jahre wieder in geschickter und einprägsamer Weise über die Arbeit, Ziele und Pläne der Reichspost und ihre und ihrer Beamten große Leistungen. Gut ausgewählte Bilder und Zeichnungen, viele praktische Hinweise und Auskünfte bestärken die Beliebtheit dieses Kalenders. — Auch die deutsche weltwirtschaftliche Gesellschaft läßt für 1938 den deutschen Weltwirtschaftskalender erscheinen (RM 2,20). Er faßt je vier Tage zusammen auf einem Blatt, gibt eine Übersicht über das wichtige Geschehen in der Weltwirtschaft im verflossenen Jahre und Ausblicke auf die Linien der Weltwirtschaft 1938. Der Vierjahresplan und die deutschen Möglichkeiten für den Export finden ihre besondere Berücksichtigung. — Der „Volksdeutsche Kalender“, herausgegeben von Franz Batsch, der von der deutschen Volksgruppe in Ungarn jetzt im zweiten Jahre bearbeitet ist (Budapest, „Kulturrat“-Verlags-gesellschaft. RM 1,—) und der „Landwirtschaftliche Kalender für Polen“, herausgegeben vom Verband deutscher Genossenschaften in Polen (Posen, Landwirtschaftliches Zentralwochenblatt für Polen. RM 1,50) bringen beide wertvolle Beiträge und Hinweise für die Landwirte und Bauern in Ungarn und Polen, sind praktisch im Gebrauch und zeigen in der Auswahl der erzählenden und Bildbeiträge in gleicher Weise die feste Bindung der Volksgruppen an das deutsche Volkstum wie ihre loyale Staatsbürgerschaft im Lande ihres Wohnsitzes. — Der „Kalender der Auslandsdeutschen 1938“ mit einem Blatt für je 3 Tage und wie gewohnt interessanten Bildern aus der Arbeit und dem Leben der Deutschen im Auslande und an den Grenzen liegt nun vor und bringt als hübsche Neuvergnügung 6 bunte Blätter, die als Postkarten gedruckt sind (Verlag Volk und Reich. RM 3,—).

Deutsche Bergsteiger

Wir hatten die Möglichkeit, im Novemberheft die Bezwingung des Sinischu durch die deutsche Himalaya-Expedition aus der

Jeder ihres Führers Paul Bauer unseren Lesern mitzuteilen. Jetzt liegt von Paul Bauer ein prachtvolles Buch vor: „Auf Rundfahrt im Himalaya“ (München, Knorr & Hirth. RM 7,50). Bauer schildert hier in packender Weise die großen Erfolge der deutschen Bergsteiger mit der Eroberung des Siniolchu und des Simvu im Jahre 1936, die die Besteigung des Munga Parbat vorbereiten sollten. Zu den vielen Abwehrkämpfen des Berges gegen die Versuche von europäischen Bergsteigern, ihn zu bezwingen, kam im Jahre 1937 der schwere Schlag gegen die deutsche Expedition, bei der die Deutschen Wien, Hartmann, Frankhauser, Hepp, Glöckner, Mühlritter und Pfeffer mit einer Reihe der treuen Träger umkamen. Paul Bauer flog unmittelbar nach dieser Katastrophe zum Himalaya, und es gelang ihm die Vergeltung von fünf der toten Kameraden unter unerhörten Anstrengungen. Es soll besonders hervorgehoben werden, in welcher großzügiger Weise die englischen Behörden und die englischen Flieger diese Rettungsaktion unterstützten. Das Buch ist ein hohes Lied auf deutsche Bergsteigerleistung, die ihren Glanz über alle Rückschläge hinweg behalten wird als ein Beitrag des Ringens der gesamten Menschheit um die Bezwingung des Gipfels der Welt. Die nahezu 100 Kunst- und Druckbilder sind von unerhörter Eindrucks- kraft.

Rudolf Pechel.

Die drei Brüder

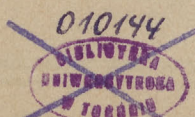
Verwandt mit Felix Zimmermans, doch um manche Tonstufe schwerer und tiefer gestimmt, ist in den letzten Jahren Antoon Coolens Erzählweise in Deutschland bekannt geworden. Des Nordbrabanters neuester Roman „Die drei Brüder“ (Leipzig, Insel-Verlag) greift inhaltlich über sein im vorigen Jahr erschienenen Buch „Das Dorf am Fluß“ zurück und zeigt, woher der Held dieses Buchs, der Arzt Tjerk van Zaake, stammt. Friso, sein Vater, ist das Urbild eines Bauernarztes und zugleich ein friesischer Herrenmensch, der das Leben zu packen versteht. Groß ist er in der Urwüchsigkeit seiner Heilweisen, groß ist er bei seinen phantastischen Festen, groß selbst, wenn er säuft. Laut und lärmend mutet oft sein Leben an, aber ebenso viel Zartheit und Stille ist da. Seiner Frau duldbende Liebe, seines Sohnes Wobbe verträumte Franziskanernatur, des zweiten Sohnes unglückselige Ehegeschichte — alles das wirkt bescheiden neben Frisos riesenmäßiger Gegenwart, obwohl in allem, was in dieser Familie geschieht, unerbittliche Ehrlichkeit und Schicksalsbereitschaft walten. Es könnte so scheinen, als habe sich die Stammeskraft an Friso verausgabt, wäre da nicht jener Tjerk, der „die Fackel weiter trägt“. Aus Helle und Dunkelheit ist das Bild eines Stücks Leben entstanden, das mitzuleben und mitzubedenken sich verlohnt.

Georg Kurt Schauer.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Walther Pahl, Berlin — Otto Freiherr v. Taube, Gautig bei München — Professor Kurt Kluge, Berlin — Dr. Otto Smelin, Bensberg-Neufrankenhorst bei Köln — Dr. Werner Hollmann, Brandenburg — Gerhart Pohl, Wolfshau, Riesengebirge — Dr. Margret Boveri, Berlin — Charlotte v. Jeromski, Bonn — Dr. Georg Kurt Schauer, Leipzig

Hauptschristleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald. Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schürmeister, Leipzig • DL IV. B. 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelsheet 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.



Erna Pissl

Deutsche Bauern in Ungarn

Mit einführenden Beiträgen

von Prof. Dr. A. Haberlandt (Wien) und Dr. Ernst Kieger (Münster)

Bekenntnis des Verlages

Als wir Erna Pissls Arbeiten zum ersten Male sahen, stand es für uns fest, daß man sie der deutschen Öffentlichkeit zugänglich machen müsse. Was den Betrachter dieser Bilder sofort gefangenimmt, ist natürlich nicht die äußerste Sorgfalt in der Aufnahme der Farben und Formen, die den Volkskundler begeistert, sondern es ist das tief Menschliche, das wesentlich Deutsche, das uns anspricht — und das nicht eine Trachtenmalerin, sondern nur eine begnadete Künstlerin so lebendig sprechen lassen konnte. Darum gehören diese Arbeiten nicht in die Schaufenster der Museen und nicht nur in die Hand des Volkskunders; nein, sie sollen in viele, viele Hände gelangen, sie sollen Tausenden und aber Tausenden sich einprägen als Zeugnisse des Lebens einer deutschen Volksgruppe außerhalb der Reichsgrenzen und so zu einem Kraftspender gesamtdeutschen Volksbewußtseins werden.

Es ist nicht möglich, in trockenen Worten zu sagen, was dieses Buch für die deutsche Sache bedeutet. Es muß für sich selber sprechen. Wer es einmal in Händen hat, wird es nicht wieder hergeben wollen.

Von dem Reichtum des Inhalts

Im Mittelpunkt stehen die Aquarelle und Zeichnungen von Erna Pissl, vierzig an der Zahl; die meisten davon sind in achtfarbigem Offset und in ganzer Seitengröße wiedergegeben.

Hierzu der Text, dessen Reichhaltigkeit die folgenden Abschnitts-Überschriften erkennen lassen: Von den Namen der Deutschen in Ungarn / Was in Wertesaca im Jahr 1870 zur „Ausstaffierung“ einer Braut gehörte / Die kunstvollen Mädchenfrisuren / Rosmarin / Schwänke, erzählt in Hajós in der Restbatschka / Frauen aus dem Schildgebirge erzählen / Von der Taufgodel / Kinderlieder und Sprüche / Aus dem Christkindspiel in Groß-Turwal / Von der Hartauer Tracht / Zwei alte Lieder aus Hartau.

Von der Ausstattung des Werkes

Der Satz wurde von der Offizin Haag-Drugulin zu Leipzig aus der schönen Claudius-Fraktur von Professor Rudolf Koch hergestellt; den Notensatz besorgte die Werkstatt „Haus zum Fürsteneck“ in Frankfurt am Main. Der Druck erfolgte in achtfarbigem Offset bei der Druckerei Oscar Brandstetter in Leipzig. Die Einbände aus grobem, naturfarbenem Leinen fertigte die Buchbinderei Frißsche-Hager-Sieck in Leipzig.

64 Seiten, Format 19.4 × 27 cm. Kartoniert RM. 5.40, in Ganzleinen RM. 7.80

Verlag Grenze und Ausland · Berlin W 30

Zwei neue Romandichtungen

Heinrich Hauser

Notre Dame von den Wogen

Roman. in Leinen 5.80

Preußische Zeitung: In der Schilderung des Kapitäns, der Mannschaft, des Kampfes mit Wind und Wetter ist Heinrich Hauser etwas gelungen, das kein anderer so unmittelbar und wahr hätte schreiben können, hier ist den letzten großen Segelschiffen noch einmal, bevor sie verschwinden und der Sage angehören werden, mit Liebe und begeisterter Teilnahme ein Denkmal gesetzt.

Nationalzeitung Essen: Mit diesem abenteuerlichen Roman, in dem das Meer und die Winde aufrührerisch rauschen, hat Hauser das eigentliche Thema seines Lebens, seiner Sehnsüchte und seiner tiefsten Erlebnisse wieder aufgegriffen. Hauser ist erfüllt von dem Größten, was es in der Natur gibt: der Gewalt des Meeres.

Sepp Keller

Das ewige Leben

Roman. in Leinen 5.80

Rheinische Landeszeitung: Das Werk von Sepp Keller ist eine neuartige Form, eine Verbindung von Chronik und Erzählung. Der große Vorteil dieser Romanform ist die mächtige Fülle der Geschehnisse und der Bilder. Hier wird einer erschlagen, dort brennt ein Haus, hier raufen sich die jungen Burschen, spielen und schwätzen kleine Mädchen. So wechseln die Bilder: ein Jahresfest, ein schwermütiger Regen über der Landschaft — ein handfester Unternehmer wirft einen Streikansager achtkantig zur Tür hinaus — oder es erfüllt sich die große schöne Liebe eines Mädchens in der Sterbenacht des Vaters. Sepp Keller gestaltet diese Bilder straff, klar und packend. Er stellt die allseitige Wirklichkeit bäuerlichen Lebens dar, ohne falsche Romantik, aber sachlich bis in die Tiefe überwirklicher Empfindungen.

Christian Janssen

Eugen Diederichs Verlag Jena

Dr. Lahmanns Sanatorium „Weißer Hirsch“

— DRESDEN



PHYSIKALISCH-
DIÄTETISCHE
HEILANSTALT

6 Fachärzte / Modernste Kurmittel
Ganzjähr. geöffnet / Waldgolfplatz!



**VERGISS DAS NICHT
BEI DEINEM OPFER**

*Für die 5000 Mann der Arbeitsfront
unentgeltlich ist in Mannen
des Lebensmittels, Lebens- und Bildung-
schüßigen Volk und Kindern zu helfen*

Dr. Julius Bergmann



Reiseziele für Juni bis September

Ind.: Asthma, konstipation, Schwäche, Anfälligkeit, Katarrhe der Luftwege, Skrofulose.

Kurmittel

kalte und warme Seebäder, Luft- u. Sonnenbäder, Meerwasser-Inhalationen usw. — z. T. Schlickbäder.

„Reisewinke“ durch den Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland Emden

Anzeigenpreise
nach Liste Nr. 6

HELIOS KLASSIKER

Erschöpfende Auswahl

Handliches Format

*Künstlerische
Ausstattung von
Prof. E. R. Weiß*

*Biographische
Einleitungen
namhafter Herausgeber*

Jeder Band in Leinen RM. 2.45,
Halbleder RM. 4.—. Über Ganz-
leder Ausgaben gibt der Prospekt
„Helios-Klassiker“ Auskunft.

Durch jede Buchhandlung

PHILIPP RECLAM JUN.,
VERLAG, LEIPZIG

Der Aufbau der deutschen Volksgemeinschaft

ruft überall einsatzbereite Helfer ans Werk.

Der Schwesternberuf

gibt allen deutschen Frauen und Mädchen eine Lebensaufgabe, in der sie nächst Ehe und Mutterchaft ihre schönste Erfüllung finden können.

Der Schwesterndienst

stellt sie in der Gemeindepflege, im Sanitätsdienst und Krankenpflege in die vorderste Front des Kampfes um das wertvollste Gut der Volksgemeinschaft, die

Volksgesundheit.

Nähere Auskünfte erteilen:

NSDAP.-Reichsleitung,
Hauptamt für Volks-
wohlfahrt,
NS.-Schwesternschaft,
Berlin W 62,
Aufsienstraße 110
Telefon: 25 93 31

Hauptverwaltung
des
Deutschen Roten
Kreuzes,
Berlin W 35,
Hardenbergstraße 10
Telefon: 25 93 51

Reichsbund
der
Freien Schwestern und
Pflegerinnen v. U.,
Berlin W 62,
Aufsienstraße 110
Telefon: 25 93 34



I, 3



40.1.38.



DEUTSCHE RUNDSCHAU

JANUAR 1938

64. JAHRGANG

A U S D E M I N H A L T

FREUND: Die USA. zwischen Neutralität und Weltmachtpolitik /
WINDELBAND: Internationale Höflichkeiten / KÜSTERS: Bewegung im
Islam / PECHEL: Waßmuß / PAHL: Der „Suezkanal der Luft“ / LINDT:
Der Persische Golf / FECHTER: Die Rückkehr zur Havel / SCHOLTIS:
Petr Bezruč / BERNHARD DÜLL UND TRAUTE DÜLL: Kosmisch ge-
lenktes Leben / POHL: Sturz der Göttin. Erzählung

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER
UND EUGEN DIESEL

MONATLICH 1.— RM
PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · PREIS 1.— RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 12.— RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustell-
gebühr bzw. Postüberweisungsproben. Viertelsjährlich 3.— RM · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt

SCHRIFTLEITUNG: BERLIN W 35 · KURFÜRSTENSTRASSE 42 I
VERLAG PHILIPP RECLAM JUN., LEIPZIG C 1, INSELS I R. 22/24 · POSTSCHECKK. LEIPZIG 295

64. JAHRGANG

JANUAR 1938

INHALTSVERZEICHNIS

Michael Freund: Die USA. zwischen Neutralität und Weltmachtpolitik . . .	I
Wolfgang Windelband: Internationale Höflichkeiten	6
Meinulf Küsters: Bewegung im Islam	8
Rudolf Pechel: Wahnwitz	12
Walther Pahl: Der „Suezkanal der Luft“	16
A. R. Lindt: Der Persische Golf	17
Paul Fechter: Die Rückkehr zur Havel	23
August Scholtis: Petr Bezruč	27
Die ewige Wirklichkeit	33
Bernhard Düll und Traute Düll: Kosmisch gelenktes Leben	38
Rundschau	50
Gerhart Pohl: Sturz der Göttin. Erzählung. I.	59
Literarische Rundschau:	
H. Paeschke: Das Gesicht der minoischen Kultur	67
R. Pechel: Geschichte und Politik	68
Werner Bergengruen: Schwarze Weide	70
R. Pechel: Romane und Novellen	71
E. K. Wiechmann: Von Sommer, Herbst, Tieren und Menschen	77